

Leseprobe aus dem Roman: „Ein Essen bei Viktoria“

Nach Amerika!

Es war eine Nichtigkeit, die dazu führte, daß ich mich mit Erasmus überwarf. Es ging um einen Dollar.

Wie ist es möglich, fragte ich mich damals, daß zwei Freunde wie wir, und noch dazu auf einer solchen Reise, einer Amerikareise, sich wegen eines Dollars in die Haare kriegen? Inzwischen glaube ich zu wissen, woran es lag. Ich glaube, es lag daran, daß wir keine Freunde waren. Erasmus hatte das immer behauptet, ich hatte ihm nur nicht geglaubt. Aber hatte er es selbst geglaubt? Und wenn ja, wieso ist er mit mir nach Amerika gefahren? Schon als er mir die Reise vorschlug, hätte ich wissen müssen, daß es schiefgehen würde. Es mußte schiefgehen. Wenn man so über die Menschen redet wie Erasmus, dann muß man ihnen aus dem Wege gehen und darf mit ihnen nicht verreisen. Man dürfte nicht einmal mit ihnen essen gehen.

Wir gingen häufig miteinander essen. Es gab niemanden, mit dem ich das so gern tat wie mit Erasmus. Nicht, weil wir beide Gourmets wären, ich bin kein Gourmet. Ich esse, was auf den Tisch kommt. Es gibt zwar Speisen, die ich aus irgendeinem Grunde nicht mag, aber die kommen auch nicht auf den Tisch, weil ich sie nicht bestelle. Austern, Schnecken, Kutteln oder Hirn bestelle ich nicht, so sehr auch andere davon schwärmen mögen. Auch zu Kaviar habe ich nie einen Zugang finden können. Ich weiß nicht, was Erasmus von Kaviar hält, ich habe ihn nie gefragt, aber ein Gourmet ist er auch nicht. Ihm schmeckt nämlich alles. Was für ein Vergnügen, mit ihm zu essen! Sein immer guter Appetit steckt einen an, er futtert drauflos wie ein Weltmeister und strahlt dabei eine Lebensfreude aus, um die man ihn beneidet. Er plaudert und lacht und freut sich, so daß es eine wahre Lust ist, ihm zuzuschauen und mitzumachen, selbst wenn man gerade mittendrin ist in der schönsten Schlankeitskur. Er ist ein hinreißender, ein mitreißender Esser. Und dabei ist er ganz und gar nicht dick! Kein Falstaff, kein Hitchcock, kein Orson Welles. Einsachtzig groß, athletischer Oberkörper, schmale Hüften, wenig Fett -, nicht einmal um die Taille, wo es für Männer unseres Alters doch eigentlich Vorschrift ist. Erasmus ist ein wenig jünger als ich, wirkt aber älter. Das liegt daran, daß er mehr arbeitet und dazu neigt, den Menschen Ratschläge zu geben, und zwar in Form von Theorien, obwohl er, wie er sagt, nicht daran glaubt, daß dadurch irgend jemand zur Vernunft zu bringen wäre. Nein, sagte er auch an dem Abend, an dem wir unsere Reise nach Amerika beschlossen, er mache sich nichts vor. Er wisse, wie die Menschen sind. Sie seien weder klug noch vernünftig, weder einsichtig noch beherrscht, sondern gingen chronisch in die Irre. Sie täten alles, um den Abgrund, in den sie früher oder später alle miteinander hineinspringen würden, so groß und tief und weit zu machen, daß sie auch wirklich alle hineinpaßten, alle sechs Milliarden. Die Menschen hätten nichts als Dummheiten im Kopf, und nichtmal danach würden sie sich richten, sie richteten sich überhaupt nicht nach dem Kopf, deswegen sei es vollkommen zwecklos, ihnen Ratschläge zu geben. Im übrigen wisse er selbst nicht, wo es langgehe, aber darauf komme es auch gar nicht an. Kein Wissen dieser Welt werde die Menschen zur Vernunft bringen, weder zur Vernunft noch zur Tugend. Überhaupt nichts könne sie dazu bringen. Die Menschen seien falsch codiert.

Darüber mußte ich lachen. Ich hatte eine Schwäche für die kategorische Art, in der Erasmus den Untergang der Menschheit prophezeite. Wahrscheinlich war ich seiner Ansicht, nur hätte ich es nie gewagt, das auszusprechen, ohne nicht doch noch ein wenig Hoffnung zu verbreiten. Umso komischer aber war es in meinen Augen, daß Erasmus seine Hoffnungslosigkeit so kategorisch verkünden und es sich dabei auch noch schmecken lassen

konnte. Nur fragt es sich, ob es vernünftig ist, mit einem Menschen, der so denkt, fünf Wochen zu verreisen, besonders wenn man selbst so denkt. Da hilft auch nicht die sogenannte Metadiskussion.

Die Metadiskussion ist ohnehin ein ausgemachter Schwindel. Man denkt, man habe das Ei des Kolumbus gefunden, und in Wirklichkeit ist es ein Windei, eine Scheinlösung. Das einzig Gute an der Metadiskussion ist, daß sie Spaß macht. Ja, das macht sie. Sie nennt das Elend beim Namen und läßt einem die Illusion, man stünde darüber. Man unterhält sich über die Misere und glaubt, weil man sich noch darüber unterhalten kann, sei man mit einem Bein schon draußen. Man sagt, die Menschen seien falsch codiert, es gebe keine Freundschaft, die besten Freunde seien oft schlimmsten Feinde undsoweiter, und dabei läßt man es sich schmecken und denkt nicht daran, aufzustehen und seiner Wege zu gehen, was man doch eigentlich tun müßte. Man verständigt sich darüber, daß man sich nicht verständigen kann, und denkt, man habe sich verstanden.

In einer solchen Stimmung, bei einem solchen Essen haben wir - das ist jetzt ein paar Jahre her - die Reise nach Amerika beschlossen, einig darüber, daß es keine Freundschaft gebe, einig darüber, daß der Mensch ein Ungeheuer sei, einig darüber, daß wir in die Staaten wollten. Nach Amerika!

Mit Erasmus zu reisen ist ein ähnliches Vergnügen, wie mit ihm zu essen. Mit demselben Appetit wie hier die Speisen verschlingt er dort die Sehenswürdigkeiten. Selbst mich riß er mit. Ich bin im Grunde nicht besonders neugierig. Wenn ich auf etwas Neues stoße, weiß ich meist nicht wohin damit. Es erschlägt mich. Ich weiß nicht, warum ich, wenn ich in New York bin, alle Sehenswürdigkeiten anstarren soll, das Empire State Building und das Guggenheim Museum, die Bronx und Brooklyn, Lower Eastside und Greenwich Village. Ich laufe mit blöden Augen durch die Gegend und sage aha, das ist dies, und aha, das ist das. Vor meinem Blick wird alles grau, selbst die Eichhörnchen im Central Park. Ich könnte die ganze Zeit im Park auf einer Bank sitzen. Der Schwarze im braunen Anzug, der sich neben mich setzt und fragt, ob ich die New York Times schon ausgelesen habe, ist mir näher als das ganze Empire State Building. Aber das ist nur Bequemlichkeit, in diesem Punkte gebe ich Erasmus recht. Man muß sich schon bewegen, wenn man was erleben will. Man kann sich nicht auf eine Bank setzen und darauf warten, daß das Leben zu einem kommt. Erasmus würde es keine fünf Minuten auf dieser Bank aushalten, er wüßte gar nicht, was er da sollte. Und den Schwarzen würde er für einen Straßenräuber halten, das ist sicher.

Wir waren nämlich nicht in der Bronx, und natürlich auch nicht in Harlem. Ich wollte hin, Erasmus war dagegen. Da hätten wir nichts zu suchen, sagte er. Es würde ihn zwar interessieren, wie ihn alles interessiere, aber sein Leben setze er dafür nicht aufs Spiel. Vor Harlem habe man ihn gewarnt. Die Schwarzen in Harlem warteten nur darauf, daß die Touristen zu ihnen kämen, um ihr Elend anzugaffen. Auf allen Straßen und in allen Hauseingängen lungerten sie herum und wetzten ihre Messer, um sie dem Touristen in den Rücken zu stoßen. Das sei ein einseitiges Vergnügen, sagte Erasmus, deswegen gehe er nicht hin. Nach Brooklyn ja, nach Harlem nicht. Lieber nochmal ins Guggenheim Museum, moderne Kunst sei ungefährlicher.

Ich weiß nicht, warum ich so versessen darauf war, nach Harlem zu gehen. Mit Engels- oder, wie Erasmus fand, mit Teufelszungen redete ich auf ihn ein. Ich würde ihn beschützen, sagte ich. Ich hätte Vertrauen zu den Schwarzen und sie zu mir. Mir würden sie nichts tun, mir würden sie ansehen, daß ich ihr Freund sei. Meine Freunde wären auch ihre Freunde. Kein Schwarzer würde ihm das Messer in den Rücken stoßen, solange ich noch bei ihm wäre. Im

übrigen könne ich Karate, schwarzer Gürtel, zehnter Dan. Es half nichts. Erasmus war nicht nach Harlem zu bewegen, weder mit Engels- noch mit Teufelszungen. Statt dessen Freiheitsstatue, die gerade renoviert wurde, so daß wir nicht hinaufkonnten. Ich habe von alledem nicht viel behalten. Was mir geblieben ist, sind die Eichhörnchen im Central Park und der Schwarze mit der New York Times. Der Blick vom Empire State Building ist mir genauso wenig zum Erlebnis geworden wie das Schlangestehen vor der Picasso-Ausstellung. Ganz schwach erinnere ich mich noch an Brooklyn. Es gab dort einen guten Cappucino. Aber Harlem hätte ich spannender gefunden.

Das sei übrigens, sagte Erasmus in einer Metadiskussion, nur eine Provokation gewesen. Ich hätte gewußt, daß er so vernünftig sein würde, Harlem zu meiden, und daher hätte ich den Mutigen gespielt und so getan, als hätte ich keine Angst. Auch ich hätte Angst vor Harlem und den herumlungernenden Schwarzen, nur bräuchte ich das nicht mehr zuzugeben, weil er sich zu seiner Angst bekenne. Auf seine Kosten spielte ich den Mutigen. Wieso ich den ausgerechnet nach Harlem gewollt hätte und sonst nirgendwohin, während er überall hingewollt hätte, nur nicht nach Harlem?

Später in Montana, im Yellowstone Park, waren es dann nicht die Schwarzen, sondern die Bären. Vor ihnen wurde überall gewarnt. Schon beim Eingang des Parks eine riesige Warntafel: Immer im Auto bleiben! Niemals aussteigen! Honigtöpfe zu Hause lassen! Im Hotel: Warntafeln auch hier, Flugblätter mit Instruktionen für den Notfall, bear-bells im Schaufenster des Kiosk. Wir übernachteten im Lake Hotel, sehr schön gelegen, prächtiger Holzbau, leider schlecht beheizt, es war schon etwas kalt.

Die bear-bells waren kleine Glöckchen mit Lederbändchen, die man sich um die Fußgelenke binden sollte, damit sie den etwas schreckhaften Bären rechtzeitig das Nahen des Wanderers ankündigten. Die Bären greifen den Menschen nämlich, so stand es auf dem Flugblatt, normalerweise nur an, wenn sie vor Schreck in Panik geraten. Das erste also, was Erasmus tat, als wir ins Lake Hotel kamen, war bear-bells kaufen. Ich weiß nicht wozu. Wir sind während der ganzen Woche kaum aus unserem Auto ausgestiegen. Wir fuhren immer nur die Landstraße auf und ab, ich saß am Steuer, ließ mir von Erasmus sagen, was für ein miserabler Autofahrer ich sei, und hörte mir mit Fassung seine Jubelschreie über eine weit entfernt grasende Büffelherde oder über einen einsamen Coyoten an, der am Straßenrand darauf lauerte, daß wir eine Maus totfuhren. Manchmal sahen wir auch - das war dann ein Höhepunkt! - Elche, die man in dieser Gegend Moose nannte. So eine Moose-Familie bescherte uns übrigens eine weitere Metadiskussion.

Wir hatten das Auto am Straßenrand geparkt und waren ausgestiegen. Erasmus hatte beobachtet, wie einige Amerikaner sich an die Elch-Gemeinschaft heranschlichen, offenbar in der Absicht, sie zu fotografieren. Wir schlichen mutig hinterher, bis auf hundert Meter an die Moose-Familie heran. Dann blieben die Amerikaner stehen, Erasmus ebenso. Es sei keine Frage, sagte Erasmus später, daß der Amerikaner besser wisse als der Deutsche, wie nahe man an einen Moose herangehen dürfe. Der Amerikaner kenne seinen Moose, der Deutsche nicht. Wir hätten den Amerikanern viel voraus, worum sie uns beneideten, unsere Kultur, unsere Geschichte, den Schwarzwald, Heidelberg. Aber was den oder das Moose betreffe, da sei der Amerikaner uns noch überlegen. Oder ob mir in Heidelberg schon mal ein Moose begegnet sei? Na also.

Ich war nämlich weitergegangen. Ich wagte mich auf fünfzig oder sogar dreißig Meter an das erste Moose heran. Es war ein Junges. In einiger Entfernung kaute Mutter Moose. Noch weiter hinten, im seichten Wasser eines Flusses, stand in Gedanken Vater Moose. Alle drei

waren in einer sehr philosophischen Stimmung und kümmerten sich wenig darum, daß man sie anstarrte und fotografierte, als hätte man noch nie im Leben einen Moose gesehen. Es war eine harmonische Szene, ein Bild des Friedens. Nur einer fiel aus dem Rahmen: Erasmus. Er löste sich unter - wie er mir nachher sagte - Aufbringung seines ganzen Mutes aus dem Schutz der Amerikaner, kam näher an mich heran, gestikulierte wild mit Armen und Beinen und stieß in gewissen Abständen Laute aus, die in meinen Ohren wie "He" oder "Pssst" klangen. Die Moose-Familie fühlte sich dadurch in ihrer Ruhe gestört und trottete davon. Ich aber mußte mir die schlimmsten Vorwürfe anhören. Ich sei ein Todeskandidat, sagte Erasmus, ein Selbstmörder, der nicht davor zurückschrecke, auch andere in seinen Abgrund mit hineinzureißen. Er müsse mich um seiner eigenen Sicherheit willen vor mir selber schützen. Schon wieder hätte ich ihn provozieren wollen, genauso wie vor einer Woche in New York.

Das Verteufelte an der Metadiskussion ist, daß man dazu neigt, die Unverträglichkeit von der Objektebene auf die Metaebene hinüberzuschmuggeln. Wir aßen im Restaurant des Lake Hotels. Es gab, das weiß ich noch genau, eine köstliche Lachsforelle. Das Essen machte uns bereit für Friedensverhandlungen, der kalifornische Chablis half kräftig mit, aber es wollte nicht gelingen. Erasmus räumte zwar ein, daß er ein wenig überängstlich sei, bestand aber darauf, daß seine Überängstlichkeit nur eine Reaktion auf meinen fast schon kriminellen Übermut gewesen sei. Ich provozierte seine Überängstlichkeit durch meinen Übermut.

"Nein", sagte ich, "du provozierst meinen Übermut durch deine Überängstlichkeit."

"Du verwechselst Ursache und Wirkung", sagte er.

"Nein", sagte ich, "ich rücke sie nur zurecht."

Und so weiter bis zum Dessert. Nicht das Streben nach Erkenntnis beherrschte unsere Metadiskussion, sondern die blanke Rechthaberei.

"Halt", sagte ich schließlich, "ich mache nicht mehr mit."

"Was soll das heißen, du machst nicht mehr mit?"

"Du willst mir mal wieder den Schwarzen Peter zuschieben."

"Wir spielen hier nicht Schwarzer Peter, wir führen eine Metadiskussion."

"Dann schlage ich vor, wir führen eine Meta-Metadiskussion."

Es war mein Vorschlag. Später versuchte Erasmus, ihn für sich zu reklamieren, aber ich lasse mir nicht mein letztes Hemd rauben. Die Meta-Metadiskussion hatte nämlich Erfolg. Wir kamen zu der richtigen Erkenntnis, daß wir in unserer Metadiskussion deswegen den Streit nicht hatten beenden können, weil wir noch am kausalen Denken festgehalten hatten. So waren wir gezwungen gewesen, Erasmus' Überängstlichkeit auf meinen Übermut zurückzuführen, oder aber meinen Übermut auf Erasmus' Überängstlichkeit. Ein Drittes gab es nicht, es sei denn, wir verließen das kausale Denken. Ein anderes, moderneres Denken dagegen würde hier statt Ursache und Wirkung Interdependenzen sehen, einen Regelkreis vielleicht, ein halbgeschlossenes System oder wie immer man so etwas nenne wollte, in jedem Falle sah die Sache dann schon anderes aus: Überängstlichkeit des einen und Übermut des anderen bedingten einander, schaukelten sich wechselseitig hoch oder herunter, Schuld hatte selbstverständlich keiner, jeder sollte sich an seine eigene Nase fassen, und was vielleicht

noch möglich schien, war Vorsicht bei der Wahl der Situationen, in die wir uns begaben, darüber sollte man mal nachdenken. Mein Vorschlag, das schwerfällige "Über" aus unserer Sprache zu verbannen und künftig statt von Überängstlichkeit und Übermut nur noch von Angst und Mut zu reden, wurde aus irgendeinem Grunde abgelehnt. Und damit gingen wir schlafen.

In der Nacht fing es an zu schneien. Wir konnten am nächsten Morgen gerade noch ins Auto steigen und zum Flughafen nach Bozeman fahren, sonst hätten wir im Yellowstone Park überwintert. In Kalifornien schien die Sonne. Wir mieteten uns südlich von Los Angeles, direkt am Pazifik, ein Apartment. Zwei Zimmer, große Terrasse, Fernseher, Külschrank, Spüle, Herd - alles. Ich besitze noch heute Fotos, auf denen wir beide zu sehen sind: in der Abendsonne sitzend, Zigarette in der einen, das Glas Whiskey in der anderen Hand. Erasmus mit weißer Hose und blau-weiß kariertem Hemd, ich mit weißer Hose und schwarzem Hemd. So saßen wir da. Es ist auf den Bildern deutlich zu erkennen, daß wir das Wohlleben preisen. Aber die Unverträglichkeit war stärker.

Es sind Kleinigkeiten. Immer sind es Kleinigkeiten. Eigentlich nicht der Rede wert. Man schämt sich, daß man nicht die Größe hat, darüber hinwegzusehen. Aber es ist wie verhext, die Kleinigkeiten setzen sich durch. Wenn ich an Kalifornien denke, an Laguna Beach, dann sollte ich eigentlich an Dinge denken, die wirklich von Bedeutung sind, an Disneyland, an Hollywood, an die Besichtigung der Universal Studios. Wir haben eine Guided Tour gemacht, wir haben uns alles angesehen, was die Studios zu bieten hatten, Stuntmen, dressierte Tiere, den Killer-Hai, Frankensteins Schloß, mexikanische Straßen, durch die man künstliche Sturzbäche schickte, und natürlich die Studios selbst mit ihren Tricks und Betrügereien, ohne die der Film nicht auskommt. Das war schon beeindruckend. Im Grunde aber ist es an mir abgeprallt. Wenn ich das alles nicht gesehen hätte, würde ich mich auch nicht ärmer fühlen. Viel mehr beeindruckt haben mich die Kleinigkeiten.

Ich finde, ein Dollar ist eine Kleinigkeit. Ein Schwarzer in Haiti mit einem Dollar Tageslohn mag das ein bißchen anders sehen, ich bin kein Schwarzer in Haiti. Man sagt zwar, beim Geld höre die Freundschaft auf, aber daß die Freundschaft schon bei einem Dollar aufhören sollte, das hätte ich mir doch nicht träumen lassen; nicht, als wir in der Pizzeria in der Eisenacher Straße unsere Reise nach Amerika beschlossen.

Es ist auf solchen Reisen immer die Frage, wie halten wir es mit dem Gelde? Getrennte Kassen? Gemeinsame Kasse? Irgendeine Mischform? Wir hatten uns für die Mischform entschieden, das halte ich auch heute noch für sehr vernünftig. Die großen Beträge für Hotelrechnungen, Leihwagen oder Flugtickets bezahlten wir getrennt, die kleineren für Eintrittskarten, Popcorn, Kaffee, Eis oder Benzinrechnungen bezahlte mal der eine, mal der andere, wie es gerade kam. Das würde sich schon ausgleichen, dachten wir, wenn heute der eine zuviel gezahlt hat, zahlt morgen der andere zuviel, am Ende wird es sich ausgeglichen haben, dafür sorgt das Gesetz der großen Zahl. Man muß diesem Gesetz natürlich Vertrauen schenken, sonst kann man die Mischform vergessen. Wozu eine solche Regelung treffen, wenn man es doch nicht lassen kann, alles und jedes nachzurechnen?

Das aber ist Erasmus' Art, obwohl er propagiert, man solle fünf gerade sein lassen. Er rechnet nach, wo immer eine Rechnung auftaucht. Die Mundwinkel buchhalterisch heruntergezogen überprüft er, selbst wenn ich bezahle, im Restaurant die Rechnung. Er sei zu oft betrogen worden, sagt er. Die Kellner legten es darauf an. Es liege vielleicht sogar ein bißchen an ihm selbst, er habe etwas an sich, das sie zum Betrug herausfordere. Aber gerade deshalb rechne er nach, damit sie nicht glaubten, mit ihm könnten sie es machen. Die Kellner

verachteten den Gast, den sie übervorteilen könnten, und das könne er nicht auf sich sitzen lassen. Das Geld könne er verschmerzen, die Verachtung der Kellner nicht. Er sei kein Knickerarsch, er wolle aber respektiert werden. "Sie stecken alle unter einer Decke", sagt er, "Sie haben sich alle miteinander verschworen. Wo du auch hinkommst, dieselben Tricks, dieselben Gesten, dieselben Blicke, dieselben Gaunereien. Es ist ein internationale Verschwörung, es ist eine Verschwörung des internationalen Weltkellnertums!"

Und dann lacht er! Haha! Er denkt, es sei komisch, was er da sagt, es sei ironisch übertrieben. Das ist es oder wäre es auch, wenn da nicht auch noch etwas anderes wäre: Erasmus' Finger auf der Rechnung, Posten für Posten herunterkletternd bis zur Summe unter dem Stich. Was soll da noch die Ironie? Man kann nicht ironisch nachrechnen. Entweder man rechnet, oder man rechnet nicht. Erasmus rechnet. Er entdeckt einen Fehler. Er winkt den Kellner herbei und sagt mit gedämpfter Stimme - nicht übertrieben anklagend, aber auch nicht übertrieben freundlich -, er glaube, an der Rechnung sei etwas nicht in Ordnung.

"Nicht, mein Herr?"

"Nein, sehen Sie hier: Das haben wir nicht bestellt."

"Die Portion Pommes frites extra, mein Herr."

"Das hier?"

"Ja, mein Herr."

Die Rechnung stimmt. Erasmus hat sich blamiert. Aber er merkt es nicht, er ist zufrieden. Er hat nachgerechnet. Kein noch so schönes Apartment mit Sonnenterrasse und Blick auf den Pazifik wird ihn davon abhalten. Er mußte es dann sogar dahin treiben, daß er mich verdächtigte, obwohl ich ja gar kein Kellner bin. Er mußte mir die Absicht unterstellen, ich wolle ihn betrügen oder übervorteilen. Er mußte mich beleidigen.

Am Abend unserer Abreise aus Laguna Beach warf er mir vor, ich nutzte ihn aus. Ich gäbe mir den Anschein eines großzügigen Menschen, sagte er, eines Menschen, der eher zuviel bezahle als zuwenig, in Wirklichkeit aber drehte und wendete ich alles so, daß es zu meinem Vorteil sei. Ich bezahlte das Eis, und er die Benzinrechnung. Ich den Kaffee, und er die Eintrittskarten für die Universalstudios. Ich die Limonade, und er die Hamburger mit Pommes frites. Undsoweiter. Nichts davon stimmte, alles war an den Haaren herbeigezogen, selbst sein eigene, heimlich notierte Rechnung sprach dagegen. Am Ende dieser kaum noch so zu nennenden Metadiskussion begann er nämlich, mir anhand seines Notizbuches vorzurechnen, was an diesem Tage ich und was er bezahlt hatte. Ich war zu aufgeregt und zu empört, um meinerseits das Rechenwerk zu überprüfen. Mag sein, es stimmte. Mag sein, er hatte etwas vergessen. Es war mir egal. Auf jeden Fall war das Ergebnis seiner Rechnung, daß er an diesem Tage einen Dollar fünfzig zuviel bezahlt hatte. Einen Dollar fünfzig! Natürlich rechnete er diese Summe auf fünf Wochen hoch, behauptete, der Fehlbetrag zu seinen Ungunsten sei an anderen Tagen noch höher, von Ausgleich und Gesetz der großen Zahl könne bei meinem das Zücken meines Portemonnaies geschickt verzögernden Gebaren nicht die Rede sein, er zahle drauf, ich sahnte ab, und so weiter. Es war absurd. Ich hatte das Gefühl, es mit einem Verrückten zu tun zu haben. Rette sich, wer kann!

Am nächsten Tage trennten wir uns. Ich fuhr allein nach San Francisco, nach Las Vegas, nach New Orleans und dann von dort nach Houston, wo wir unseren Rückflug antraten. Im

Flugzeug, während wir vom Plastikteller Sandwiches aßen, kam es zur letzten Metadiskussion. Wir einigten uns darauf, daß die Affäre äußerst lächerlich gewesen sei. Erasmus, bester Laune, gestand, er habe bei der Aufrechnung auch noch gemogelt. Die Differenz sei nicht ein Dollar fünfzig gewesen, sondern nur ein Dollar.

Inverness

Es kam mir länger vor, aber ich war tatsächlich erst zwei Stunden wieder in Berlin. Und schon betrunken.

Ich hatte meine letzten drei, vier Zigaretten geraucht und ebensoviele Gläser Sherry geleert. Danach überfiel mich der Heißhunger auf Spiegeleier. Vermutlich, weil ich schon zum Frühstück Spiegeleier gegessen hatte, bacon and eggs. Wenn ich morgens Spiegeleier esse, komme ich den ganzen Tag nicht davon los. Das ist wie mit dem Alkohol. Oder den Zigaretten. Ich rannte in die Küche, stellte den Herd an, wartete darauf, daß die Butter in der Pfanne schmolz, gab drei Eier hinein, legte zwei Scheiben Käse darauf, tat den Deckel auf die Pfanne und betete, daß das Zeug da drinnen endlich gar würde.

Im Kühlschrank war noch eine Flasche Sekt. Ich öffnete sie, füllte mir ein Glas ab, verschloß die Flasche wieder und stellte sie zurück. Dummerweise waren die Zigaretten alle. Jetzt hätte ich gern noch eine geraucht. Eine jetzt und eine nach dem Essen. Schade. Zum Automaten gehen kam nicht mehr in Frage. Ich wollte mit dem Rauchen aufhören. Unbedingt. Mit dem Rauchen, mit dem Saufen, mit dem Essen. Nur vorher noch die Spiegeleier.

Ich ließ die Eier auf den Teller gleiten, kramte Messer und Gabel aus der Schublade, rannte zurück ins Wohnzimmer und aß den Teller leer. Dazu trank ich den Sekt. Danach legte ich mich ins Bett. Mein Bauch war voll, meine Brust schmerzte, mein Kopf war benebelt -, da half nur noch das Bett. Ich hätte nicht lesen können, erst recht nicht schreiben, auch nicht mit irgendjemand reden, noch nicht einmal ins Kino gehen. Fernsehen vielleicht, fernsehen geht immer. Mein Fernseher war kaputt.

Ich lag im Bett und dämmerte vor mich hin. Wie spät war es? Halb sechs. Zu früh, um sich ins Bett zu legen. Zu früh zum Betrunkensein. Zu spät, um mit dem Tag noch etwas anzufangen.

Ich dachte an Andrea. Ich war nicht betrunken genug, um nicht an sie denken zu müssen, und nicht nüchtern genug, um mich auf etwas anderes konzentrieren zu können. Ich war ihr ausgeliefert. Es ist in Ordnung, dachte ich, es ist in Ordnung. Die Sache lief nicht mehr, schon lange nicht, sie ist im Grunde nie gelaufen, nicht einmal in den ersten Wochen. Es war Lüge, alles Lüge. Sei froh, daß es zuende ist, sei froh!

Ich war nicht froh. Ich dachte an den neuen Lover. Wahrscheinlich war er jünger als ich, lebensbejahend, sportlich, attraktiv, und was man sich als Frau so wünschen kann von einem Mann. Für einen resignierten, selbstzerstörerischen, jede gute Laune verderbenden Anfangvierziger hätte sie mich nicht verlassen müssen. Da hätte sie auch bei mir bleiben können.

Wahrscheinlich schläft sie jetzt mit ihm, dachte ich. Na und? So toll war es nicht. Sie sagte, es sei toll, ich sagte, es sei toll, und in Wirklichkeit habe ich gedacht, wie komme ich bloß hier raus. Ich habe mich immer nur nach einer anderen gesehnt. Oder nach dem Alleinsein.

Du wolltest allein sein, sagte ich zu mir, jetzt bist du es, was willst du mehr? Sie ist mit ihrem Lover glücklich, und du bist wieder ein freier Mann. Ist doch in Ordnung.

Aber je mehr ich dachte, es ist in Ordnung, desto mehr hatte ich das Gefühl, daß es irgendetwas anderes war, eine Gemeinheit, eine Bosheit, eine Hinterhältigkeit. Ich wollte sie lossein und meine Ruhe haben, jetzt bin ich sie los und habe doch nicht meine Ruhe. Ich saufe, ich rauche, ich fresse, ich lasse mich gehen. Und alles nur, weil sie den neuen Lover hat.

Du bist ein Kind, sagte ich dann wieder zu mir, du bist ein alter Mann, aber ein Kind. Du bist mit ihr nicht glücklich, aber du willst auch nicht, daß sie mit einem anderen glücklich ist, das ist kindisch. Du bist nie richtig erwachsen geworden! Du kannst dich mit deinem verkniffenen Gesicht und der dahintersteckenden Kinderseele nirgendwo mehr blicken lassen. Du hast verloren, endgültig verloren.

Es gelang mir, mich im Bett aufzusetzen und erst das rotgemusterte und dann auch noch das grüngemusterte Kissen zwischen mich und die Wand zu schieben. Meine Nase war verstopft. Ich holte vom Fußboden ein Plastikfläschchen mit Nasenspray herauf und sprühte in jedes Nasenloch zwei Spritzer. Die Nase wurde freier. Meine Weinerlichkeit nahm ab.

Nein, dachte ich, ich habe nicht verloren. Morgen beginnt ein neues Leben. Heute ist nichts mehr zu machen, aber morgen. Ich habe ein Recht zu leiden. Ich wollte, daß sie mich in Ruhe läßt, aber sie hat mich nicht in Ruhe gelassen, sie hat mich in Panik versetzt. Sie hat gewartet, bis sie mich in Panik versetzen konnte, sonst hätte sie mich schon eher verlassen, schon bevor sie ihren neuen Lover hatte. Aber so sind die Frauen, sie müssen unbedingt so lange warten, bis der neue Lover da ist, vorher verlassen sie dich nicht.

Noch Ende Februar hatte Andrea mir geschrieben, daß sie sich riesig darauf freue, mich in London zu sehen. Anfang März war sie auch noch herzlich und in Vorfreude. Und dann, am Tag vor meinem Abflug, auf einmal dieser Eilbrief: "Ich möchte Dich bei Deinem Londonaufenthalt nicht sehen, den Grund dafür wirst du erraten können." War das in Ordnung? Ich hatte mich auf sie eingestellt, ich hatte alles arrangiert, den Flug, das Hotel, das Doppelzimmer, alles. Es fehlt nicht viel, und ich hätte sogar schon die Mütze gekauft, die Mütze für Mrs Kingdom.

Mrs Kingdom war ihre Wirtin. Sechzig Jahre, Witwe, zwei Töchter, ein bißchen schwerhörig. Das Zimmer, schrieb Andrea, sei so richtig gemütlich und nett, das Reihenhaus so typisch englisch, und das Frühstück so richtig lecker, mit cereals und allem. Manchmal koche Mrs Kingdom sogar für sie, obwohl sie ja nur bed and breakfast habe und nicht bed and dinner, aber trotzdem. Sie habe sich sogar schon überlegt, ob sie nicht ganz dableiben solle, nicht nur die sechs Wochen für den Englischkurs, sondern für immer! Bei Mrs Kingdom fühle sie sich so richtig wie zu Hause. Und eines Abends hatte sie mich angerufen und gesagt, ich müsse unbedingt noch eine solche Mütze besorgen, wie ich sie ihr vor ihrer Abreise geschenkt hatte, Mrs Kingdom sei nämlich ganz verrückt nach dieser Mütze.

Es war eine Mütze aus der Volksrepublik China. Außen braunes Leder, innen Kaninchenfell, an der Seite Ohrenklappen mit Bändern, die man unterm Kinn zusammenbinden konnte. Ich hatte sie Anfang der 70er Jahre in einem Laden gekauft, in dem es rotchinesische Hochglanzillustrierte, Jacken im Mao-Look und diese Mützen gab. Getragen hatte ich sie nie, sie war zu klein. Andrea paßte sie hervorragend. Sie war in London, während sie Stunden um Stunden durch die Straßen lief und sich alles anschaute, die Häuser und die Menschen, die

Busse und die Taxis, alles ganz toll, immer wieder auf diese Mütze angesprochen worden, das hatte sie schon in ihrem ersten Brief geschrieben. Ganz London stand gewissermaßen Kopf nach dieser Mütze. Und Mrs Kingdom wollte auch so eine.

Ich hätte sie auch gekauft, ich hatte nur den Laden nicht mehr finden können. Zum Glück. Sonst läge die Mütze jetzt bei mir herum. Das mit der Mütze war nochmal gutgegangen, das mit dem Flug und mit dem Doppelzimmer weniger. Wozu für eine ganze Woche ein Doppelzimmer reservieren und sogar im voraus bezahlen, wenn man am Ende doch allein ist und nicht länger als drei Tage bleiben will? Das war doch Unsinn! Drei Tage mußte ich sowieso nach London, weil ich zusammen mit Viktoria eine alte Dame für den Rundfunk interviewen wollte. Den Rest der Woche hatte ich mit Andrea verbringen wollen, damit sie noch einmal mit mir zusammen durch die Straßen laufen und alles anschauen konnte, die Häuser und die Menschen, die Busse und die Taxis, alles ganz toll - und dann kam auf einmal dieser Eilbrief.

In meiner ersten Panik hatte ich Maria angerufen. Aber noch während bei ihr das Telefon klingelte, fragte ich mich, ob ich nicht wieder auflegen sollte. Sollte ich mich nicht lieber hinsetzen und warten, bis es vorbei war? Aber nein, sagte ich mir dann, du kannst nicht dein ganzes Leben lang immer nur warten, bis es vorbei ist, irgendetwas mußt du tun. Wenn Maria nicht da ist, umso besser.

Maria war da. Ich sagte, ich hätte mich mit einer jungen Dame in London treffen wollen, und die junge Dame habe mich versetzt. Maria lachte.

"Nun ist das Doppelzimmer frei", sagte ich, "bzw. das zweite Bett im Doppelzimmer, willst du mich nicht besuchen? Von Sonntag bis Donnerstag, auf meine Kosten, Flug und alles?"

"Das ist ja ein verlockendes Angebot", sagte sie.

"Dann nimm es doch an", sagte ich.

"Von wann bis wann, sagtest du?"

"Von Sonntag bis Donnerstag."

"Ich werd's mir überlegen."

"Ich muß es aber heute wissen", sagte ich, "ich fliege ja schon morgen."

"Gut", sagte Maria, "ich rufe dich in einer halben Stunde wieder an."

Danach war ich beruhigt. Die Panik hatte sich gelegt. Ich machte mich daran, den Koffer zu packen, vor allem das Aufnahmegerät, das Mikrophon und die Kassetten für das Interview, und als ich mich im Innersten befragte, ob es mir lieber wäre, wenn Maria ja sagte oder nein, da mußte ich mir ehrlich sagen, daß es mir egal wäre.

Nach einer halben Stunde rief Maria wieder an und sagte, sie habe es sich überlegt, es sei wirklich ein äußerst verlockendes Angebot, und es täte ihr schrecklich leid, daß sie es nicht annehmen könne. Aber sie müsse noch einen Artikel für die Neue Zürcher Zeitung schreiben, und ich wisse ja, wie langsam sie arbeite.

"Ist gut", sagte ich, "es war ja nur ein Angebot."

"Ja", sagte Maria, "und was für ein verlockendes!"

Am nächsten Morgen holten Viktoria, ihr Sohn Max und Winfried mich mit dem Taxi ab, und wir fuhren zum Flughafen. Winfried war Max' Kindermädchen oder, wie Viktoria richtig sagte, sein "Kindermann".

Erst in London dachte ich wieder an Andrea. Sie hatte mir geschrieben, es sei warm und frühlingshaft. Es war kalt und regnerisch.

Im Hotel gab es eine Überraschung. Man hatte kein Zimmer für uns. Irgendein Computer hatte irgendetwas durcheinandergebracht. Das sagte man uns natürlich nicht sofort, sondern erst, nachdem man uns solange hingehalten hatte, bis wir kampfunfähig waren. Max verspielte währenddessen ein Vermögen an einem dieser elektronischen Geräte, mit denen man Flugzeuge abschießen kann, Winfried maulte, weil er unbedingt sofort die Stadt sehen wollte, Viktoria regte sich mehrere Male auf, ab, und wieder auf -, nur ich blieb ruhig. Ich hatte es nicht eilig. Je länger ich hier im Hotel saß und nicht wußte, was nun werden würde, desto geringer war die Gefahr, Andrea und ihrem Lover über den Weg zu laufen. Sie hockten jetzt wahrscheinlich in der Tate Gallery vor einem Turner oder Constable, und ich konnte vorbeikommen und mir ihr Glück anschauen. Aber darauf konnten sie lange warten, ich würde doch nicht kommen, weder in die Tate Gallery noch in die National Gallery. Die Kunst war mir für dieses Mal verleidet. Ich hätte nicht einmal an Cézanne meine Freude gehabt, mit Andrea und ihrem Lover davor.

Nach ungefähr drei Stunden kam der Manager des Hotels, drückte uns ein Begleitschreiben für ein anderes Hotel derselben Kategorie sowie zwei einzelne Pfundnoten für das Taxi in die Hand und wünschte uns alle Gute. Das Taxi fuhr ein paar Straßen weiter zu dem anderen Hotel, der Fahrer war mit den zwei Pfund zufrieden, und nur die Sache mit derselben Kategorie erwies sich als Schwindel. Aber inzwischen waren wir so müde, daß es auch das Obdachlosenasyll getan hätte. Wir schleppten die Koffer in unsere Zimmer und trafen uns eine halbe Stunde später im Foyer. Viktoria und Winfried wollten in die Stadt, Max mußte wohl oder übel mit, und auch ich schloß mich ihnen zögernd an. Zwar fürchtete ich, unterwegs Andrea mit ihrem Lover zu begegnen, aber ich hatte auch keine Lust, allein in meinem Doppelzimmer auf dem viel zu großen Bett zu liegen und die Decke anzustarren.

Wir fuhren mit dem Taxi zum Trafalgar Square, und gleich nachdem wir ausgestiegen waren, sah ich sie: Andrea! Mit Lover! Eng umschlungen! Direkt neben einem der großen Löwen, die die Säule mit dem Admiral bewachen! Geistesgegenwärtig versteckte ich mich hinter dem breiten Rücken des Kindermannes. Mein Herz klopfte, meine Knie schlotterten, mein Atem stockte. Es war demütigend. Ich hatte es vorausgesehen, es hatte so kommen müssen, ich kannte die Zufälle, man konnte sich hundertprozentig auf sie verlassen. Ich hätte im Hotelzimmer bleiben sollen, soviel war sicher. Ich fühlte mich wie ausgestoßen, wie einer, der auf dieser Welt nichts mehr zu suchen hat, weder in London noch in Berlin noch sonstwo, und vor allem nicht auf dem Trafalgar Square. Und das, obwohl London meine Stadt war! Ich hatte sie für mich erobert, vor Jahrzehnten schon. Andrea war nicht die erste, die hier einen Englischkurs mit bed and breakfast besuchte, ich hatte das vor fünfundzwanzig Jahren schon gemacht, da lag Andrea noch so gut wie in den Windeln!

Das Gefühl der Demütigung wurde nicht geringer, als ich erkennen mußte, daß Andrea nicht Andrea und ihr Lover höchstwahrscheinlich auch nicht ihr Lover war. Ich hatte mich blamiert.

Wir bogen in den Strand ein und kauften im Adelphi Karten für das Musical Me and My Girl. Nur noch zwei Stunden, dann würden Viktoria und ich im Theater sitzen, und wenn Andrea nicht noch unvermutet dort auftauchte, dann war der Tag gerettet.

Im Covent Garden, beim Cappucino, erzählte ich Viktoria von dem Eilbrief. Ich hatte es eigentlich nicht verraten wollen, aber die Begegnung mit Andrea hatte mich weich gemacht, obwohl es nicht Andrea gewesen war. Viktoria konnte mit der Geschichte wenig anfangen. Sie ließ sich den Text des Eilbriefes dreimal wiederholen, schüttelte verständnislos den Kopf und sagte schließlich: "Wieso glaubst du, daß sie einen Lover hat?"

"Was denn sonst?" sagte ich.

"Keine Ahnung."

"Und der Brief?"

"Ich weiß nicht", sagte sie, "ich finde ihn kryptisch."

Kryptisch! Das war es! Der Brief war kryptisch! "Warum ich Dich bei Deinem Londonaufenthalt nicht sehen will, wirst du sicherlich erraten können." Kryptisch. Viktorias Fähigkeit, zur rechten Zeit das rechte Wort zu finden, war meine Rettung.

Das Wort befreite mich von dem Verdacht, daß es die Abfuhr gewesen war, die mich geärgert hatte, und der Brief bloß Nebensache. Nun aber, wo Viktoria das erlösende Wort gefunden hatte, war dieser Verdacht mit einem Mal verflogen. Der Brief war kryptisch, und das Kryptische daran war ärgerlich. Einen neuen Lover haben, ist eine Sache, einen kryptischen Eilbrief schreiben, eine andere.

Das Wort erleichterte mich so, daß ich nicht einmal mehr darauf bestand, mit dem Taxi ins Hotel zu fahren. Auf Winfrieds Wunsch fuhren wir mit der berühmten Londoner tube. Das brachte noch einmal das Risiko mit sich, Andrea und ihrem Lover zu begegnen, aber diesmal ging alles gut.

Der nächste Tag war so gut wie verplant. Nachmittags das Interview, abends nochmal Theater, morgens meinen Rückflug buchen. Ich hatte ja immer noch das Ticket für die ganze Woche, von Freitag bis Donnerstag, aber was sollte ich noch hier, wenn Viktoria, Max und Winfried am Sonntag wieder abgeflogen waren? Mich vor Andrea verstecken? Das konnte ich in Berlin besser.

Viktoria und Winfried wollten vormittags Bahnhöfe besichtigen, Charing Cross, St.Pancrass, Viktoria Station und Paddington. Max wollte unbedingt auch noch ins London Dungeon, ein Wachsfigurenhorrorkabinett. Viktoria war davon nicht angetan, Winfried auch nicht, aber Max setzte es durch.

Ich fuhr allein zur Shaftesbury Avenue und kaufte im Lyric Theatre eine Theaterkarte. Dann ging ich zur Regent Street, um den Flug zu buchen. Unterwegs, am Picadilly Circus, aß ich ein "Shawarma", eine Art indisches Kebab. Das Leckere daran war die scharfe Currysauce, und das Besondere die Tatsache, daß ich vor einem halben Jahr schon einmal hier gestanden

hatte, mit Andrea. Sie war zum ersten Mal in London und fand alles ganz toll, den Picadilly Circus, die Coca-Cola-Reklame, die Erosstatue, das Shawarma und die Idee, hier in den Ferien einen Sprachkurs zu machen, mit bed and breakfast. Ob ich sie dann besuchen kommen würde?

Im Büro der British Airways war es ziemlich voll. Man mußte seinen Namen auf eine Liste setzen lassen und warten, bis man aufgerufen wurde. Ich setzte mich hin und blätterte in einem Flugplan herum. Es war sehr interessant zu sehen, wohin man mit British Airways fliegen konnte. Nach New York, zum Beispiel, oder nach Colombo, Sidney oder Rio de Janeiro, und noch an eine Vielzahl anderer Orte, in denen Menschen lebten und sich irgendwie zu Hause fühlten. Sogar nach Inverness. Merkwürdigerweise landete ich immer wieder bei Inverness. Der Name erinnerte mich an irgendetwas, ich wußte nur nicht mehr an was. Inverness. Liegt irgendwo in Schottland, dachte ich, eine Menge Schafe, Whisky, Nordseeöl, sonst nichts. Und dennoch hatte ich mit einem Male die größte Lust, nach Inverness zu fliegen. Warum nicht Inverness, sagte ich zu mir, was spricht dagegen? Inverness - das klingt. Vielleicht findest du da dein Glück. Einen Ort, von dem du ausgehen und an den du wieder zurückkehren kannst. Warum sollte Inverness nicht dieser Ort sein? Es ist vielleicht verrückt, nach Inverness zu fliegen, aber so ganz verrückt kann es nicht sein, sonst würden British Airways keine Linienflüge dorthin anbieten. Inverness ist meine Rettung, dachte ich und schaute mich erschrocken um, weil ich nicht wußte, ob ich es laut oder leise gedacht hatte: Du gehst jetzt, wenn du aufgerufen wirst, an desk number soundsoviel und sagst, ich möchte einen Flug nach Inverness, und wenn der British Airways-Angestellte dich fragt, ob du es auch wirklich ernst meinst, sagst du ja. So fest war ich entschlossen.

Als mein Name aufgerufen wurde, ging ich zum Schalter mit der Nummer vierzehn, schaute dem Angestellten fest in die Augen und sagte, ich wolle einen Flug nach Berlin.

So bin ich, das ist es, was mich von Andrea unterscheidet. Ich habe keinen Mut. Ich weiß, obwohl ich es nicht kenne, daß Inverness meine Rettung ist, und gehe, nur weil ich Angst vor dem Neuen habe, zurück nach Berlin.

Das Interview mit Mrs Arnold, der Witwe des jüdischen Schwänkeschreibers Franz Arnold, lief glatt. Die alte Dame wußte über ihren Mann nicht mehr, als Viktoria und ich schon vorher gewußt hatten, und das war herzlich wenig, aber sie sagte es mit ihrer eigenen Stimme und mit ihren eigenen Worten, und damit hatten wir die "Originaltöne", auf die es ja beim Rundfunk ankommt, im Kasten. Im übrigen war Mrs Arnold reizend. Sie hatte Tee gemacht und Schwarzwälderkiestorte besorgt. Es war eine tiefgefrorene Torte, sie war noch nicht ganz aufgetaut, und Viktoria sagte: "Oh, Halbgefrorenes, wie lecker!"

Das Theaterstück - "Fool for Love" von Sam Shepard - war grauenvoll. Es handelte von zwei jungen Menschen, die aus irgendeinem Grunde weder zusammensein noch auseinandergehen konnten. Unentwegt schlugen sie mit dem Kopf oder den Fäusten gegen die Wand, stürzten aus dem Zimmer, kamen zurück, stürzten wieder hinaus und kamen wieder zurück, um noch einmal mit dem Kopf oder den Fäusten gegen die Wand zu hämmern. Ich nahm mir fest vor, in der Pause zu gehen, aber als der Vorhang fiel und das Licht anging, stellte sich heraus, daß es keine Pause gab, sondern Schluß war.

Nach der Aufführung war ich mit Winfried verabredet, aber er war noch nicht da. Also machte ich eine Runde durch Soho, das gleich um die Ecke lag. Ich kam an einer Menge Sexbars und Peepshows vorbei und wäre gern hineingegangen, aber ich war zu feige. Stell dir

vor, sagte ich mir, du kommst gerade aus der Peepshow und triffst Winfried, wie peinlich. Oder du gehst hinein und triffst ihn da drinnen. Noch peinlicher.

Als ich zum Lyric Theatre zurückkam, war Winfried da. Er trug einen Jeansanzug, und seine krausen Haare standen wild vom Kopf ab. Er hatte viel zu lange Beine für seinen kurzen, mächtigen Oberkörper und wirkte wie ein Zwerg auf Stelzen. Sein rundes Gesicht zeigte wie immer ein Lächeln, das zugleich mild und überheblich wirkte. Er kam gerade aus dem Barbican Centre, wo es ein Konzert gegeben hatte.

"Wie war das Konzert?" fragte ich.

"Wie war das Theater?" fragte er.

Wir gingen ein paar Straßen weiter in die Frith Street zu Ronnie Scott's Club, setzten uns an einen Tisch und bestellten eine Flasche Macon. Vorn, auf der Bühne, spielte die "GB Blues Band", und es sang ein Schwarzer mit Namen Roots Jackson. Ich wollte Winfried die Harmoniefolge des Blues erklären, aber bevor ich noch richtig damit angefangen hatte, hatte er es schon begriffen.

Als wir wieder im Hotel waren, wollte Winfried unbedingt noch einen Drink. Die Bar war offen. Die Pubs schlossen um elf oder halb zwölf, die Hotelbars um zwei oder drei. Winfried nahm wieder Weißwein, ich einen doppelten Whisky. Inmitten eines englischen, irischen und schottischen Stimmengewirrs kam unser Gespräch wie zufällig auf die Liebe. Winfried vertrat genau die Ansichten, die ich vor zwanzig Jahren vertreten hatte. Man müsse das Geistige mit dem Körperlichen vereinen, sagte er, die Mathematik und die Philosophie mit der Frau, die Musik und die Literatur mit der Frau, die Malerei und die Architektur mit der Frau. Ich machte dazu ein skeptisches Gesicht. "Und?" fragte ich, "ist es dir gelungen?"

"Ich habe es immerhin erlebt", sagte er.

"Und warum ist es vorbei?" fragte ich.

"Woher weißt du, daß es vorbei ist?" sagte er.

"Ich sehe es dir an", sagte ich.

"Und wenn schon", sagte er, "das heißt noch lange nicht, daß es unmöglich ist."

"Nein", sagte ich, um nicht immer nur den resignierten Anfangvierziger zu spielen, "vielleicht ist es ja möglich, ich glaube nur nicht mehr daran. Aber ich wünsche dir dabei viel Glück."

"Danke", sagte Winfried, "das wird mir sicherlich viel helfen."

Es hat keine Zweck, dachte ich, es hat einfach keinen Zweck. Es steht mir auf der Stirn geschrieben, daß mein Leben ausläuft, daß ich das Spiel nur noch pro forma zuendebringe, wie eine Fußballmannschaft, die hoffnungslos im Rückstand liegt und nur noch darauf wartet, daß der Schlußpfiff kommt.

Und dann, auf einmal, dachte ich an Inverness. Und wieder erschien es mir als die einzige Rettung. Ich fliege morgen nicht nach Berlin, ich fliege nach Inverness, noch habe ich die Wahl. Und während ich das dachte, lächelte ich Winfried so freundlich, ja euphorisch, an, daß

er verwirrt von seinem Barhocker herunterrutschte und überhastet stammelte, er müsse jetzt aber wirklich auf sein Zimmer gehen, es sei schon viel zu spät.

Am Morgen wachte ich mit einem fürchterlichen Kater auf. Ich ging hinunter in den Frühstücksraum und dachte, ich muß mich entscheiden, Berlin oder Inverness. Oder sterben. Am meisten war mir nach Sterben zumute. Ich hatte den Teller mit Spiegeleiern vor mir, bacon and eggs, streute Salz auf die Eier und wünschte, es wäre Strychnin. Dann fiel mir ein, daß ich nicht wußte, ob man Strychnin streuen kann. Ich fragte Winfried, und der wußte es auch nicht.

Viktoria sagte, ich möge bitte damit aufhören, das sei kein Thema, aber Max hatte bereits Blut geleckert. Strychnin sei nämlich ein ganz gefährliches Gift, sagte er, und im London Dungeon habe er eine Frau gesehen, die habe acht Männer mit Strychnin vergiftet. Es sei allerdings keine wirkliche Frau gewesen, auch keine wirklichen Männer und kein wirkliches Strychnin, sondern alles nur aus Wachs. Ob ich schon mal im London Dungeon gewesen sei? "Nein", sagte ich.

Ich müsse unbedingt mal hingehen, sagte Max. Es gebe da Menschen, die hätten anderen Menschen getötet, zerstückelt, gekocht und aufgegessen, aber natürlich alles nur aus Wachs. Er würde am liebsten gleich nochmal hingehen, es sei viel spannender als Sesamstraße.

"Hör endlich auf damit!" sagte Viktoria. Sie kramte ein paar Münzen aus ihrer Handtasche und schickte ihn zu einem Apparat, an dem man Flugzeuge abschießen konnte und den es auch in diesem Hotel gab, obwohl es nicht dieselbe Kategorie war.

Dann gingen wir in unsere Zimmer und packten die Koffer. Ich machte es genauso, wie ich es am Abend zuvor im Theater gesehen hatte, in "Fool for Love": alle Sachen irgendwie hineinschmeißen und den Reißverschluß zuziehen. Ich hätte auch gern noch ein bißchen mit dem Kopf oder mit den Fäusten gegen die Wand geschlagen, aber wozu, wenn niemand zuschaut.

Die Fahrt nach Heathrow war beruhigend. Man durfte im Zug nicht rauchen, das war gut. Man mußte schweigen, das war besser. Ich hatte Max erzählt, man dürfe in den Londoner U-Bahnen nicht reden, und wie durch ein Wunder hatte er es geglaubt. Und wirklich, wenn der Zug an einem Bahnhof hielt, war es darin so still wie in einer Kirche. Man spürte Gottes Nähe. Natürlich auch, weil man nicht rauchen durfte.

In Heathrow sagte ich, ich würde nicht mit nach Berlin fliegen, ich wolle woandershin.

"Wohin denn?" fragte Viktoria.

"Ich weiß noch nicht", sagte ich.

"Soll das ein Witz sein?" sagte Winfried.

"Nein", sagte ich, "kein Witz."

"Also dann, bis nachher!" sagte Viktoria. "Du kommst ja doch."

Wieso ist sie so sicher, dachte ich, als ich zum tickets-and-reservations-desk ging. Was hat sie davon, wenn ich mit ihr nach Berlin fliege? Sie geht mit ihrem Sohn und ihrem Kindermann

nach Hause, und ich muß wieder zurück in meine Wohnung, die kein zu Hause ist, sondern ein Obdachlosen asyl oder meinetwegen ein Luxusobdachlosen asyl. Nein, dachte ich, ich fliege jetzt nach Inverness. Ich suche mir ein kleines cottage und eine Mrs Kingdom und fange an zu arbeiten. Ich habe immer nur in Ruhe arbeiten wollen, mehr nicht, stattdessen bin ich wie ein Nomade in der Welt umhergeirrt und habe eine Frau gesucht. Ich wollte eine Frau, die mir das Arbeiten ermöglicht, aber ich habe immer nur Frauen getroffen, die es mir geradezu unmöglich gemacht haben, indem sie mit anderen Männern davonliefen und mir kryptische Eilbriefe schrieben. Wenn ich jetzt nicht nach Inverness fliege, dachte ich, dann habe ich verspielt. Dann tue ich wieder nur das, was Viktoria sagt, anstatt das zu tun, was meine innere Stimme sagt. Du fährst jetzt sofort nach Inverness, rief meine innere Stimme, als ich in der Schlange vor dem tickets-and-reservations-desk stand, nach Inverness!

Je näher ich dem Schalter kam, desto glücklicher wurde ich. Mein Gesicht entspannte sich, mein Körper straffte sich, und als ich an die Reihe kam, brauchte ich mich nicht einmal zu räuspern, so entschlossen und innerlich gefestigt war ich. Ich machte den Mund auf, um zu sagen, ich hätte ein Ticket nach Berlin und wollte es gegen eins nach Inverness eintauschen, aber bevor ich über Berlin hinausgekommen war, stürzte eine atemlose und völlig aufgelöste Frau herbei und bat mich, sie vorzulassen. Ihr Flugzeug starte in zwanzig Minuten, sagte sie, und sie habe noch nicht einmal ein Ticket. Please!

Ich sah, daß diese Frau in äußerster Not war und ließ sie vor. Sie wollte nach Birmingham. Während die British Airways-Angestellte auf dem Computer herumtippte, erzählte die Frau in ihrem atemlosen Englisch, sie sei gerade aus Amerika gekommen und habe zwei Tage und zwei Nächte nicht geschlafen. Ihr Vater sei schwerkrank, deswegen müsse sie nach Birmingham, aber das Flugzeug gehe schon in wenigen Minuten, und Koffer habe sie auch noch. Wohin ich denn wolle?

"Nach Berlin", sagte ich.

Oh, Berlin! sagte die Frau, da sei ihr Mann sehr oft gewesen. Er sei sehr angetan von Berlin und den Deutschen. Man sage zwar, die Deutschen könnten sich nicht benehmen, aber das sei nur ein Vorurteil. So redete sie weiter und weiter und steigerte sich dabei immer mehr in ein Loblied auf Deutschland und die Deutschen hinein, und als sie ihr Ticket in der Hand hielt, mußte ich sie unsanft und schon unhöflich an ihre Koffer und ihren Vater in Birmingham erinnern, damit sie nicht bis in alle Ewigkeit von Berlin und von den Deutschen schwärmte.

"Womit kann ich Ihnen helfen", sagte die British Airways-Angestellte. In diesem Augenblick kam aus dem Lautsprecher der Aufruf für den Flug nach Berlin, second call. Es klang wie ein Befehl. Ich nahm meinen Koffer mit den Originaltönen von Mrs Arnold, ging zum check-in und zeigte mein Ticket.

"Die Economy Class ist voll", sagte die junge Dame, die in ihrer blauroten Uniform bezaubernd aussah, "ich gebe Ihnen Club Class." In der Abflughalle saßen Viktoria, Max und Winfried.

"Da bist du ja", sagte Viktoria und wunderte sich überhaupt nicht darüber, daß ich nicht nach Inverness geflogen war.

Ich setzte mich mit meiner boarding card neben den Kindermann und sagte, ich hätte Club Class.

"Ist das was besseres?" fragte er.

"Ich denke schon", sagte ich.

"Und warum?"

Das bessere an der Club Class war, daß man soviel trinken durfte, wie man wollte. Champagner, Weißwein, Brandy, Rotwein. Oder Tomatensaft. Ich nahm Champagner, zwei Flaschen, eine zum Essen, eine für hinterher. Das Essen lehnte ich ab. Der Mann zu meiner Linken war ein großer, kräftiger, blonder Mann, der mich an den berühmten Tenor Peter Hofmann erinnerte, wahrscheinlich weil er Peter Hofmann war. Er besetzte mit seinem rechten Ellenbogen sofort die ganze Lehne zwischen uns, so daß mein linker Ellenbogen von da an in der Luft hing. Der Mann zu meiner Rechten war Professor für Altenpsychiatrie. Er kam gerade aus Glasgow von einem Kongreß der Weltgesundheitsorganisation. Er war sehr optimistisch. Die alten Leute seien schwer im kommen, sagte er. Im Jahre zweitausend werde es doppelt so viele alte Leute geben wie heute. Selbst in den Entwicklungsländern sei dieser Trend schon zu bemerken. Das Problem dabei sei aber, sagte er, daß die alten Menschen keine Lobby hätten, man müsse für sie sorgen und für sie eintreten, und dazu sei er da.

"Und Sie?" fragte er. "Was machen Sie?"

"Journalist", sagte ich und erzählte von Mrs Arnold und den Originaltönen.

"Dann machen Sie doch eine Sendung über Altenpsychiatrie", sagte er, "was halten Sie davon?"

In diesem Moment setzte das Flugzeug zur Landung an. Ich hielt mir die Ohren zu, um den Druck auszugleichen, und der Professor redete weiter.

In Berlin schneite es, obwohl es bereits Mitte März war. Viktoria, Max, Winfried und ich nahmen gemeinsam ein Taxi. Ich stieg als erster aus. Ich nahm den Fahrstuhl, schloß die Wohnungstür auf und war wieder allein. Auf dem Teppich vor der Tür lagen Briefe von der Bank, der Versicherung, dem Finanzamt und der Bausparkasse. Das ist dein Leben, die Bausparkasse. Kein Brief von Andrea, kein Lebenszeichen von irgendeinem Menschen, nur Briefe von der Bank und von der Bausparkasse. Das hast du offenbar gewollt. Du bist nicht in Inverness, du bist in Berlin. Dies ist kein cottage, dies ist ein Luxusobdachlosenasyll. Und trotzdem! Trotzdem hörst du morgen auf. Ab morgen hörst du auf, zu rauchen und zu trinken, und fängst an zu arbeiten. Heute noch die drei, vier Zigaretten, und dann Schluß. Gerade noch das bißchen Sherry, und dann Schluß. Du mußt nur wollen. Wenn du etwas willst, dann schaffst du es auch, das war bisher immer so, du hast nur noch nie etwas gewollt!

Und dann überfiel mich der Heißhunger auf Spiegeleier. Ich aß sie, legte mich ins Bett, dämmerte vor mich hin, dachte an Andrea - und auf einmal klingelte das Telefon.

Es war nicht Andrea, es war Maria.

"Du bist ja schon wieder da", sagte sie, "damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet."

"Warum rufst du dann an?"

"Ich hatte einfach den Impuls", sagte sie. "Wie war's denn in London?"

"Geht so."

"Was machst du gerade?"

"Ich liege im Bett, bin vollkommen besoffen und habe drei Spiegeleier gegessen."

"Warum Spiegeleier?"

"Weil ich aus London komme", sagte ich und hatte das Gefühl, damit alles erklärt zu haben, Andrea, Viktoria, die Originaltöne und den Kindermann.

"Ich würde dich gern sehen", sagte Maria.

"Schade, daß ich so besoffen bin", sagte ich. "Wenn ich gewußt hätte, daß du anrufst, hätte ich die Spiegeleier nicht gegessen."

"Macht doch nichts."

"Doch, ich würde sonst zu dir kommen und dich in die Arme nehmen."

"Komm", sagte Maria, "komm doch einfach. Komm!"

"Ich kann nicht, ich bin zu besoffen."

"Dann komme ich zu dir."

"Ist gut", sagte ich, "aber nicht sofort. Ich muß mich erst duschen und zum Zigarettenautomaten gehen, ich habe keine Zigaretten mehr."

"Laß doch das Rauchen", sagte sie, "das schmeckt doch nicht."

"Nein, es schmeckt nicht, und ich habe mir auch vorgenommen, damit aufzuhören. Aber erst morgen. Heute schaffe ich es noch nicht."

"Egal", sagte Maria, "ich komme jetzt."

Ich stand auf, ging unter die Dusche, rasierte mich, zog mir was an und ging hinunter zum Automaten. Ich zog eine Schachtel West und dachte an Andrea. Es war ihre Marke. Ich hätte die Schachtel gern wieder umgetauscht und Marlboro genommen, aber dafür war der Automat nicht eingerichtet. Ich ging zurück in meine Wohnung, zündete mir eine West an und schaute aus dem Fenster. Es schneite, und ich dachte, jetzt könnte Maria kommen. Ich ging zum Plattenspieler und überlegte, ob ich das erste Klavierkonzert von Beethoven auflegen sollte oder die letzte Platte von Van Morrison.

Es klingelte und ich machte die Tür auf. Maria leuchtete mich aus ihren schmalen Augen heraus an. Sie trug einen schwarzen Mantel, der sehr bieder aussah. Ihre dunkelblonden Haare waren so lang und voll, daß ich mich wunderte, woher ihr kleiner Kopf die Kraft hatte, eine solche Last zu tragen. Als sie in die Wohnung kam, sagte sie: "Chopin."

"Nein, Beethoven."

"Ach ja", sagte sie, als das Orchester wieder einsetzte, "jetzt erkenne ich es. Erstes Klavierkonzert."

Ich nahm ihr den Mantel ab, und wir gingen ins Wohnzimmer. Maria war noch nie bei mir gewesen, und als wir das Zimmer betraten, lachte sie laut auf.

"Ja", sagte ich, "so richtet man sich heute ein. Es ist nicht Ikea, sondern eine Klasse teurer, aber im Grunde ist es nur ein besseres Ikea."

"Das gefällt mir so an dir", sagte Maria. "Du richtest dich auf diese Weise ein, aber du nimmst es nicht ernst. Ich kenne Leute, die richten sich so ein und glauben auch noch daran."

Ich sah, daß in meiner Wohnung alles voll Chrom und Glas und schwarzgebeizter Esche war, und ich schämte mich nicht dafür, daß ich es nicht ernst nahm, sondern dafür, daß ich keine Wohnung hatte, die ich ernst nahm. Nur ein Obdachlosenasyll aus Chrom und Glas in italienischem Design. Ich bot Maria eine Zigarette an. Sie lehnte ab. "Laß uns so tun, als ob nichts gewesen wäre", sagte sie.

"Wieso? Was soll denn gewesen sein?"

"Du bist immer so verletzend."

"Wieso verletzend?"

"Ich weiß nicht", sagte sie, "ich sage irgendetwas, und du sagst etwas Verletzendes dazu."

"Das ist mir gar nicht bewußt."

"Umso schlimmer."

"Es liegt vielleicht daran, daß du so enthusiastisch bist", sagte ich. "Du findest immer alles großartig, die Menschen und die Kunstwerke, die Musik und die Malerei, das Theater und die Literatur. Ich finde das eigentlich auch, aber wenn du davon schwärmst, dann kann ich nicht mehr mit. Ich muß es dann irgendwie zurechtrücken."

"Laß uns nicht mehr darüber reden", sagte sie, "wir machen sonst alles kaputt."

"Ist gut", sagte ich und umarmte sie. Aber ich kam mir lächerlich vor inmitten all des Chroms und des Glases und des italienischen Designs und mußte lachen. "Komm", sagte ich und zog sie ins Schlafzimmer.

"Meinst du, es geht gut?"

"Ja", sagte ich, "es geht gut."

Wir legten uns aufs Bett, und es ging gut.

"Laß uns rausgehen", sagte Maria nach einer Weile, "ich halte es hier nicht mehr aus."

"Wohin?" sagte ich. "Es schneit."

"Irgendwohin, wo man einen Calvados trinken kann."

"Ich weiß nicht wo", sagte ich. "Ich lebe jetzt seit sechzehn Jahren in dieser Stadt und weiß noch immer nicht, wo man einen Calvados trinken kann."

"Wir finden schon etwas. Laß uns nur erstmal gehen."

Wir zogen uns an und gingen hinunter auf die Straße. "Was hast du eigentlich in London gemacht?" fragte Maria.

"Eine alte Dame interviewt. Eine Mrs Arnold. Für den Funk."

"Wie langweilig", sagte sie.

Wir gingen in ein Restaurant, in dem Maria schon einmal gewesen war. Es hieß "Josef". Es war ein modern gestyltes Restaurant in einem alten Fachwerkhaus in Moabit. Wir sagten dem Kellner, daß wir nichts essen wollten, sondern nur Calvados trinken, und der Kellner sagte, wunderbar.

Zum Dank dafür bestellten wir doch etwas zu essen, eine Suppe mit Fleischklößchen in einem grauweißen Teig. Maria aß die Suppe und die Fleischklößchen und sonderte den Teig aus. Ich aß, wie immer, alles, was auf den Tisch kam. Ich war Maria dankbar dafür, daß sie den Teig nicht lobte, bevor sie ihn stehenließ, wie Andrea es getan hätte, und auch dafür, daß sie tatsächlich Calvados trank. Wenn Andrea sagte, laß uns einen Wein trinken, dann trank sie Mineralwasser, und ich fühlte mich betrogen. Ich war froh, daß ich mit Maria zusammen war und nicht mit Andrea.

Maria erzählte von einem Artikel, den sie an die Neue Zürcher Zeitung geschickt hatte, und den die Neue Zürcher Zeitung auch tatsächlich abgedruckt hatte, obwohl es die beste deutschsprachige Zeitung war. Ich erzählte noch einmal von Mrs Arnold und von ihrem Mann, dem Schwänkeschreiber.

"Laß uns aufhören", sagte Maria, "es ist langweilig. Wir reden miteinander, als würden wir dasselbe machen, nur weil du schreibst, und weil ich schreibe, aber das eine hat mit dem anderen nichts zu tun, überhaupt nichts."

Ich bestellte noch einen Calvados und die Rechnung. Und dann kam Inverness. Die Rechnung war bereits bezahlt, als Maria anfang, von Inverness zu reden. Ausgerechnet an diesem Tag. Ausgerechnet im Josef. Ausgerechnet Inverness.

"Wieso Inverness?" sagte ich. "Wie kommst du jetzt auf Inverness?"

"Da wollte ich doch immer hin."

"Nach Inverness?"

"Aber ja!" sagte Maria. "Ich war doch schon mal da, vor fünf oder sechs Jahren, und ich hatte mir geschworen, wenn ich mit dem Studium fertig bin, miete ich mir dort ein Cottage und fange an zu schreiben. Das habe ich dir übrigens mal erzählt, erinnerst du dich?"

"Nein", sagte ich. "Tut mir leid."

"Ist ja auch egal, auf jeden Fall ist Inverness für mich der Ort. Der Ort, an dem ich bleiben kann. Der Ort, von dem ich ausgehen und an den ich wieder zurückkehren kann. In Berlin kann ich nicht bleiben. Ich liebe Berlin, aber es ist schrecklich. Die Wohnung ist zu kalt, ich kann die Kohlen nicht bezahlen, und ich mag nicht immer nur von Körnern leben. Was die Neue Zürcher bezahlt, reicht gerade für die Körner. Du weißt, ich schreibe langsam. Es ist gut, was ich schreibe, es ist sogar sehr gut, aber es geht zu langsam, ich kann davon nicht leben. Und ich will auch gar nicht für die Zeitung schreiben, nicht einmal für die Neue Zürcher, obwohl es wirklich die beste deutschsprachige Zeitung ist, trotzdem. Ich mache das nur wegen des Geldes."

"Dann laß es doch."

"Und wovon soll ich leben?"

"Das wird sich schon finden."

"Wenn ich in Inverness wäre", sagte Maria, "dann wäre alles anders. Ich muß nur irgendwie dort hinkommen. Ich würde mir ein Cottage mieten, meine Schreibmaschine aufstellen und anfangen. Ich habe alles im Kopf, Drehbücher, Romane, Kurzgeschichten, Gedichte. Es ist alles hier drin. Ich bräuchte nur einen Ort, an dem ich bleiben kann, in meiner Wohnung kann ich nicht bleiben. Es ist zu einsam. Es ist zu kalt. Und es gibt immer nur diese Körner, die zwar gesund sind, die ich aber langsam hasse. Ein kleines Cottage in Inverness, und ich hätte die Kraft, alles zu schreiben, was hier drin ist, die Drehbücher, die Kurzgeschichten, die Romane und die Gedichte."

"Laß uns nach Inverness gehen!" rief ich plötzlich und bestellte noch zwei Calvados. "Nur wir beide! Ganz allein!"

"Meinst du das ernst?"

"Aber ja! Laß uns die Koffer packen und losfliegen! Erst nach London, und von da nach Inverness."

Ich war fest entschlossen. Es war kein Zufall, daß ich seit gestern morgen unaufhörlich an Inverness gedacht hatte. Es war kein Zufall, daß Maria mich angerufen hatte. Es war ein Zeichen.

Es lief alles wie vorherbestimmt darauf hinaus. Nach Inverness!

"Ich muß noch einen Artikel für die Neue Zürcher schreiben", sagte Maria.

"Laß ihn sausen", sagte ich, "er bringt doch nichts."

"Er bringt fünfhundert Mark."

"Was sind fünfhundert Mark gegen Inverness?"

"Und wovon soll ich leben?"

"Von mir! Ich zahle alles. Den Flug, die Kohlen, die Körner, alles. Komm mit nach Inverness! Wir mieten uns ein Cottage und arbeiten, jeder für sich. Du in dem einen Raum, ich in dem anderen, und das eine wird mit dem anderen nichts zu tun haben, gar nichts. Du schreibst deine Drehbücher und Romane, ich schreibe die Geschichten, die ich schon immer schreiben wollte, und wir reden nicht darüber und lesen es einander nicht vor, wir gehen nur am Abend zusammen in ein Pub und trinken Calvados, wenn es dort Calvados gibt, sonst eben Guinness oder Scotch. Jeder sitzt in seinem Zimmer wie auf einem eigenen Stern, und doch ist es dasselbe Cottage und dieselbe Stadt, nämlich Inverness. Es ist die Rettung", sagte ich, "ich weiß es genau, es ist die Rettung!" Und ich bestellte noch zwei Calvados und noch einmal die Rechnung, und Maria sagte ja.

Ich fuhr Maria nach Hause und ging zurück in meine Wohnung. Ich hatte einen schweren Kopf und legte mich ins Bett. Ich dachte an Inverness und war glücklich.

Am nächsten Morgen rief Maria an. Sie sei noch immer ganz benommen von den vielen Calvados, sagte sie, und irgendwie hätten wir zuviel geredet, zuviel und das falsche, wie immer. War da nicht irgendwas mit Inverness?

"Ja", sagte ich, "ich packe gerade meine Koffer."

"Ist doch Unsinn", sagte Maria, "was sollen wir in Inverness Ich muß noch den Artikel für die Neue Zürcher schreiben, sonst kann ich meine Miete nicht bezahlen."

"Laß doch das dumme Geld, was hast du immer mit dem Geld? Ich zahle das für dich."

"Nein, ich muß es selbst verdienen."

"Wozu? Du verdienst es ja doch nicht mit dem, was du eigentlich schreiben willst, mit den Drehbüchern und mit den Kurzgeschichten."

"Trotzdem", sagte sie, "die Neue Zürcher gibt mir fünfhundert Mark."

"Also gut, dann war es eben ein schöner Abend und ein schöner Traum."

"Nimm's mir nicht übel", sagte sie und legte auf.

Ich war enttäuscht und dachte, ich bin enttäuscht, aber als ich das gedacht hatte, war ich schon erleichtert. Die Sache mit Maria und dem Cottage war eine Schnapsidee gewesen, eine Calvadosidee. Wenn schon nach Inverness, dann allein. Mit Chinamütze und zu Mrs Kingdom. Aber die Chinamütze gehörte Andrea, und Mrs Kingdom war ihre Wirtin. Es war alles nur ein Hirngespinnst. Ich wollte immer das, was die anderen wollten oder was sie schon hatten, einen Englischkurs, eine Mrs Kingdom oder Inverness. Ich hatte, als ich in London war, einfach vergessen, daß es Marias Idee war, nach Inverness zu gehen, und nicht meine, daß es Marias Traum war und nicht meiner. Um ein Haar wäre ich nach Inverness geflogen, hätte mir ein Cottage gemietet und angefangen zu schreiben, und nach Jahren und Jahrzehnten

wäre mir eingefallen, daß es nicht mein Cottage wäre, sondern Marias, nicht mein Traum, sondern ihrer.

Und ich war froh, daß ich nicht nach Inverness geflogen war. Ich war froh, daß ich in Berlin war. In meinem Luxusobdachlosenasyll. Hier gehörst du hin, sagte ich zu mir, hier ist deine Wohnung. Das hast du gewollt. Du kannst deine Kohlen bezahlen und deine Körner, du bist endlich allein und kannst anfangen zu schreiben. Sei froh!

Der Geburtstag

Ein Jahr noch, dachte Benjamin, ein Jahr lang halte ich noch durch, dann bringe ich mich um. Wenn sich in diesem Jahr nicht alles ändert, bringe ich mich um. Ich weiß nicht wie, aber ich tu's. Schlaftabletten, Strick, Gashahn, Pistole, egal. Länger mache ich das Theater nicht mehr mit. Ein Jahr noch, dann ist Schluß.

Das Telefon klingelte.

Benjamin ging nicht hin. Die sollen mich in Ruhe lassen mit ihren Glückwünschen, dachte er, ich hasse ihre Glückwünsche, ich will kein Glück. Es ist nicht Mangel an Glück, was mir zu schaffen macht, ich hatte zuviel davon, das ist mein Unglück. Ich bin an meinem Glück gestorben, ich brauche mich schon gar nicht mehr umzubringen, so tot bin ich.

Das Telefon klingelte.

Benjamin ging hin. Er nahm den Hörer ab und sagte Hallo.

»Benjamin?« sagte eine Stimme.

»Ja«, sagte Benjamin, »ich bin's.«

»Mein lieber Junge«, sagte die Stimme, »ich wünsche dir zu deinem Geburtstag alles, alles Gute! Möge der Herrgott auch in diesem Jahr seine Hand über dich halten, mögen alle deine Wünsche in Erfüllung gehen, und mögest du deinen inneren Frieden finden. Wie geht es dir denn, mein Junge?«

»Danke. So lala.«

»Das ist ja großartig!« rief die Stimme, die, wie Benjamin längst herausgefunden hatte, Tante Wilma gehörte. Tante Wilma war an die achtzig und nahezu taub. »Wie schön, das von dir zu hören, mein lieber, guter Junge, du weißt ja, ich denke oft an dich, sehr oft sogar. Ich schließe dich jeden Abend in mein Gebet ein. Der Mensch braucht den Segen Gottes, ohne den Segen Gottes muß er verkümmern, deswegen bete ich auch jeden Abend und bitte ihn, daß er dir seinen Segen geben möge, mein Herzensjunge.«

»Das ist lieb von dir«, sagte Benjamin.

»Ja«, sagte Tante Wilma, »ich dich auch. Ich habe dich immer sehr lieb gehabt, das weißt du ja, euch alle drei. Ihr wart mir immer so lieb, als ob ihr meine eigenen Kinder wäret, vielleicht sogar noch lieber, das weißt du doch, nicht wahr, mein Junge?«

Hoffentlich hört sie bald auf damit, dachte Benjamin. Kaum macht sie den Mund auf, da redet sie von Gott und von der Liebe. Gott ist tot, das weiß jeder, die Liebe ist inzwischen auch gestorben, das wird sich noch herumsprechen, und ich bin genauso tot wie Gott und die Liebe. Noch ein Jahr, dann mache ich den Abgang.

»Du weißt, ich habe mir immer Kinder gewünscht«, sagte Tante Wilma, »ich war ja ganz vernarrt in Kinder. Ich konnte auch gut mit ihnen umgehen, ich war als Kindergärtnerin sehr beliebt. Ich wäre eine gute Mutter gewesen, ganz bestimmt. Aber es hat nicht sollen sein. Gott hat es nicht gewollt, das ist nunmal so, oder eigentlich war es nicht Gott, sondern Max. Max wollte keine Kinder. Er könne es nicht verantworten, in diese Welt auch noch Kinder zu setzen, sagte er, denn diese Welt sei die schlechteste aller Welten, das war seine Ansicht. Ich habe diese Ansicht nie geteilt, ich habe es auch nie verstanden, warum diese Welt die schlechteste aller Welten sein soll, es ist doch die einzige, die wir haben. Max ist jetzt, warte mal, bald sechzehn Jahre tot, und immer noch muß ich darüber nachdenken, warum diese Welt die schlechteste sein soll. Manchmal wünsche ich mir, er käme noch einmal zurück und erklärte es mir. Aber selbst dann würde ich es nicht verstehen, ich habe es ja auch früher nicht verstanden. Ich habe immer gesagt, diese Welt ist die beste, weil sie die Schöpfung Gottes ist. Gott würde niemals, habe ich gesagt, eine schlechte Welt schaffen, immer nur eine gute. Was denn an dieser Welt gut sei, hat Max gefragt. Du, habe ich gesagt, bist gut, und ich bin gut, und unsere Liebe zueinander. Wenn es dich gibt, und wenn es mich gibt, und wenn es unsere Liebe gibt, wie kann die Welt da schlecht sein? Er hat dann gelacht und gesagt: ich bin Kata und du bist Strophe, und zusammen sind wir eine Katastrophe!«

»Da kannst du mal sehen, wohin die Liebe führt«, sagte Benjamin.

»Ja, mein lieber, guter Junge, aber Kinder wollte er nunmal nicht«, sagte Tante Wilma, »obwohl ich sie mir immer heiß und innig gewünscht habe. Wenn du Kinder willst, sagte er, dann mußt du dir einen anderen Mann suchen, ich setze keine Kinder in diese Welt. Er hatte ja beide Kriege mitgemacht, den ersten als Flieger, den zweiten bei der Infanterie. Es war sogar ein Wunder, daß er beide überlebt hat, nicht nur den ersten, sondern auch den zweiten. Er ist nicht einmal verwundet worden, das war doch ein Wunder! Aber Kinder wollte er trotzdem nicht, dazu hatte er zuviel Schreckliches gesehen. Und dann ist er davongegangen und hat mich alleingelassen.«

Jetzt kommen die Einsamkeitsgefühle, dachte Benjamin, das ist so sicher wie das Amen in der Kirche. Erst redet sie von ihren Einsamkeitsgefühlen, dann fragt sie mich nach meinen, und wenn ich aus Barmherzigkeit gesagt habe, ich hätte auch manchmal welche, obwohl ich nichts scheußlicher finde als dieses Wort, dann tröstet sie mich und fragt, ob ich abends bete.

»Jeden Abend«, sagte Tante Wilma mit veränderter Stimme, »und im Winter schon am frühen Nachmittag, muß ich an Max denken, und dann überkommen mich die schlimmsten Einsamkeitsgefühle. Ich bin ja in Gesellschaft immer eine lustige Person, aber kaum bin ich allein, überfällt mich oft eine große Traurigkeit. So war ich schon immer: himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt. Das nehmen mir die meisten gar nicht ab, weil ich eine so verrückte Nudel bin. Aber du kennst das ja auch, mein lieber Junge, du bist ja auch oft schwermütig oder schwerblütig, oder wie soll ich sagen. Du hast ja auch oft diese Einsamkeitsgefühle, nicht wahr?«

»Nein«, sagte Benjamin laut und deutlich, »ich habe keine Einsamkeitsgefühle, ich weiß nicht einmal was das ist.«

»Siehst du«, sagte Tante Wilma, »du weißt, wovon ich rede, das liegt bei uns im Blut. Deine Mutter, unsere gute Lisbeth, war ja auch nicht anders. Sie hat sich immer zusammengenommen, sie hat nie davon gesprochen, sie war ja überhaupt nicht so gesprächig wie ich, aber sie hatte bestimmt auch ihre Einsamkeitsgefühle, sonst hätte sie nicht immer die Migräne gehabt. Ich weiß noch, wie sie zu mir sagte, schon als junges Mädchen, wie sie immer zu mir sagte, Wilma, ich glaube, es ist mal wieder so weit. Schrecklich, es war für sie wie eine Strafe! Es waren nicht nur Kopfschmerzen, wie sie jeder einmal haben kann, es war das Schwindelgefühl, das Schwarzwerden vor den Augen und die Übelkeit, eben eine richtige Migräne. Die arme Lisbeth. Schon als junges Mädchen hatte sie die Veranlagung dazu, aber später, in der Ehe, wurde es noch schlimmer. Und als der Krieg kam und die Ausbombung, und dann noch du, mein lieber Junge, da wurde ihr eben alles zuviel. Jeden Morgen mußte sie ihr Pulver nehmen, damit sie überhaupt den Tag beginnen konnte, ohne ihr Pulver wäre sie nicht aus dem Bett gekommen. Aber natürlich tat das Pulver den Nieren nicht gut, die Nieren waren ja nicht imstande, diese Unmengen von Pulver zu verarbeiten, zumal noch all die anderen Tabletten hinzukamen, die sie wegen ihrer Herzschwäche schlucken mußte und später wegen ihrer Muskelschwäche, die Herzschwäche war ja eine Muskelschwäche, wie du weißt. Das alles konnten die Nieren nicht verkraften, es war doch das reine Gift. Man konnte sich ausrechnen, daß sie das eines Tages nicht mehr mitmachen würden, und so ist es dann ja auch gekommen. Was war das doch für eine Quälerei! Siehst du, mein guter Junge, so kann es einem gehen. Da hat sie einen Mann wie deinen Vater, an Geld fehlt es nicht, sie hat drei Kinder, ein Haus, ein Dienstmädchen, Schmuck, Pelze und das ganze Gedöns, und doch wird sie mit alledem nicht richtig froh, weil sie eben auch noch die Migräne und die Muskelschwäche hat. Für sie war der Tod ja eine Erlösung, sie hat ihn sich sogar herbeigesehnt, wie sie mir einmal sagte, mir als ihrer Schwester. Ich gehe jede Woche einmal zu ihrem Grab, jede Woche, ob Sommer oder Winter, ob Regen oder Schnee. Zu ihrem Grab, zu dem deines Vaters und natürlich auch zu Max, sie liegen ja alle an derselben Stelle. Nur ich alte Fregatte schippere noch durch die Gegend«, sagte Tante Wilma und lachte. »Ich singe immer noch im Kirchenchor, wir haben da diesen Chor für die reifere Jugend, aber es ist nicht bloß Beschäftigungstherapie, es wird noch immer hart gearbeitet! Herr Simson oder Simon, ich kann mir seinen Namen nie merken, entweder Simson oder Simon, nein, Simonsen, glaube ich, ja, Herr Simonsen, unser Chorleiter, nimmt seine Sache sehr genau. Besonders mich hat er auf dem Kieker, wegen meines Mundwerks, weil ich so viel dazwischenrede, er wird dann immer ganz ungehalten und möchte mir mit seinem Taktstock am liebsten auf die Finger klopfen, es ist zum Schreien. Aber dann mache ich eine meiner berühmten Bemerkungen, du kennst mich ja, und der ganze Chor fängt an zu lachen, so daß auch Herr Simson nicht mehr anders kann. Zum Schreien! Bist du noch da?«

»Ja«, sagte Benjamin, »aber wir sollten vielleicht mal Schluß machen, du vertelefonierst ja ein Vermögen, das habe ich doch überhaupt nicht verdient.«

»Nein«, sagte Tante Wilma, »verdient hast du es nicht, verdient hat es dein Vater, du hast es nur geerbt. Ich frage mich, wann du mal daran denkst, dein eigenes Geld zu verdienen. Du kannst doch nicht dein Leben lang von deinem Erbe leben. Ich weiß ja, daß du von Natur nicht faul bist. Wir sind alle fleißig, die ganze Familie, das liegt bei uns im Blut. Also gib dir einen Ruck, mein Junge, und tu mal wieder was Vernünftiges. So kann es doch nicht weitergehen, was meinst du?«

»Nein«, sagte Benjamin, »so kann es nicht weitergehen.«

»Na also«, sagte Tante Wilma, »dann gib dir einen Ruck. Kopf hoch, mein lieber Junge, ich bete für dich. Und grüß mir die liebe Andrea, sie ist ein so herzensgutes, sauberes und fleißiges Geschöpf, sie ist bestimmt die Richtige für dich.«

»Ja«, sagte Benjamin, obwohl er Andrea seit fast einem Jahr nicht mehr gesehen hatte, »ich werde sie grüßen. Und vielen Dank für Deinen Anruf.«

»Laß dich, wenn du nach Hamburg kommst, mal wieder sehen«, sagte Tante Wilma, »du weißt doch, wie sehr ich mich darüber freue.«

»Ja«, sagte Benjamin, »wenn ich nach Hamburg komme, besuche ich dich.«

Ich hätte es wissen müssen, dachte er, ich hätte wissen müssen, daß es nichts Gutes bringt, wenn ich den Hörer abnehme. Aber wahrscheinlich hoffe ich immer noch auf ein Wunder, auf irgendeine Stimme, die mich aus meiner ausweglosen Lage herausruft. Ich nehme den Hörer ab und hoffe auf die Stimme, die mich rettet, und dann sagt Tante Wilma, gib dir einen Ruck, mein Junge! Ja, wie denn? Ich gebe mir einen Ruck nach dem anderen, aber das hilft nicht. Ich weiß schon gar nicht mehr, warum ich mir vorgenommen habe, noch ein Jahr durchzuhalten. Warum nicht gleich Schluß machen, jetzt, in diesem Moment? Was hindert mich?

Der Gedanke an sein sofortiges Ende belebte Benjamin, ja, erregte ihn. Er stand vom Sofa auf, ging zum Eßtisch, auf dem der Tee stand und die Zigaretten lagen, schenkte sich einen Becher voll und zündete sich eine Zigarette an. Sofort Selbstmord machen, das war die Idee! Warum sich ein Jahr weiterquälen, wenn man den Ausweg jetzt schon wußte? Sofortiger Selbstmord - das war eine klare und eindeutige Lösung all seiner Probleme mit einem Schlag. Benjamin wurde immer aufgeregter. Wieso noch ein Jahr eine Lebenslösung suchen, dachte er, wenn ich so wenig darauf aus bin, sie zu finden? Das Leben ist mir schon immer wie eine Strafe vorgekommen, das Sterben schon immer als die Erlösung - warum also nicht gleich mit der Erlösung anfangen? Er nahm einen kräftigen Schluck Tee und ging beschwingt im Zimmer auf und ab. So lebendig hatte er sich lange nicht mehr gefühlt!

Natürlich nehme ich nicht heute schon den Strick, dachte er, das wäre verfrüht. Nur keine Kurzschlußhandlung, ich verachte den Kurzschluß. Ich will einen geordneten, menschlichen Tod. Ich werde meinen Tod sorgfältig vorbereiten, aber nicht erst in einem Jahr, sondern schon heute. Wie ich mich umbringe, ist Nebensache, wahrscheinlich mit Schlaftabletten, das tut nicht weh. Einfach hinüberdämmern ins Nirwana. Es ist eine weibliche Lösung, wie gesagt wird, Männer bevorzugen den Strick und die Pistole, aber was soll's. Wäre Gift im Haus, würde ich vielleicht Gift nehmen, aber Schlaftabletten sind leichter zu besorgen. Die Luft anhalten und einfach nicht mehr atmen, wie es ein griechischer oder römischer oder griechisch-römischer Philosoph getan hat, schaffe ich nicht. Das müßte man trainieren. Man braucht dafür vermutlich Jahre und muß wahrscheinlich auch noch Philosoph werden. Nein, da halte ich mich lieber an die Schlaftabletten. Aber was ist mit dem Nachlaß? Was geschieht mit all den Dingen, die ich im Laufe meines müßigen Lebens angehäuft habe? Wer bekommt meine Bücher? Was mache ich mit den Möbeln? Wer soll das Haus in Schleswig-Holstein erben, wer meine Wohnung, und wem vermache ich das ganze Geld?

Benjamin nahm Zigaretten und Aschenbecher und ging hinüber ins Arbeitszimmer, ins sogenannte Arbeitszimmer, denn er arbeitete schon lange nicht mehr. Er setzte sich an den Schreibtisch, nahm ein Blatt Papier und schrieb darauf mit Sorgfalt die Worte:

MEIN LETZTER WILLE.

Das Telefon klingelte.

Benjamin überlegte gar nicht erst, ob er hingehen solle oder nicht, er war so begeistert und erfüllt von dem Gedanken an den sofortigen Selbstmord, daß er in seinem Überschwang vom Schreibtisch aufsprang, ins Parkettzimmer lief und den Hörer abnahm.

Es war Erasmus. »Du hast doch heute Geburtstag«, sagte Erasmus, »oder irre ich mich?«

»Ja«, sagte Benjamin, »oder nein, du irrst dich nicht.«

»Dann herzlichen Glückwunsch«, sagte Erasmus, »und wenn du noch nichts vorhast, lade ich dich für heute abend zum Essen ein, was sagst du dazu?«

»Vielen Dank«, sagte Benjamin. »Aber ich kann es nicht annehmen, leider, ich bin schon verabredet.«

Das war eine Lüge.

»Auch gut«, sagte Erasmus, »dann spare ich das Geld, du weißt ja, ich habe immer noch zu knapsen. Ich war übrigens gerade zu Hause, ich meine, bei meinen Eltern in Koblenz. Ich wollte es dir eigentlich nicht erzählen, weil du ja eine Waise bist oder ein Waiser, oder wie sagt man denn?«

»Eine Waise«, sagte Benjamin, »und ich bin froh, daß ich es bin. Ich fühle mich viel freier, seit meine Eltern tot sind, natürlich auch weil ich geerbt habe und seitdem nicht mehr arbeiten muß.« Das ist aber gerade mein Unglück, schoß es ihm gleichzeitig durch den Kopf, was rede ich denn da? Aber die einmal angefangene Rede ließ sich nicht mehr stoppen. »Außerdem haben mich meine Eltern immer nur belastet. Meine Mutter mit ihren ewigen Krankheiten und dem Vorwurf, der darin steckte, mein Vater mit seiner ewigen Selbstgerechtigkeit und Rechthaberei.«

»Aber man hat doch«, warf Erasmus ein, »so etwas wie ein zu Hause, wenn die Eltern noch leben.«

»Nein«, sagte Benjamin, »mein Elternhaus war für mich nie ein zu Hause, oder wenn, dann höchstens bis zur Pubertät, danach nicht mehr. Danach mußte ich alles, was für mich wichtig war, vor meinen Eltern verbergen, denn wichtig war mir von da an nur noch Sex, und der existierte für sie nur als Sünde. Ich habe an nichts anderes mehr denken können. Meine Schulkameraden hatten ihren Sport, ihre Musik oder ihre Bücher, ich aber immer nur Sex, Sex, Sex. Ich war gerade zwölf, als mich mein Freund Horst Fuhrmann mit auf die Reeperbahn schleppte, und seitdem war ich gewissermaßen reeperbahnsüchtig. Mein größter Traum war lange Zeit, Kellner in einem Reeperbahnlokal zu werden, in einer richtigen Sexbar mit Lifeshow und Separée. Später habe ich davon geträumt, Pornofilmregisseur zu werden, oder Hauptdarsteller in Pornofilmen, oder beides. Ich habe mich nie entscheiden können, ob lieber Hauptdarsteller oder Regisseur.«

»Interessant«, sagte Erasmus, »aber wir sollten jetzt mal aufhören, ich habe nicht viel Zeit. Du weißt ja, meine Arbeit.«

»In Ordnung«, sagte Benjamin, »und vielen Dank noch einmal für die Einladung. Schade, daß ich schon verabredet bin.«

Ihm war, während er das sagte, zum Heulen zumute. Nicht weil er nicht die Wahrheit sagte, nein, das wäre kein Grund gewesen, sondern weil er Erasmus aus tiefster Seele beneidete, und zwar um seine Arbeit. Erasmus schrieb an seiner Habilitation, die aber ihrerseits nur Teil eines umfangreichen wissenschaftlichen Werkes war. Er hatte, wie er selbst gern sagte, ein Werk, ein Lebenswerk, auch wenn er davon nicht leben konnte. Benjamin fragte sich jedesmal, wenn er mit Erasmus in Berührung kam, was besser sei, ein Lebenswerk haben und kein Geld, oder Geld haben und kein Lebenswerk. Aber er hatte ja nicht die Wahl, genausowenig wie Erasmus. Wenn Erasmus sein Lebenswerk aufgab, hatte er immer noch kein Geld. Wenn Benjamin sein Geld verschenkte, hatte er immer noch kein Lebenswerk.

Anstatt den Hörer aufzulegen und in die Staatsbibliothek zu eilen, kam Erasmus jedoch noch einmal auf seine Eltern zu sprechen, auf den Besuch in Koblenz. »Ich habe meinen Eltern davon erzählt, daß ich im Lotto spiele, sagte er, und habe damit große Empörung ausgelöst, vor allem bei meinem Vater. Ich habe das dann zurückgenommen und gesagt, ich würde vielleicht doch nicht gleich einen Zwölfmonatsschein ausfüllen, wie du mir geraten hast, sondern nur mal ein paar Wochen mitspielen, nur so aus Spaß. Dann aber, im Laufe des Gesprächs, hat sich die Situation vollkommen umgekehrt. Kaum hatte ich erzählt, daß du zehntausend Mark gewonnen hast und daß dir der Gewinn automatisch aufs Konto überwiesen wurde, da waren sie plötzlich alle sehr dafür. Am Schluß haben sie mich beinahe angefleht, für sie einen Zwölfmonatsschein mit auszufüllen, sowohl mein Bruder aus den Staaten, als auch meine Mutter und sogar mein Vater, sie haben mir ihre Schecks in die Hand gedrückt und gesagt, mach du das für uns. Ich habe übrigens auch von deinem Kredit erzählt, und darüber hat sich mein Vater noch mehr aufgeregt, er regt sich überhaupt gern auf, das kommt von seiner Krankheit. Wieso ich einen Kredit zu solchen Bedingungen nehme, sagte er, das sei doch der Gipfel der Unvernunft! Und mein Bruder hat mir sofort einen viel günstigeren Kredit angeboten, nicht neun Prozent sondern sechsdreiviertel. Aber ich habe abgelehnt. Ich will von meinem Bruder keinen Kredit. Ein brüderlicher Kredit ist mir zuwider. Nehme ich ihn, dann muß ich mein Leben lang dafür dankbar sein, das ist der günstigste Kredit nicht wert, auch nicht zu sechsdreiviertel. Außerdem erwarte ich von meinem Bruder, daß er mir von seinem Reichtum etwas abgibt, aber daran denkt er nicht im Traum. Er ist genauso ein Knickerarsch wie mein Vater. Mein Vater war auch Zeit seines Lebens ein Knickerarsch. Die Familie hat von Brot und Hirse gelebt, während er seine Freundinnen aushielt, so war das. Und so ist es überall. Sag mir, was du willst, so sind die Ehen, deswegen setze ich auch keinen Fuß in eine Ehe, ich bin doch nicht verrückt. Meine Eltern wollen mich immer dazu drängen, obwohl sie doch am besten wissen müßten, wie die Ehe ist. Aber so sind die Menschen, sie machen selbst die allerschlechtesten Erfahrungen, und doch haben sie nichts besseres zu tun, als anderen ausgerechnet diese Erfahrungen aufzudrängen. Ich habe zwei Jahre lang mit einer Frau zusammengelebt, erst allein, dann in einer Wohngemeinschaft - es war die Hölle! Nicht wie sie geworden ist, war das Schlimme, sondern wie ich geworden bin! Ich habe mich selbst nicht mehr gekannt! Ich war mein Leben lang ein liebenswürdiger Mensch, ich bin ja, wie du weißt, geradezu ein Vorkämpfer der Liebenswürdigkeit, aber in diesen zwei Jahren war ich das Gegenteil von mir selbst. Ich habe mich nur mit dieser Frau herumgestritten. Ich habe geeifert und gerechdet und gezetert und gezankt. Und eifersüchtig war ich wie der Teufel. Immer wenn sie etwas anderes machen wollte als ich, habe ich es ihr verboten. So bin ich gar nicht, aber so war ich. Unerträglich! Am Ende sind wir in einer Therapie gelandet, erst in einer Gesprächstherapie, dann in einer Gruppentherapie. Es hat natürlich nicht geholfen. Das einzige, was hilft, ist Trennung. Seit ich mit dieser Frau nicht mehr zusammenlebe, bin ich wieder der, der ich eigentlich bin, ein

Mann mit einiger Lebensart, wie man im 18. Jahrhundert sagte. Nein«, sagte Erasmus dann plötzlich wieder, »einen Kredit von meinem Bruder würde ich nicht nehmen, nie im Leben, um keinen Preis. Da ist mir der Kredit von dir viel lieber, obwohl er ein Prozent über dem Marktzins liegt und jetzt, wo sie Zinsen gesunken sind, sogar zwei.«

»Du hast es so gewollt«, sagte Benjamin, »ich war bereit, dir acht Prozent zu geben, du hast darauf bestanden, neun zu zahlen. Außerdem mußt du Soll- und Habenzinsen unterscheiden. Ich hätte mein Geld für acht Prozent in Obligationen anlegen können, aber dich hätte ein Kredit bei der Bank mindestens elf gekostet, mal abgesehen von der Frage der Sicherheiten.«

»Siehst du«, sagte Erasmus, »das ist mir gar nicht eingefallen, als mein Vater sich so aufregte. Und dabei hat er selbst mal ein Darlehen zu fünfzehn Prozent aufgenommen, und nun erregt er sich über meins zu neun. Aber man kann ihn nicht ernstnehmen, er ist nicht mehr normal. Er hat Absenzen. Manche Sätze sagt er dreimal oder fünfmal am Abend. Ich habe zuerst gedacht, es wäre Ironie, ich fand das komisch und habe gelacht, aber ich war der einzige der gelacht hat, die anderen wußten, daß es nicht Ironie war, sondern Tüteligkeit. Er sagt zum Beispiel 'Wie geht es dir?', ohne zu wissen, daß er es schon dreimal gesagt hat. Das ist dann nicht mehr komisch -, nicht wenn man weiß, daß es nicht Ironie ist. Es kommt von den Operationen, sagen sie, man hat ihm ja auf beiden Seiten neue Hüftgelenke eingesetzt, damit er überhaupt noch gehen kann. Jetzt kann er wieder, wenn auch am Stock und sehr mühsam. Dann ist er auch noch hingefallen, aber ich will dich damit nicht langweilen. Er hat auch nur noch einen Viertelmagen, anderen dreiviertel haben sie ihm herausgenommen. Von diesen Operationen hat er die Absenzen, sagen sie. Wenn er sich über den Kredit erregt oder darüber, daß ich einen Zwölfmonatslottoschein abgebe, dann hat das überhaupt nichts zu bedeuten. Er war immer ein Knickerarsch, und jetzt, nach diesen Operationen, ist er es erst recht. Meine Mutter sagt immer nur, ach Kurt, nun laß man, aber er neigt eben dazu, sich zu erregen. Was hältst du übrigens davon, wenn wir mal eine Sendung machen«, sagte Erasmus unvermittelt.

»Was für eine Sendung?«

»Eine Rundfunksendung«, sagte Erasmus, »wir könnten doch zusammen mal eine Rundfunksendung machen, Ideen habe ich genug, und du hast die Beziehungen. Wie wär's mit einer Sendung über die neue Höflichkeit? Wir könnten doch ein bißchen Geld damit verdienen.«

»Ich brauche kein Geld«, sagte Benjamin.

»Nein«, sagte Erasmus, »aber ich. Und für dich wäre es vielleicht auch ganz gut, mal wieder was zu tun, damit du nicht auf dumme Gedanken kommst. Laß dir die Sache mal in Ruhe durch den Kopf gehen, wir könnten ja bei einem guten Essen darüber reden, das heißt, wenn du mich einlädst. Heute habe ich dich eingeladen, das nächste Mal bist du dran. Ich muß jetzt in die Staatsbibliothek, mach's gut.« Ohne abzuwarten, ob Benjamin noch etwas zu sagen hatte, legte er auf.

Benjamin fühlte sich mit einem Male sehr allein. Er sah durch die immer noch verschlossenen, leicht durchsichtigen Vorhänge, daß draußen die Sonne schien, wenn es vermutlich auch recht kalt war, und wäre gern hinausgegangen, aber wohin? Wo kriege ich bloß einen Beruf her, dachte er, einen Beruf, an den ich glaube, nicht bloß die Arbeit für irgendwelche Rundfunksendungen, die mir egal sind. Ich habe noch nie an einen Beruf geglaubt. Ich habe immer nur gespielt, daß ich einen Beruf hätte. Ich wollte, daß es ernst wird, aber es wurde immer unernster und lächerlicher, und schließlich konnte ich nicht mehr weiter

und bin auf und davon. Ich habe das Theater verlassen, ich habe die Universität verlassen, ich habe den Funk verlassen. Nun sitze ich da und spiele nirgendwo mehr mit, aber das geht auch nicht. Irgendein Spiel braucht der Mensch, sonst verkümmert er. Aber hatte er sich nicht gerade für ein Spiel entschieden?

Er ging zurück zum Schreibtisch und setzte sich vor das Blatt Papier, auf dem die Worte MEIN LETZTER WILLE standen. Aber die freudige Erregung, mit der er sie niedergeschrieben hatte, war verschwunden. Es ist immer dasselbe, dachte Benjamin, ich lasse mich zu leicht ablenken. Ich habe durchaus Ideen, ich habe sogar glänzende Ideen, aber ich komme nie dazu, sie auszuführen, weil ich mich zu leicht ablenken lasse. Ich bin ein schwacher Mensch. Der schwache Mensch läßt sich ablenken, der starke bleibt bei seiner Sache. Das ist der Unterschied. Ich aber habe keine Sache. Bevor es dazu kommt, daß ich eine Sache habe, von der ich mich nicht ablenken lasse, habe ich mich bereits ablenken lassen, sei es von Erasmus, von Tante Wilma oder von wem auch immer. Es ist eben eine ziemlich verfahrenere Sache, aus der es, wie ich meine, nur einen Ausweg gibt. Und damit bin ich endlich wieder bei der Sache.

Das Telefon klingelte. Benjamin ging ohne zu Zögern ins Parkettzimmer und nahm den Hörer ab, und zwar aus folgenden Gründen:

1. weil er Geburtstag hatte und sich verpflichtet fühlte, die Glückwünsche entgegenzunehmen, auch wenn sie ihm zuwider waren; 2. weil er Geburtstag hatte und wissen wollte, wer es nicht lassen konnte, ihm zu gratulieren;

3. weil er immer, wenn das Telefon klingelte, dachte, es könne etwas Wichtiges sein, obwohl er aus Erfahrung hätte wissen können, daß es niemals etwas Wichtiges war;

4. weil das Klingeln des Telefons ein unangenehmes Geräusch war, das er so schnell wie möglich dadurch abzustellen trachtete, daß er den Hörer abnahm;

5. weil das Telefon nun einmal da war, also mußte man auch rangehen;

6. aus verschiedenen anderen Gründen, wichtigen und weniger wichtigen;

7. weil er ein schwacher Mensch war und sich leicht ablenken ließ;

8. weil er sich nicht ungerne ablenken ließ; denn die Sache, von der er sich nicht hätte ablenken lassen, wenn er ein starker Mensch gewesen wäre, war der Tod, so daß die Ablenkung von dieser Sache gewissermaßen das Leben war.

Es war das Leben in Gestalt von Sabine. »Ich habe ein Geschenk für dich«, sagte sie, »und würde es dir gern vorbeibringen. Hast du was dagegen? Du kannst es mir ganz offen sagen.«

»Nein«, sagte er, »was sollte ich dagegen haben. Wenn du mir etwas schenken willst, dann muß ich mich ja freuen.«

»Du mußt nicht«, sagte Sabine etwas beleidigt, »ich könnte es sogar verstehen, wenn du dich nicht darüber freutest. Um ehrlich zu sein, ich habe sogar Angst, es dir zu bringen. Ich sehe dich schon das Papier aufreißen, das Geschenk ungläubig anstarren und es angewidert zu Boden werfen.«

»Was ist es, eine Klapperschlange?«

»So etwas Ähnliches, aber ich will es nicht verraten, sonst ist die Überraschung weg. Wann kann ich kommen, um drei? Das wäre mir am liebsten, das heißt, kurz nach drei, bis drei bin ich im Büro.«

»Ist gut«, sagte Benjamin, »dann also kurz nach drei.«

»Ich wollte nämlich auch noch über etwas anderes mit dir reden«, sagte Sabine, »aber ich weiß nicht, ob ich dich an deinem Geburtstag damit belästigen darf.«

»Ich pfeife auf meinen Geburtstag. Ich habe schon immer darauf gepfiffen, schon als Kind. Ausgerechnet an meinem Geburtstag gingen die Ferien zuende, und wir mußten wieder in die Schule, wie sollte ich mich da noch freuen? Außerdem war gerade Weihnachten gewesen, und ich hatte alle Geschenke schon bekommen, wenigstens die wichtigen, die unwichtigen enthielt man mir vor, um an meinem Geburtstag nicht mit leeren Händen dazustehen. Mein Geburtstag war immer nur eine Art Weihnachtsfortsatz, das wußte ich schon als kleines Kind. Im übrigen lebe ich nicht gern. Ich kann unmöglich einen Tag feiern, an dem diese Quälerei ihren Anfang nahm, das wäre pervers.«

»Du könntest doch«, sagte Sabine, »statt deiner Geburt die Tatsache feiern, daß du dem Tod wieder ein Stück nähergerückt bist, wie wäre denn das? Jeder Geburtstag markiert ja eine größere Entfernung vom ursprünglichen Geburtstag und damit eine größere Annäherung an den Tod. Man könnte an diesem Tag also genausogut seinen Tod feiern wie seine Geburt, das wäre sogar viel einleuchtender. Normalerweise feiert man das Erreichen eines Zieles und nicht bloß die Entfernung vom Start. Wenn du einen Dreitausendmeterhindernislauf machst, dann denkst du auch nicht nach der letzten Hürde, jetzt habe ich schon zweitausendachthundertundsoundsoviel Meter hinter mir, sondern jetzt sind es nur noch hundertundsoundsoviel bis zum Ziel.«

»Ich habe noch nie einen Dreitausendmeterhindernislauf gemacht«, sagte Benjamin, »und weiß nicht, was ich dabei denke.«

»Ich auch nicht«, sagte Sabine, »aber ich habe einen im Fernsehen gesehen, mit Kumba Kimbala, falls dir der Name etwas sagt.«

»Nein«, sagte Benjamin.

»Es war auch nur ein Beispiel. Mir geht es übrigens genauso, ich weiß auch nie, ob ich lieber leben oder sterben soll. Zum Sterben fehlt mir der Mut, zum Leben die Kraft. Gerade jetzt weiß ich überhaupt nicht mehr, was ich machen soll, darüber wollte ich auch mit dir reden. Es ist nämlich so weit, ich muß mich entscheiden, ich soll sogar mit zum Notar. Mir graust es, wenn ich daran denke, ich kann schon gar nicht mehr schlafen. Es ist zum Verrücktwerden! Jahrelang wünsche ich mir ein Haus mit Garten, und nun, wo ich es bekomme, kriege ich den Horror. Wir haben nämlich ein Haus gefunden, das heißt, Robert hat es gefunden, die Sache ist so gut wie perfekt. Wir müssen nur noch zum Notar, das heißt, Robert muß hin, ich soll nur mit, wegen der Feierlichkeit. Ich habe mir immer ein Haus mit Garten gewünscht, aber ich habe mir nie gewünscht, mit Robert zusammenzuziehen, das hat nur er sich gewünscht, ich nicht. Aber jetzt kann ich nicht mehr nein sagen. Wenn ich jetzt nicht mit ihm zusammenziehe, ist es aus. Aber der Gedanke, jetzt mit ihm zusammenzuziehen, ist mir furchtbar. Ich möchte am liebsten, daß es bleibt, wie es ist. Er wohnt in seiner Wohnung, ich

in meiner, und wir sehen uns zwei-, dreimal in der Woche. Natürlich wünsche ich mir einen Garten, aber nicht um diesen Preis. Ich weiß genau, daß ich jeden Abend denken werde, mit wem lebe ich da eigentlich zusammen, wer ist dieser Mensch, ich kenne ihn nicht, ich habe mit ihm nichts zu tun. Es gibt zwischen uns keine Geistesverwandtschaft, wenn du weißt, was ich damit meine. Wir passen überhaupt nicht zusammen, obwohl wir denselben Beruf haben, aber was besagt das schon? Ich will nur halbtags arbeiten und nachmittags an andere Dinge denken, er arbeitet sechzig Stunden pro Woche und verbringt den Rest mit Autos oder Stereoanlagen. Er kennt sich auf diesem Gebiet wirklich gut aus, er kennt alle neuen Modelle, liest Fachzeitschriften und Testberichte und ist über alles auf dem laufenden, aber so sehr ich mich bemühe, dafür Interesse aufzubringen, es gelingt mir nicht. Ich möchte einen Garten haben, lesen, ins Kino gehen oder ins Theater, und ich möchte sogar noch ein Kind. Aber auch ein Kind wird ihn nicht daran hindern, sechzig Stunden in der Woche zu arbeiten und sich für seine Autos und Stereoanlagen zu interessieren, und ich habe dann ganze Arbeit damit. Nein danke, nicht noch einmal. Aber allein leben will ich auch nicht. Noch habe ich ja Simone, aber wie lange noch? Sie hat jetzt Abitur, verdient ihr eigenes Geld, hat einen Freund und hat schon angekündigt, daß sie auszieht. Weißt du übrigens eine Zweizimmerwohnung, Altbau, nicht zu teuer?«

»Nein«, sagte Benjamin, »woher?«

»Hätte ja sein können«, sagte Sabine eher erleichtert als enttäuscht. »Nein, ich will nicht allein leben, ich will eine Familie, aber ich will auch meine Ruhe, und ich weiß nicht, ob ich meine Ruhe haben werde, wenn ich in das Haus einziehe. Er ist einfach stärker als ich. Er weiß immer sofort, was er will, und setzt es natürlich auch durch, dagegen kann ich nichts machen. Es gibt eben Menschen, die brauchen Zeit, um zu wissen, was sie wollen, und andere, die müssen gar nicht lange überlegen. Und natürlich drücken diejenigen, die schneller wissen, was sie wollen, denen, die es noch nicht wissen, ihren Willen auf, das ist ja logisch. Aber was soll ich machen? Wenn ich jetzt nicht mit ihm zusammenziehe, dann ist es aus, das will ich auch nicht. Oder glaubst du, ich könnte alles noch einmal durchmachen? Alles noch einmal von vorn? Nein, wenn es jetzt nicht klappt, dann liegt es an mir. Mit dem nächsten Mann wird es auch nicht besser, das brauche ich mir gar nicht einzubilden, aber warte mal«, sagte sie plötzlich, »es ist jemand gekommen, ein Mandant. Wir sehen uns dann also kurz nach drei.«

»Ist gut«, sagte Benjamin. Aber wozu? Sabine hatte schon aufgelegt.

Benjamin war so erschöpft, als hätte er und nicht Sabine die ganze Zeit geredet, aber wahrscheinlich war das Zuhören anstrengender als das Reden, besonders das Zuhören am Telefon. Benjamin war Linkshörer, es war ihm unmöglich, den Hörer an das rechte Ohr zu legen und das linke dadurch zu entlasten, das rechte weigerte sich einfach zu hören, obwohl es sonst nicht taub war. Und ebenso war der rechte Arm nicht bereit, den Hörer hochzuhalten, warum wußte Benjamin auch nicht, wahrscheinlich war es nur Gewohnheit, vielleicht gab es auch tieferliegende Gründe, egal. Jedenfalls tat das linke Ohr weh, nicht innerlich, sondern äußerlich, es schmerzte wie gekniffen, und war ja auch gekniffen worden, da Benjamin den Hörer allzu fest ans Ohr gepreßt hatte, während er mit Tante Wilma, Erasmus und Sabine telefonierte, oder sie mit ihm.

Benjamin stand auf, verließ das Parkettzimmer und strebte mit Entschiedenheit dem Badezimmer zu. Zwischen Parkett- und Badezimmer lag ruhig, sanft und eben der große, weite Flur. Ein silbergrauer Teppich aus Velour bedeckte unauffällig elegant den Boden. An den Wänden sah man zwei glitzernde Spiegel sowie das Aquarell eines norddeutschen

Künstlers, das eine friedliche Elblandschaft zeigte. Von der Decke herab hing eine pilzförmige Lampe aus mattem Glas, die den Flur in ein helles und doch zugleich gedämpftes Licht tauchte. Benjamin hatte die Tür zum Badezimmer gerade erreicht, als das Telefon klingelte.

Wie auf Kommando hielt er inne und begann sich zu fragen, ob er umkehren und zum Telefon gehen, oder in seiner freilich bereits unterbrochenen Bewegung fortfahren und dem vorgesetzten Ziele weiter zustreben solle. Und diesmal war die Sache stärker. Diesmal ließ er sich nicht ablenken. Diesmal tat er, was eine innere Stimme ihm befahl. Er ließ das Telefon klingeln und ging ins Bad.

Als er den Flur erneut betrat, war er in vieler Hinsicht erleichtert, erfrischt, verjüngt und wie verwandelt. Er hatte im Badezimmer nicht nur getan, was er mußte, nein, auch was er wollte. Er hatte sich gebadet und rasiert. Und er war nackt. Und es gefiel ihm, nackt zu sein. Und dieses Wohlgefallen an sich selbst in seiner Nacktheit setzte sich ganz unwillkürlich in Bewegung um. Benjamin tanzte. Er hüpfte und sprang im Flur umher wie ein Tänzer, der einen Tänzer parodiert. Und wie bei einem Tänzer, der nackt und ohne Suspensorium einen Tänzer parodiert, so hüpfte und sprang ein lustiges Etwas an Benjamin auf und ab und hin und her und rundherum und kreuz und quer - das war ja was! Benjamin rannte vor einen der beiden Spiegel, die im Flur hingen, und hüpfte nun im Angesicht desselben auf und ab und folgte dabei mit den Augen begeistert den Bewegungen jenes Etwas, das immer so schwer zu benennen ist, was immer man dazu sagt, es ist das falsche Wort. Seiner Kehle entrang sich schließlich ein übermütig glucksender Laut, ein Jauchzen oder Juchzen, das gar nichts anderes ausdrücken wollte als ein vollkommen sinnloses Glück.

Das Telefon klingelte.

Benjamin ging ran.

»Hallo«, sagte eine Stimme.

»Hallo«, sagte Benjamin.

Danach entstand eine Pause. Es war eine ziemlich lange Pause,

und Benjamin, der noch immer nackt war, hatte Zeit genug, im Zimmer umherzublicken und nach etwas Ausschau zu halten, mit dem er sich beschäftigen könnte, um sich nicht so zu langweilen. Schließlich fand er ein solches Etwas und begann, damit zu spielen.

»Hier ist Renate«, sagte die Stimme endlich.

»Ja«, sagte Benjamin, »ich weiß.«

Er wollte damit sagen, er habe sie bereits an ihrem Hallo und der darauf folgenden Pause erkannt und nicht erst daran, daß sie sagte, sie sei Renate. Er wollte damit sagen, er finde es nicht amüsant, sich etwas sagen zu lassen, was er bereits wisse. Er wollte sagen, er sei es leid, immer wieder, wenn auch in großen Abständen, von ihr angerufen und in endlose, quälende, abgrundtiefe Pausen hineingestürzt zu werden.

»Wie geht es dir?« sagte Renate nach einer angemessenen Pause. Und damit war sie aus dem Schneider. Sie wollte nichts von ihm oder wollte ihm nicht sagen, was sie wollte, aber sie

wollte wissen, wie es ihm ging. Nun war er an der Reihe. Nun hieß es Auskunft geben über sein Befinden.

»Schlecht«, sagte Benjamin.

Wie? Was? Eben noch war er aus Leibeskräften im Flur herumgesprungen und hatte vor Glück gejauchzt - und nun auf einmal sollte es ihm schlecht gehen? Ja. Er mochte sich wer weiß wie lange gebadet und gesalbt haben, er mochte noch so freudetrunken einen Tänzer parodiert haben, der einen Tänzer parodiert - das alles war im Nu vergessen, sobald er den endlosen Pausen einer Renate ausgeliefert war, die ihn nicht anrief, um etwas zu sagen, sondern um zu schweigen. Es war diese Leere, die ihn quälte; denn er ahnte schon, daß er es wieder mal nicht übers Herz bringen würde, diese Leere auszuhalten, ohne der Versuchung zu erliegen, sie mit dem zu füllen, was Renate sich von ihm erhoffte. Er wußte schon, es würde dazu kommen, daß er das, was unausgesprochen in diesen Pausen herumweste, äußerte, nämlich einen Wunsch und ein Begehren, eine Lust und eine Geilheit, die nicht sein Wunsch und sein Begehren, seine Lust und seine Geilheit waren, sondern ihr Wunsch und ihr Begehren, ihre Lust und ihre Geilheit.

»Mir geht es auch nit gut«, sagte Renate.

Pause.

»Tja -«, sagte Benjamin. »Und nun?«

Pause

»Ich weiß nit«, sagte Renate.

Pause.

»Ich wüßte vielleicht etwas«, sagte Benjamin, der noch immer seine kleine Nebenbeschäftigung hatte.

»Ja?« machte Renate nach einer Pause, »was denn?«

Pause.

Benjamin hörte am anderen Ende der Leitung ein Atmen. Atmete Renate? Das war anzunehmen. Und auch er, Benjamin, atmete jetzt, er mußte es einfach, ob er wollte oder nicht. »Ich könnte zu dir kommen«, sagte er zögernd.

»Oh ja!« rief Renate ganz ohne Pause, »komm! Komm schnell, ja? Komm!« Und dann, nach einer kleinen Pause, flüsterte sie noch einmal: »komm!«

- Pause -

»Es ist gut, daß du gekommen bist«, sagte Renate zu Benjamin, der neben ihr im Bett lag, »oh ja, es war gut, gut, gut. Ich wäre fast verrückt geworden. Diese Einsamkeit! Du weißt, ich bin ein Menschenfeind, ich kann die Menschen nicht ertragen, aber von Zeit zu Zeit wird das Alleinsein so unerträglich, daß ich glaube zu krepieren. Bevor ich dich anrief, war ich drauf und dran, mit das Leben zu nehmen, ja, tatsächlich, du hast mir das Leben gerettet, du hast

eine Medaille verdient. Wenn du nicht gekommen wärest, hätte ich mich aufgehängt, das ist die Wahrheit. Nein, nicht aufgehängt, aber den Gashahn aufgedreht, ich habe ja Gottseidank den Gasherd. Aber nun geht es mir besser. Oh, mein Gott, war das gut! Weißt du, ich wußte ja nicht, ob ich dich anrufen sollte oder nicht. Ich habe Stunden gebraucht, um mich zu entscheiden, und dann noch einmal Stunden, um dich zu erreichen, es war ja immer besetzt, und auf einmal warst du nicht mehr da, wo warst du?«

»In der Badewanne.«

»Und ich wähle mir die Finger wund«, sagte Renate vorwurfsvoll. »Wie soll ich wissen, daß du in der Badewanne bist? Erst ist es immer besetzt, und dann hebt keiner ab. Mit wem hast du solange telefoniert? Nein, sag's mir nicht, ich will es gar nicht wissen. Weißt du, ich habe doch diese Ausstellung, von der ich dir erzählt habe, in zwei Wochen ist die Ausstellung. Und ich bin immer noch nicht fertig. Ich muß noch mindestens drei Bilder malen, drei oder vier. Keine Ahnung, wie ich das schaffen soll! Es ist vollkommen unmöglich, es geht überhaupt nicht, aber es muß gehen, es muß. Ich weiß auch, was ich machen will, ich habe es genau im Kopf, es ist hier drin, verstehst du, aber was hilft mir das, ich muß es in den Händen haben. Immer wenn ich anfangen will, kriege ich einen Krampf. Der Kopf will etwas, die Hände wollen etwas anderes. Es ist wie eine Folter, wie ein Alptraum. Sei froh, daß du nicht arbeiten mußt, sei froh. Es ist nicht zu ertragen! Wahrscheinlich sind es Koordinationsstörungen, wahrscheinlich bin ich mit der Malerei am Ende, bevor ich richtig angefangen habe. Es sind im Grunde alles nur Vorstudien. Bei jedem Bild, das ich male, habe ich das Gefühl, es ist nur eine Vorstudie, es ist noch nicht das Eigentliche, das kommt noch, aber später. Das, was ich mache, ist niemals das, was ich eigentlich machen will, und trotzdem habe ich keine andere Wahl. Ich will natürlich an das Eigentliche heran, aber wie? Wahrscheinlich muß ich durch die Vorstudien hindurch, so wie man sich durch den Griesbrei hindurchfressen muß, bevor man ins Schlaraffenland kommt. Man will gebratene Tauben, aber erstmal heißt es Griesbrei fressen, das erspart einem keiner. Ich fürchte nur, ich bleibe ewig im Griesbrei stecken. Das Schlimmste aber ist die ewige Selbsttäuschung. Wenn ich ein Bild anfangen will, denke ich natürlich, das ist es jetzt, sonst würde ich ja gar nicht damit anfangen. Aber kaum habe ich ein paar Linien gezogen und ein paar Farben aufgetragen, da holt mich dieses gräßliche Gefühl wieder ein. Wieder nur eine Vorstudie! Ist das nicht grauenhaft? Es hat wahrscheinlich gar nichts mit den Bildern zu tun, es liegt an mir. Ich habe sogar schon daran gedacht, eine Analyse zu machen, aber ich will überhaupt nicht wissen, wovon die Malerei eine Sublimierung ist, es interessiert mich nicht, und außerdem weiß ich es. Nein, keine Analyse, nur über meine Leiche! Mich kriegen die nicht, das habe ich mir geschworen, lieber drehe ich durch. Oder glaubst du, ich bin nicht ganz normal?«

Benjamin suchte nach einer passenden Antwort.

»Naja«, sagte Renate, »will ich gar nicht sein. Außerdem kann ich nicht ewig darüber nachgrübeln, ich muß arbeiten, sonst werde ich bis zur Ausstellung nicht fertig. Also sei mir nicht böse, aber ich muß jetzt allein sein.«

Als Benjamin im Auto saß, den Motor anließ und dabei aufs Armaturenbrett schaute, sah er, wie die Ziffer der kleinen Digitaluhr von 15.03 Uhr auf 15.04 Uhr sprang. Es war demnach, da die Uhr so ungefähr sieben bis acht Minuten vorging, kurz vor drei. In wenigen Minuten würde Sabine ihr Büro verlassen und mit ihrem Geschenk zu Benjamin fahren, aber nicht zu Benjamin, wo er jetzt war, sondern zu Benjamin, wo er hoffentlich sein würde, wenn sie dort ankam. Wollte er das, dann mußte er jetzt aber Gas geben.

Er gab Gas.

Die Straßen der Innenstadt waren ein wenig verstopft. Auf der Straße des 17. Juni bildete sich ein Stau, ausgerechnet um diese Zeit. Benjamin, der in diesen Stau mitverursachte, mußte Schritt fahren, anhalten, wieder Schritt fahren und wieder anhalten. Auch das Taxi vor ihm, das mit drei Personen besetzt war, einem Fahrer und zwei Fahrgästen, übrigens Japaner, fuhr Schritt, hielt an, fuhr wieder Schritt und hielt wieder an. Ebenso der Lastwagen hinter ihm, und sogar der schwarze Mercedes zu seiner Linken, an dessen Steuer ein Mann mit Cowboyhut saß. Rechts, auf dem breiten Bürgersteig, gingen zu dieser Jahreszeit nur einige alleinstehende junge Damen in ihren wattierten Jacken und ihren leuchtenden Leggings auf und ab. Eine dieser Frauen, eine gar nicht so übel aussehende Brünette, winkte. Benjamin kannte sie nicht, vermutete aber, daß sie dem Mann zu seiner Linken zuwinkte, dem mit dem Cowboyhut. Er schaute nach links, um zu sehen, ob der Mann zurückwinkte. Aber der dachte nicht daran. Er schaute weder zu Benjamin noch zu der Brünetten, sondern stur geradeaus. Benjamin guckte zurück und sah, daß auch sie nicht mehr zu dem schwarzen Mann im Mercedes hinblickte, sondern stur woanders hin.

Als Benjamin, der selbst dort, wo er Schritt fahren mußte, so schnell Schritt gefahren war, wie er konnte, endlich zu Hause ankam, war es viertel nach drei. Sabine war entweder schon dagewesen und wieder weggegangen oder noch nicht dagewesen und noch nicht wieder weggegangen, das war im Augenblick schwer zu erkennen. Eine gewisse Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß sie noch nicht dagewesen und noch nicht wieder weggegangen war, aber sprach nicht eine ebenso gewisse Wahrscheinlichkeit dagegen? Benjamin hatte einerseits, nachdem er gerade bei Renate gewesen war, keine große Lust, Sabine zu sehen, die ihm bereits am Telefon mehr erzählt hatte, als er verkraften konnte. Es war schließlich nicht seine Sache, zu entscheiden, ob Sabine mit Robert, den er durchaus sympathisch fand, zusammenziehen sollte oder nicht. Er war, wie er fand, nicht der geeignete Mann, sie in dieser Sache zu beraten, er war nicht neutral, oder sollte es zumindest, wie er argwöhnte, nicht sein. Sabine hoffte, das war sein Verdacht, immer noch, er werde sich dazu durchringen, ihr den Hof zu machen, den sie insgeheim noch immer ihm machte, wie er argwöhnte. Er mußte daher auf der Hut sein, wenn Sabine kam, damit er ihr nicht Hoffnung machte, wo es keine Hoffnung gab. Andererseits hoffte er natürlich, sie wäre noch nicht dagewesen und noch nicht wieder weggegangen, denn er gehörte zu den Menschen, die getroffene Verabredungen pünktlich einhielten, auch wenn es mal sein konnte, daß irgendetwas dazwischen kam, das war dann eben Pech. Oder Glück. Je nachdem.

Es klingelte.

Sabine?

Bevor diese Frage entschieden werden konnte, mußte Sabine erst einmal die Strecke vom Parterre zum zweiten Stock zurücklegen. Ihr standen dafür zwei Wege offen: 1. sie konnte die Treppe hinaufgehen; 2. sie konnte mit dem Fahrstuhl fahren.

Sabine nahm den Aufzug. Man konnte das hören. Sie öffnete die Tür, trat in den Fahrkorb hinein und schloß die Tür. Es knackte. Benjamin hörte, wie der Aufzug surrend näherkam. Gleich mußte er den zweiten Stock erreicht haben. Und wieder, wenn der Aufzug anhielt, würde es knacken. Die Tür würde aufgehen. Sabine würde aus dem Fahrkorb heraustreten, auf Benjamin zukommen und ihm das versprochene Geburtstagsgeschenk überreichen. Doch halt. Was war das? Der Aufzug hatte den zweiten Stock erreicht, aber er hielt nicht. Er fuhr weiter. In den dritten, ja, in den vierten Stock. Was wollte Sabine dort? Hatte sie vergessen,

wo Benjamin wohnte? Hatte sie Absenzen wie Erasmus' Vater mit seinen vielen Operationen an den Hüften und am Magen? Oder war es Ironie? War Sabine in höchste Höhen aufgestiegen, um einer Göttin gleich von oben herabzuschweben? Nein. Benjamin, der die Wohnungstür geöffnet hatte, um Sabine zu empfangen, konnte sein Lächeln wieder absetzen. Es war nicht Sabine, die da herabschwebte, es war auch keine Göttin, es war nicht mal eine Frau, es war ein Mann. Ein Mann, der jeder Beschreibung spottete, und der Reklamezettel durch die Briefschlitze steckte, wofür er vermutlich auch noch bezahlt wurde. Benjamin hatte wenig Neigung, diesen Mann zu sich hereinzubitten, ihm einen Schnaps anzubieten und ihn nach seinem Woher und Wohin zu fragen. Stattdessen machte er ihm die Türe vor der Nase zu und zog sich in das Innere seiner Wohnung zurück. Die Frage, die nun wieder auftauchte, war dieselbe, die schon andere Geister beschäftigt hatte: Was tun? Es war eine brennende Frage, und sie zog sich wie ein feuerroter Faden durch sein Leben, ohne daß sich jemals eine Antwort fand. Oder nur unbefriedigende Antworten, wie zum Beispiel Zeitunglesen. Täglich las Benjamin die Zeitung, darin seinem Onkel Max nicht unähnlich, aber er las sie nicht gern, das unterschied ihn von Onkel Max. Er fühlte sich lediglich verpflichtet, sie zu lesen, damit er über das, was in der Welt geschah, informiert wäre und mitreden könnte. Aber ach, all die kostbaren Informationen waren für ihn nichts als punktförmige Gebilde, die wie Sandkörner in sein Gehirn hineinrieselten, ein wenig verloren darin herumrieselten und schließlich so, wie sie gekommen waren, wieder herausrieselten. Zum einen Auge hinein, zum anderen wieder heraus.

Benjamin setzte sich aufs Sofa im Parkettzimmer. Er hielt sich den Spiegel vor die Nase und konnte sich in dem Gesicht, das ihm daraus entgegenstarrte, nicht wiedererkennen, in diesem finsternen, zu allem entschlossenen Gesicht. Er betrachtete die Augen dieses weltverachtenden Finsterlings und versuchte zu ergründen, welche neuen Terrorpläne er gerade wieder schmiedete -, als ein schrilles Klingeln ihn aus seinen Betrachtungen riß. Die Haustür? Nein. Das Telefon.

Benjamin nahm den Hörer ab und führte ihn ans linke Ohr.

»Gustav?« sagte eine Stimme.

»Nein«, sagte Benjamin, »Benjamin.«

»Moment mal«, sagte die Stimme, »hier ist so eine Unruhe.«

Das war nicht ganz falsch. Im Hintergrund hörte Benjamin weitere Stimmen von Männern und Frauen, die erregt miteinander disputierten und sich dabei nicht immer auf die vornehmste Weise ausdrückten. Der Mann, der mit Gustav telefonierte, wie er glaubte, und mit Benjamin, wie Benjamin glaubte, versuchte den Lärm dieses Durcheinanders von Stimmen, die natürlich alle gehört und beachtet werden wollten, zu dämpfen. »Schnauze!« schrie er mit der ganzen Autorität, die ihm zu Gebote stand, »ihr seht doch, daß ich telefoniere. Haltet doch mal die Schnauze!«

Die Autorität, die ihm zu Gebote stand, reichte nicht aus, die gewünschte Ruhe herzustellen. Der Lärm steigerte sich sogar noch. Nun mußten die Disputierenden nicht nur einander überschreien, sondern auch noch eine Stimme, die nach Ruhe verlangte. Benjamin konnte nicht genau heraushören, was der Gegenstand der Disputation war, es zeichneten sich jedoch, bildlich gesprochen, gewisse Konturen ab. Irgendjemand, wahrscheinlich der, den sie mit Sausack oder Schweinepriester anredeten, schien irgendeinem anderen, wahrscheinlich dem, den er als dreckiger Lügner und miese Ratte bezeichnete, etwas weggenommen und nicht

wiedergegeben oder weggenommen und doch wiedergegeben oder gar nicht erst weggenommen zu haben, die Meinungen darüber gingen auseinander.

»Gustav?« rief der Mann wieder ins Telefon, »bist du noch da?«

»Ja«, sagte Benjamin, »aber ich bin nicht Gustav.«

»Was?«

»Ich bin nicht Gustav«, sagte Benjamin etwas lauter, »ich bin Benjamin!«

»Ich kann kein Wort verstehen«, brüllte der Mann. »Seid doch mal ruhig, verdammt nochmal, man versteht ja sein eigenes Wort nicht mehr! Also hör zu, Gustav, ich kann hier keine langen Vorträge halten, du siehst ja selbst, was los ist, das ist hier wie im Affenhaus. Nu seid doch mal ruhig! Kurt, gib mir 'n Doppelten. Also, paß auf!«

»Moment mal«, sagte Benjamin, »ich -«

»Nein«, sagte der Mann, »ich kenne dein Gequatsche, jetzt rede ich! Also: es ist alles gelaufen, hörst du? Es gibt da noch 'n paar Kleinigkeiten zu besorgen, aber im großen und ganzen ist alles paletti. Das einzige, was jetzt noch fehlt, sind zweieinhalb Riesen, verstehst du, zweieinhalb. Die mußt du heute abend rüberreichen, Gustav, deswegen rufe ich an. Wir brauchen die Scheine nicht morgen, nicht übermorgen, nicht in zehn Jahren, sondern heute. Capito? Sonst platzt der ganze Handel. Bist du noch dran?«

»Ja«, sagte Benjamin, »aber ich bin nicht -«

»Halt mal die Klappe«, sagte der Mann. »Also Momentchen, ja, das geht jetzt zu weit! Ihr könnt euch von mir aus die Fresse polieren, wenn euch das Spaß macht, aber mit den Fäusten, nicht mit 'nem Messer. Harry, tu das Messer weg, das bringt doch nix! Du machst dich doch nur unglücklich. Nimm ihm doch einer das Messer weg, der weiß ja gar nicht, was er tut. Harry, Herrgott!«

Benjamin wußte nicht, ob Harry der Sausack und Schweinepriester war oder der dreckige Lügner und die miese Ratte. Im Hintergrund war es jetzt totenstill. Alle, Männer wie Frauen, wichen, so hörte es sich an, ängstlich vor Harry und dem Messer zurück. Es war jedoch zu hoffen, daß der, auf den er es mit seinem Messer abgesehen hatte, seinerseits eine Waffe in der Hand hielt, nach Möglichkeit natürlich eine nur Abwehrwaffe.

Der Mann am Telefon schien diesen Wunsch zu teilen. »Nimm einen Stuhl, Bobo«, schrie er, »einen Stuhl, verdammt nochmal, nimm einen Stuhl!«

»Soll ich nicht lieber die Polizei anrufen?« sagte Benjamin.

»Was?« schrie der Mann.

»Die Polizei«, rief Benjamin, »soll ich die Polizei anrufen?«

»Habt ihr gehört?« brüllte der Mann, »Gustav will die Bullen anrufen! Gustav! Die Bullen! Habt ihr das gehört? Nein, Bobo, nicht! Nicht!«

»Ich bin nicht Gustav«, wiederholte Benjamin. Es klang kaum noch überzeugend.

»Was?« sagte der Mann, der überhaupt nichts mehr verstehen konnte, denn im Hintergrund erhob sich ein gewaltiges Geschrei, Gezeter und Gebrüll. Harry, so hörte es sich an, hatte mit dem Messer zugestoßen und stach wieder zu. Und Bobo? Hatte Bobo auch ein Messer? Oder hatte Bobo nur den Stuhl? Wer murkste hier wen ab? Harry Bobo oder Bobo Harry? Lebten sie noch? Waren sie schon tot? Es hörte sich auf einmal so an, tatsächlich, denn nach all dem Geschrei, Gezeter und Gebrüll war plötzlich nichts mehr zu hören, gar nichts.

»Gustav«, sagte der Mann mit einer Stimme, aus der alle Farbe gewichen war, »es hat ihn erwischt. Ich glaube, der ist hin.«

»Wer?« sagte Gustav.

»Harry«, sagte der Mann. »Bobo hat Harry alle gemacht. Du weißt ja, Harry konnte noch nie mit nem Messer umgehen. Ich glaube, du mußt doch die Bullen rufen, hörst du? Ruf die Bullen, Gustav, ich leg jetzt auf.«

Er legte auf.

Gustav war zu allem entschlossen, auch dazu, die Bullen anzurufen. Er mußte sich nur vorher noch schnell überlegen, was er sagen sollte. Bobo hatte Harry abgemurkst, nungut, schlimm genug, aber wo? Außerdem war Harry tot, dem half jetzt niemand mehr. Seine Seele wanderte bereits weiter. Wie lange mußte so eine Seele wandern, bevor sie einen Körper fand, der zu ihr paßte? Sekunden? Tage? Monate? Jahre? Aber nein, es gab ja keinen Körper, der ihr paßte. Jeder Körper war zu eng und zwackte und zwickte irgendwo. Solange die Seele auf ihrer langen Wanderschaft noch nicht ihr Ziel erreicht hatte, mußte sie immer wieder ins Gefängnis zurück, und solange sie das mußte, war sie noch nicht am Ziel. Das mochte tautologisch klingen, war aber so. Erst wenn die Seele den allerletzten Leib durchwandert hatte und in das kugelrunde, gleißende Nichts eingetaucht war, erst dann war sie befreit. Befreit von dem Leiden, in einem viel zu knapp sitzenden Körper herumlaufen, herumkriechen oder herumflattern zu müssen. Nein, einen neuen Körper wollte Benjamin Harry nicht wünschen. Aber gab es eine andere Hoffnung? Wie standen seine Chancen für den Einzug ins Nirwana?

Es klingelte.

Benjamin schreckte auf und ging zur Tür.

Das Telefon klingelte.

Auch das noch.

Benjamin drückte auf den Summer, lief, nachdem der Summer gesummt hatte, geschwind zum Telefon und nahm den Hörer ab. Er hörte es gerade noch klicken. Er ging zurück zur Tür, öffnete sie und wartete darauf, daß Sabine mit dem Fahrstuhl ankam. Als sie endlich da war, bat er sie herein, schloß hinter ihr die Tür und schaute sie an.

Sie war fast siebenunddreißig Jahre alt, sah aber aus wie dreiunddreißig. Sie war einsachtundsechzig groß und wog normalerweise fünfundfünfzig Kilo. Hatte sie zuviel gegessen, sechsundfünfzig. Ihre Haare waren blond. Nicht flachsb blond, strohblond. Ihre

Augen waren blau. Nicht azurblau, schwefelblau. Ihre Wimpern und Augenbrauen waren blond wie ihre Haare. Ihre Nase war gerade und kräftig. Ihre Zähne waren kräftig und weiß. Ihr Lächeln war ein wenig schief. Sie versuchte nämlich, wenn sie lächelte, den Mund geschlossen zu halten, um ihr Gebiß, das sie aus irgendeinem Grunde für ein Pferdegebiß hielt, zu verbergen, und dabei gaben ihre Gesichtsmuskeln links mehr nach als rechts. Sie trug einen blauen Mantel, schwarzblau oder lapisblau. Er hatte drei Knopflöcher und zwei Knöpfe. Einen auf der Höhe des untersten Knopflochs, einen auf der des mittleren. Auf der Höhe des obersten Knopflochs erinnerte ein kleiner schwarzer Zwirn daran, daß all unser Tun und Wirken Stückwerk ist. Auf ihrer rechten Schulter lag ein einzelnes strohblondes Haar. Auf der linken fehlte es. Zu dem schwarz- oder lapisblauen Mantel, der ihr bis zu den Knien reichte, trug sie einen weißen Wollschal mit Fransen an beiden Enden. Sie zog Schal und Mantel aus und hängte sie an den Garderobenständer. Ihr Aussehen hatte sich verändert. Sie trug einen blaßroten Pullover, vielleicht venezianerrosa. Ihre Beine steckten in einer Hose aus feinem Cordstoff von graugrüner Farbe, welkgrün oder bronzegrün. Ihre Stiefel waren burgunderrot. Ihre Socken waren nicht zu sehen. Und das Geschenk? Sie hatte es nicht vergessen. Es war in ihrer Handtasche, eine schwarze Tasche aus weichem Leder. Nun zog sie das Geschenk daraus hervor.

»Hier«, sagte sie, »mein Geburtstagsgeschenk. Ich hoffe, es ist nicht zu aufdringlich, man weiß ja immer nicht, was man dir schenken soll, es soll doch auch etwas Persönliches sein. Alles andere kannst du dir kaufen, Geld hast du ja genug. Dies hier kannst du dir auch selber kaufen, aber vielleicht wärest du nicht auf die Idee gekommen, es ist mehr die Idee, die ich dir schenke, weniger das Materielle. Vielleicht bringt sie dir ja was. Wenn nicht, dann habe ich eben wieder Pech gehabt. Weißt du noch, wie ich dir das Eau de toilette geschenkt habe, das du nicht riechen konntest? Ich hatte mir gewünscht, daß du es benutzt, weil ich es gern roch, und du konntest es nicht riechen. Es sei ein Schwulenparfüm, sagtest du. Na und, sagte ich, Hauptsache es riecht gut. Nein, sagtest du, es riecht nicht gut, es riecht schwul. Und mit dem Pullover, den ich dir gestrickt hatte, war es ähnlich, du hast sofort ein säuerliches Gesicht gemacht, als du ihn ausgepackt hattest. Es sei eine Einmischung in deine Intimsphäre gewesen, sagtest du später. Und wenn schon, sagte ich, ich will mich ja in deine Intimsphäre einmischen. Du wolltest das aber nicht. Ein Pullover sei wie eine Haut, sagtest du, und du wolltest dir deine Haut nicht von mir oder von wem auch immer überziehen lassen. Das war deine Ansicht. Ich weiß nicht, ob du sie inzwischen geändert hast?«

»Nein«, sagte Benjamin.

»Jedenfalls ist es diesmal kein Eau de toilette und kein Pullover«, sagte Sabine. »Du kannst es also ruhig aufmachen.«

»Sei mir nicht böse«, sagte Benjamin, »aber ich würde es lieber später auspacken, nicht vor deinen Augen. Es ist mir immer unangenehm, Geschenke auszupacken, wenn die, von denen ich sie bekomme, dabei sind. Ob man sich freut oder nicht, man ist verpflichtet, sich zu freuen, und die Verpflichtung macht es mir geradezu unmöglich.«

»Du kannst es ruhig sagen, wenn es dir nicht gefällt«, sagte Sabine.

»Das sagen die Menschen immer«, sagte Benjamin, »und wenn man dann die Wahrheit sagt, sind sie tödlich beleidigt.«

Er legte das Geschenk auf den schwarzen Eßtisch. Es war in silbernes Papier eingewickelt, hatte ein rosa Bändchen mit einem Schleifchen und sah aus wie ein eingewickelt Buch. Es

fühlte sich auch so an. Der schwarze Eßtisch stand im Parkettzimmer. Benjamin stand daneben. Sabine saß auf dem Sofa. »Du kannst es ja auspacken, wenn ich wieder weg bin«, sagte sie und stand auf.

»Du willst doch nicht schon gehen?«

»Doch.«

Das Telefon klingelte.

Benjamin nahm den Hörer ab.

»Hier ist Bernd«, sagte Bernd, »ich wollte dir zu deinem Geburtstag alles Gute wünschen.«

»Danke«, sagte Benjamin.

»Wie alt wirst du eigentlich?«

»Vierzig«, sagte Benjamin.

»Ein Mann in den besten Jahren«, sagte Bernd weder ironisch noch höhnisch, »was macht denn die Arbeit? Hast du einen neuen Auftrag?«

»Ja«, sagte Benjamin und spürte den Schweiß auf Stirn und Oberlippe.

»Na, das ist ja schön«, sagte Bernd. »Uns geht es übrigens auch nicht schlecht. Die neue Maschine macht sich bezahlt. Wir können uns vor Aufträgen kaum retten. Arbeit ist genug da, nur die Preise sind schlecht, das ist zum auf die Bäume klettern. Die Konkurrenz verdirbt die Preise. Ich weiß nicht, wie die anderen kalkulieren, wahrscheinlich pi mal Daumen oder so. Die müssen doch auch das Material einkaufen, die müssen doch auch Löhne bezahlen, die haben doch auch die viel zu hohen Sozialabgaben und die Steuern und die Miete und und und. Da kann man doch nicht Preise machen, die nicht einmal die Kosten decken! Das geht doch nicht! Aber so sind die Leute. Expandieren wie die Idioten, verschulden sich bis über beide Ohren, und eines Tages können sie die Zinsen nicht mehr zahlen, von der Tilgung ganz zu schweigen. Dann melden sie Konkurs an, verschleudern die Maschinen für'n Appel und 'n Ei, und der nächste kann billig produzieren, weil er für die Maschinen nichts gezahlt hat, so gut wie nichts. Das ruiniert die Preise. Ich weiß nicht, wie lange wir da noch mitkommen, aber im Augenblick geht's noch, im letzten Jahr haben wir gut verdient. Du kannst wieder mit einer ordentlichen Ausschüttung rechnen, das wollte ich dir nur sagen, ich dachte, das freut dich an deinem Geburtstag.«

»Und ob!« sagte Benjamin und legte soviel Freude in seine Worte, wie er konnte.

Sabine war inzwischen zum Garderobenständer gegangen und hatte Schal und Mantel angezogen. Als sie zurückkam, murmelte sie etwas wie 'Ich geh jetzt'. Benjamin bat sie pantomimisch, noch zu bleiben. Sie behielt den Mantel an und setzt sich aufs Sofa.

»Ich weiß nicht, wie es in diesem Jahr wird«, sagte Bernd, »aber ich glaube, wir kommen über die Runden. Die Lage auf dem Arbeitsmarkt hilft uns. Du weißt, ich wünsche niemand, daß er arbeitslos wird, zwei Millionen Arbeitslose sind zuviel, ich bin ein Gegner der Arbeitslosigkeit, aber für uns ist es natürlich nicht schlecht, wenn etwas Spielraum da ist. Die

Leute arbeiten besser, das ist deutlich zu spüren. Da wird nicht mehr andauernd krank gefeiert, da werden nicht mehr endlose Pinkelpausen gemacht, da wird auch nicht mehr soviel Ausschuß produziert. Plötzlich läuft die Sache wieder, das ist beinahe komisch. Früher haben sie gestöhnt und gesagt, es wird ihnen alles zuviel, obwohl sie kaum noch was getan haben, heute stöhnen sie nicht mehr und arbeiten besser als je zuvor. Das sieht man mal, was los war. Insofern hat die Arbeitslosigkeit ihr Gutes. Übrigens herrscht bei uns Mangel an Arbeitskräften, ob du es glaubst oder nicht. Ich kriege keine Leute, wenigstens nicht die, die ich brauche. Was uns fehlt, sind Facharbeiter. Glaubst du, ich finde welche? Ich bin bereit, die höchsten Löhne zu zahlen, weit über Tarif, aber keiner kommt. Und meine Leute machen Überstunden wie die Idioten, ich mag das denen schon gar nicht mehr zumuten. Es ist ja auch teuer. Was meinst du, was das kostet! Aber so ist es nunmal. Hilfsarbeiter kriege ich, aber Fachkräfte? Die Leute lernen nichts mehr, das sieht man daran. Oder sie haben das falsche gelernt. Du siehst es ja an dir. Zwei Ausbildungen und trotzdem kein vernünftiger Beruf. Aber naja, du machst ja immerhin diese Sendungen. Woran arbeitest du denn gerade?«

»Über die neue Höflichkeit«, sagte Benjamin, »aber das erzähle ich dir ein anderes Mal, ich habe gerade Besuch.«

»Ach so«, sagte Bernd, »dann entschuldige.«

»Konntest du ja nicht wissen.«

»Dann wünsche ich dir noch einen schönen Tag. Was machst du denn heute abend?«

»Ich habe ein paar Freunde zum Essen eingeladen.«

Das hatte mit der Wahrheit nicht viel zu tun.

»Na, dann viel Spaß«, sagte Bernd. »Und laß dich bei uns mal wieder sehen, die Kinder fragen dauernd nach dir.«

Das hatte mit der Wahrheit auch nicht viel zu tun.

Als Benjamin den Hörer aufgelegt hatte, stand Sabine erneut vom Sofa auf und sagte, sie müsse jetzt gehen. Benjamin verspürte den Drang, sie zurückzuhalten, warum war ihm nicht klar. Angst vor der Einsamkeit? Möglich. Aber schon jetzt? Es war noch nicht Abend. Es war noch zu früh für die Angst.

»Bleib noch ein bißchen«, sagte er.

»Ich muß gehen«, sagte Sabine.

»Warum?«

»Es ist besser.«

»Wieso besser?«

»Eben besser.«

»Bist du beleidigt?« sagte er.

»Wieso beleidigt?« sagte sie.

»Weil ich das Geschenk nicht auspacke.«

»Deswegen doch nicht.«

»Sondern?«

»Es ist besser, wenn ich es nicht sage.«

»Wieso besser?«

»Eben besser.«

»Du wiederholst dich.«

»Du dich auch.«

»Eigentlich sind Wiederholungen nicht schlimm«, sagte er.

»Kommt darauf an, was wiederholt wird«, sagte sie.

Er spielte mit den Fransen ihres weißen Schals. Dabei berührte er den rosafarbenen Pullover. Einen Büstenhalter trug sie nicht.

»Laß das bitte«, sagte sie.

»Warum?«

»Es ist besser.«

»Soll ich noch einmal 'Wieso besser?' sagen?« sagte er.

»Nein.«

»Also keine Wiederholung.«

»Nein.«

Er ließ ihren Schal los und entfernte sich ein bißchen. »Ich dachte, du wolltest mit mir über Robert reden«, sagte er, »und über das Haus?«

»Ich habe schon zuviel darüber geredet«, sagte sie. »Es ändert sich nichts. Ich werde in das Haus einziehen und damit basta. Kein Mensch wird mich daran hindern. Leider. Der, der mich daran hindern könnte, denkt nicht daran, mich zu hindern.«

»Er denkt vielleicht daran«, sagte Benjamin, »aber er wird es wohl nicht tun.«

»Was weiß denn du davon?« sagte Sabine.

»Ich dachte -«, sagte Benjamin.

»Du denkst das Falsche«, sagte Sabine.

War das die Wahrheit? Hatte er sich so getäuscht? Hatte er aus Eitelkeit Sabine Wünsche unterstellt, die sie nicht hatte? Oder bluffte sie nur, um ihm nicht das Gefühl zu geben, er habe noch immer Macht über sie? Aber wie sollte er die Wahrheit je erfahren? Sabine würde sie nur verraten, wenn er ihr die Erfüllung der Wünsche, die er bei ihr vermutete, versprach. Sollte er ihr etwas versprechen, was er nicht halten würde? Nein. Aber ohne eine solche Lüge würde er die Wahrheit nie erfahren. Er würde nie erfahren, ob seine Wahrnehmung richtig war und sie ihn belog, oder ob seine Wahrnehmung falsch war, und sie die Wahrheit sagte. Er würde mit dem Zweifel leben müssen, mit dem Zweifel an seiner Wahrnehmungsfähigkeit. Und das war schwer zu ertragen. Nein, es war überhaupt nicht zu ertragen. Der Mensch braucht eine Sache, an die er sich halten kann, dachte Benjamin -Sabine war inzwischen weg - sonst ist es schlecht um ihn bestellt. Ich aber habe nichts, woran ich mich halten kann, noch nicht einmal das Nichts, an das sich manche halten, ich habe keine Ahnung, wie sie das machen. Aber ist das ein Wunder? Erwarte ich von meiner Sache, daß sie, während ich auf meinem Sofa sitze und eine Zigarette nach der anderen rauche, zu mir hereinspaziert und sagt, Guten Tag, da bin ich, du hast mich nicht gesucht, aber du hast nach mir gejammert, nun also, stehe auf und kümmere dich um mich, denn ich bin deine Sache, der Himmel hat mich geschickt? Das ist ein Fall, von dem ich nicht erwarte, daß er eintritt. Also. Wenn man keine Sache hat, dann muß man sich auf die Suche danach machen. Aber wo? Es gibt Menschen, die jagen über den ganzen Erdball, ohne ihre Sache jemals zu finden. Erschöpft und vorzeitig gealtert landen sie am Ende wieder dort, von wo sie ausgegangen waren, in ihrem Heimatdorf, und wer kommt ihnen dort entgegen? Ihre Sache. Das ist nicht gerade ermutigend. Wozu in der Welt herumhetzen, wenn das Gute so nahe liegt? Ich wünschte, ich könnte noch an unseren Herrgott glauben, wie Tante Wilma. Ich würde noch heute in den Kirchenchor eintreten und mir von Herrn Simon oder Simson mit dem Taktstock auf die Finger klopfen lassen, vor lauter Freude darüber, daß ich unter seiner Anleitung ein Loblied auf den Herrn jubilieren dürfte. Wenn ich doch wenigstens die Wissenschaft hätte, wie Erasmus. Aber die Wissenschaft ist auch nicht meine Sache, das weiß ich. Dann schon eher die Religion. Oder die Kunst. Ich wünschte, ich könnte malen wie Renate. Das Talent mag eine Geißel sein, wie manche sagen, ein Fluch, ein Schicksal, eine Bürde, ich finde, man kann trotzdem froh sein, wenn man es hat. Renate hatte schon als Kind nichts anderes als Farben im Kopf, sagt sie, sie war gewissermaßen süchtig nach Papier und Tusche. Oder nach Ölkreide, Ölkreide war für sie das Schönste, sagt sie, man hätte sie mit Schokolade jagen können, sie wünschte sich immer nur Ölkreide. Ich habe mir nie Ölkreide gewünscht, ich wußte gar nicht, was das ist. Ich würde bis ans Ende der Welt gehen, um mein Talent zu finden, ich würde bis zum Nordpol reisen oder bis zum Südpol, oder erst zum Nordpol und dann zum Südpol, aber ich glaube nicht, daß mein Talent da liegt. Ich glaube, es gibt keine Sache, die meine Sache ist, ich glaube, meine Sache ist der Tod. Manche Menschen sind für das Leben geschaffen, andere, zu denen ich gehöre, für den Tod. Ich glaube nicht an einen Todestrieb, aber ich habe einen. Dem Tod gilt alle meine Sehnsucht. Sei mir willkommen, Bruder des Schlafs und des Beischlafs! Jawohl, ich habe Sehnsucht nach dem Tod, dachte Benjamin, ich habe auch Hunger.

Es war ein richtiger kleiner Monolog, den er da gehalten hatte, unaufgefordert, aus freien Stücken. Ein monologue intérieur. War das denn nichts? Nein, das war nichts. Nichts, was man zu seiner Sache machen konnte. Oder sollte er in der Welt herumlaufen und, danach gefragt, was seine Sache sei, antworten, er halte innere Monologe?

- Und Sie? Was machen Sie?

- Ich halte innere Monologe.

- Ah! Interessant. Kann man denn davon leben?

Nein, konnte man nicht. Mußte man auch nicht.

Benjamin hatte Hunger. Er mußte mal was essen. Er stand auf, nahm den vollen Aschenbecher und ging in die Küche. Er kippte die Asche in die Mülltüte, die in einem kleinen Drahtgestell zwischen Herd und Kühlschrank stand. Er dachte, ich muß hier mal saubermachen, so kann es nicht bleiben. Er goß Wasser in den abc-Blitzwasserkocher. Er holte Butter und Käse aus dem Kühlschrank. Er nahm Knäckebrot vom Regal. Er bestrich zwei Knäckebrote mit Butter. Er säuberte notdürftig einen Porzellanbecher. Er las zum x-ten Male die Aufschrift: You make my heart go squishity squash. Er dachte an Andrea. Er tat zwei Teelöffel Pulverkaffee in den Becher und goß heißes Wasser darauf. Er bestrich die beiden Knäckebrote mit Butter und Erdbeermarmelade. Er bereute, daß er statt Butter nicht Erdnußbutter genommen hatte. Er nahm Butter und Käse und legte sie zurück in den Kühlschrank. Wozu hatte er den Käse überhaupt herausgenommen? Er nahm ein Stück Knäckebrot und biß hinein.

Das Telefon klingelte.

Das Knäckebrot! Benjamin gehörte nicht zu denen, die ewig auf einem Bissen herumkauen, bevor sie ihn schlucken, aber er war auch nicht einer von jenen, die ein halbes Knäcke unzerkaut herunterschlucken wie nichts. Er mußte kauen. Er beeilte sich damit. Er ließ es an Sorgfalt fehlen. Das kantige, zackige Knäckebrot mit den vielen Ballaststoffen zerkratzte ihm den Gaumen. Er rächte sich dafür. Er machte es zu Mus.

Das Telefon klingelte.

Benjamin nahm den Hörer ab.

»Ja!« sagte eine Stimme, die darauf vertraute, erkannt zu werden, ohne daß sie den Namen Nick herausposaunen mußte, »das hatte ich ja gar nicht mehr erwartet! Ich glaube, ich habe schon hundertmal deine Nummer gewählt. Immer besetzt! Die Post verdient nicht schlecht an dir. Oder war das die ganze Zeit nur ein Gespräch, immer dasselbe? Nein, zwischendurch war niemand da, heute Mittag warst du nicht da. Wo warst du? Einkaufen? Na, egal, auf jeden Fall herzlichen Glückwunsch! Ich bin doch immer froh, wenn einer von euch mal wieder Geburtstag hat, ich will ja nicht der einzige sein, der älter wird. Was machst du heute Abend? Ich wollte eigentlich mit dir essen gehen, ich hätte mal wieder Lust auf eine Pizza, aber ich hörte, du seist schon verabredet.«

»Von wem?«

»Von Erasmus«, sagte Nick. »Ich habe mit Erasmus telefoniert, gerade eben.«

»Ach.«

»Ja!« sagte Nick, »und ich habe mich, glaube ich, endgültig mit ihm zerstritten.«

»Was?« sagte Benjamin mit dem Ausdruck äußersten Erstaunens, den, wie er dachte, Nick von ihm erwartete, »warum das? Weswegen?«

»Ja!« sagte Nick, »wegen seiner Doktorarbeit.«

»Wieso? Was hast du damit zu tun?«

»Ja!« sagte Nick und schnaufte vor Begeisterung darüber, daß er endlich loslegen durfte, »das war so, ich hatte versprochen, seine Doktorarbeit zu lesen, und zwar Anfang Dezember. Ende November brachte er mir die Arbeit vorbei, am dreißigsten oder einunddreißigsten, nein, am dreißigsten, den einunddreißigsten gibt es nicht. Ja, und bei der Gelegenheit lud er mich zum Essen ein, ins Cour Carrée.«

»Und?« sagte Benjamin, »hat sie dir nicht gefallen?«

»Die Arbeit?« sagte Nick. »Ich habe sie nicht gelesen.«

»Dachte ich mir«, sagte Benjamin.

»Es sind fünfhundert Seiten!« sagte Nick, als müßte er sich verteidigen, »ich hätte Wochen dafür gebraucht.«

»Drei Tage«, sagte Benjamin.

»Wieso?«

»Ich habe sie gelesen«, sagte Benjamin. »Es dauerte drei Tage.«

»Du bist eben ein Schnelleser«, sagte Nick.

»Im Gegenteil«, sagte Benjamin, »ich lese sehr langsam.«

»Oh nein«, sagte Nick, »wenn du fünfhundert Seiten in drei Tagen schaffst, dann bist du ein Schnelleser. Fünfhundert Seiten in drei Tagen, das macht pro Tag, warte mal -«

»Einhundertsechundsechzig komma sechs Periode sechs Seiten«, sagte Benjamin.

»Hast du das im Kopf ausgerechnet?«

»Mit dem Taschenrechner.«

»Hast du ein Telefon mit Taschenrechner?«

»Das ist doch jetzt nicht wichtig.«

»Was ist schon wichtig?«

»Laß uns so tun, als wäre Erasmus' Doktorarbeit wichtig«, sagte Benjamin.

»Also gut«, sagte Nick, »nehmen wir an, sie wäre es, und nehmen wir weiter an, ich würde es tatsächlich schaffen, mich in drei Tagen da hindurchzuquälen, dann -«

Er hielt inne.

»Dann?« sagte Benjamin.

»Es hat geklingelt«, sagte Nick, »ich geh mal eben zur Tür. Bleib am Apparat!«

Benjamin gestattete, daß Nick zur Tür ging, sie öffnete und einen Gast hereinließ, männlich, weiblich oder kindlich.

»Da bin ich wieder«, sagte Nick, »es war für Lutter.«

Nick wohnte, am Rande bemerkt, in einer Wohngemeinschaft, die sich aber, wie er ab und zu betonte, überlebt hatte. Einer seiner Mitbewohner hieß Wegner. Man nannte ihn Lutter. Das war sein Glück. Hätte er Lutter geheißen, dann hätte man ihn Wegner genannt.

»Nun?« sagte Benjamin.

»Was - nun?« sagte Nick.

»Erasmus' Doktorarbeit.«

»Ach, was soll's«, sagte Nick, »ich hatte gerade meinen Katalog verschickt und kriegte eine Bestellung nach der anderen. Ich konnte mich nicht auch noch auf Erasmus' Doktorarbeit konzentrieren.«

»Du hattest es versprochen«, sagte Benjamin. Einen Augenblick lang hatte er sich Nick gegenüber im Vorteil gewähnt, weil er die Doktorarbeit gelesen hatte und Nick nicht und weil er wußte, daß man nicht länger als drei Tage dafür brauchte, und Nick nicht, aber das war es eben, er konnte sich den Luxus erlauben, fünfhundert Seiten über irgendwas im neunzehnten Jahrhundert zu lesen, und Nick nicht. Nick hatte was zu tun und Benjamin nicht. Er machte keine Reisen nach Wien, Prag, Budapest, Basel, Amsterdam und Kopenhagen, um dort in Antiquariaten herumzustöbern und billig Bücher anzukaufen, er stellte keine Kataloge zusammen, um sie an tausende von handgeschriebenen Adressen zu verschicken. Nein. Und die Folge davon war, daß er keine Bestellungen bekam und keine Pakete packen durfte, und keine Rechnungen schreiben und keine Mahnungen ausstellen, und daß er niemals das Vergnügen hatte, einen Vollstreckungsbefehl beim Gericht zu beantragen; denn er hatte keine Kunden, die nicht zahlten, nicht einen einzigen.

»Ja!« sagte Nick, »ich hatte es versprochen, das war mein Fehler, aber ich hatte nicht vorausgesehen, daß die Bestellungen so schnell kommen würden, und ich wußte nicht, daß es fünfhundert Seiten waren, sonst hätte ich es nicht versprochen. Aber es ging ja auch gar nicht um mich. Ob ich die Arbeit gelesen habe oder nicht, kann Erasmus im Grunde piepegal sein. Es ging um etwas anderes. Ich wollte die Arbeit, nachdem ich sie gelesen hatte, Gregor Rittmeister geben, den kennst du ja.«

»Nein.«

»Natürlich kennst du ihn«, sagte Nick, »ich hatte euch doch damals alle eingeladen, Erasmus, Gregor Rittmeister und dich. An meinem Geburtstag.«

»Kann sein, ich erinnere mich nicht.«

»Du und dein Gedächtnis«, sagte Nick. »Wenn ich dein Gedächtnis hätte, dann würde ich wahrscheinlich jeden Schrott zusammenkaufen. Na, jedenfalls hatte Gregor Rittmeister versprochen, die Arbeit zu lesen und sie an seinen Verlag weiterzugeben.«

»Er hat einen Verlag?«

»Nein«, sagte Nick, »oder ja. Er gehört nicht ihm, aber es ist der Verlag, bei dem er veröffentlicht. Er kennt den Lektor, er ist mit ihm befreundet. Das hatte er damals auch erwähnt, und deswegen bat Erasmus mich, die Arbeit Gregor Rittmeister zu geben, weil ich mit Gregor Rittmeister befreundet bin, und weil Gregor Rittmeister mit dem Lektor befreundet ist, du verstehst.«

»Ja.« Es war, wie Benjamin fand, nicht schwer zu verstehen. Viel schwerer zu verstehen war, daß Nick einen so langen Namen wie Gregor Rittmeister immer vollständig auf sagte, anstatt nur Gregor zu sagen oder nur Rittmeister oder der Gregor oder der Rittmeister oder Greg oder Ritti.

»Also!« sagte Nick, »ich habe die Arbeit nicht gelesen, wie ich schon sagte, ich habe sie aber an Gregor Rittmeister weitergegeben, Mitte Dezember. Er wollte sie in den Weihnachtsferien lesen, weil er da Zeit hatte.«

»Und?«

»Ja!« sagte Nick, »er hatte keine Zeit. Er mußte sich auf seine Januarvorlesungen vorbereiten, und das hat länger gedauert, als vorausgesehen. Da konnte er nicht auch noch Erasmuss Doktorarbeit lesen, es sind schließlich fünfhundert Seiten.«

»Hat er sie wenigstens an den Verlag weitergegeben?«

»Konnte er ja nicht«, sagte Nick, »er kann doch dem Verlag nichts empfehlen, was er nicht gelesen hat, da riskiert er seinen Ruf. Er hat mir die Arbeit gestern zurückgebracht. Nun liegt sie hier herum. Deswegen hatte ich auch Erasmus angerufen, damit er sie abholt. Er war natürlich nicht beglückt, das kann ich verstehen. Es war seine letzte Hoffnung, wie er sagte. Er muß sie jetzt wahrscheinlich selber drucken lassen, auf eigene Kosten, sonst bekommt er seinen Titel nicht. Zweihundert Exemplare, das geht ganz schön ins Geld. Außerdem ist es natürlich ehrenvoller, einen Verlag zu haben. Es sei eine schwere Niederlage für ihn, sagte er, aber die müsse er jetzt einstecken oder wegstecken, ich weiß das Wort nicht mehr genau, einstecken oder wegstecken. Er habe in seinem Leben schon viele Niederlagen einstecken müssen, da werde er auch diese noch wegstecken, Niederlagen einzustecken, ich glaube, er sagte doch einstecken und nicht wegstecken, sei überhaupt eine Kunst, in der er sich immer weiter zu vervollkommen trachte. Die alten Philosophen hätten schon gewußt, worauf es ankomme. Er werde es noch dahin bringen, daß er dabei lächele. Eines Tages werde er die Kunst beherrschen, Niederlagen einzustecken und dabei zu lächeln. Das sei vielleicht sogar der Sinn des ganzen Lebens. So Erasmus. Er macht ja immer gleich aus allem eine Theorie. Ich hatte meine Vorbehalte, aber ich habe sie nicht geäußert. Als er fertig war, habe ich ihn nur gefragt, was nun aus unserer Verabredung würde, er hatte mich doch eingeladen, ins Cour Carrée. Und wer bezahlt? sagt er. Wieso? sage ich. Ja, sagt er, wer bezahlt? Du, sage ich, du hast mich doch eingeladen. Ja, sagt er, weil du meine Doktorarbeit lesen wolltest, und weil du sie an Gregor Rittmeister weitergeben wolltest, und weil Gregor Rittmeister sie dem Verlag

geben wollte, damit der Lektor, mit dem er befreundet ist, sie liest. Das war der Anlaß. Es war ein Anlaß zur Freude, wie ich dachte. Ich konnte hoffen, daß Gregor Rittmeister die Arbeit seinem Lektor empfiehlt, und ich konnte es nicht nur hoffen, ich habe es gehofft, das gebe ich zu, sonst wäre es ja keine Niederlage. Es ist nicht so, daß ich nicht an mich glaube, sagte Erasmus«, sagte Nick, »ich glaube an mich und mein Lebenswerk, sonst könnte ich ja gar nicht weitermachen, ich weiß, daß meine Arbeit gut ist und verdient, veröffentlicht zu werden, aber ich finde niemand, der sie liest, das ist das ganze Problem, und deswegen finde ich auch niemand, der sie veröffentlicht. Alle Welt schreckt vor den fünfhundert Seiten zurück. Man gibt sich die allergrößte Mühe mit einer Arbeit, man verbringt Tag für Tag Stunden um Stunden in der Staatsbibliothek, man liest bis einem die Augen überquellen, man durchdenkt alles bis ins kleinste, man schreibt die Ergebnisse jahrelangen Forschens in der gebotenen Knappheit und nicht ohne Eleganz des Stils nieder, man gibt die Arbeit ab und erhält von der Universität das höchste Lob, summa cum laude -, und dann will sie niemand veröffentlichen, weil alle Welt vor lächerlichen fünfhundert Seiten zurückschreckt. Wir leben im Jahrhundert des Schlendrians und der Ignoranz. Die Menschen sollten sich ein Beispiel am neunzehnten Jahrhundert nehmen, da wußte man noch, was Arbeit ist. Auch an den Universitäten. Gerade an den Universitäten! Denk an Hegel! Denk an Droysen oder Ranke! Denk an Jacob Burckhardt, den ich verehere, wie du weißt. Glaubst du, Jacob Burckhardt wäre davor zurückgeschreckt, fünfhundert Seiten zu lesen? Nein, die Menschen hatten damals einen anderen Atem, sie hatten einen langen Atem, wir haben einen kurzen, das ist unser Unglück. Der Mensch in unserem Jahrhundert ist kurzatmig geworden, als ob er keine Luft mehr kriegte, und er kriegt ja auch tatsächlich keine Luft mehr, das ist eine meiner Thesen. Hätte der Lektor meine Arbeit gelesen, dann würde er sie sofort veröffentlichen, davon bin ich überzeugt. Hätte Gregor Rittmeister sie gelesen, dann hätte er sie auch dem Lektor empfohlen, das ist keine Frage. Und hättest du sie gelesen, dann hätte sie vielleicht auch Gregor Rittmeister gelesen, das halte ich nicht für ausgeschlossen. Das eine hängt doch mit dem anderen zusammen, entweder im Sinne einer Interdependenz oder im Sinne einer Totalität, darüber will ich jetzt nicht streiten, sagte Erasmus, aber wie soll meine Arbeit je das Licht der Öffentlichkeit erblicken, wenn du sie ungelesen an Gregor Rittmeister weitergibst, und er sie ungelesen an dich zurückgibt, da schließt sich doch der Kreis. Und dafür soll ich dich zum Essen einladen? Warum nicht auch noch Gregor Rittmeister? Warum nicht auch den Lektor? Warum nicht gleich den ganzen Verlag, das wäre doch die passende Gelegenheit! So Erasmus. Er kam richtig in Schwung, er hat sich richtig ereifert, so kannte ich ihn gar nicht. Sonst ist er immer die Liebenswürdigkeit in Person, aber das ist eine Maske. Jetzt hat er sein wahres Gesicht gezeigt. Zuerst dachte ich noch, es wäre Ironie, aber nein, das war bitterer Ernst. Du hast dein Versprechen nicht gehalten, sagte er, dann brauche ich meins auch nicht zu halten. Was sagst du dazu?« sagte Nick voller Empörung.

»Warum hast du ihn nicht zum Essen eingeladen?«

»Wieso ich?«

»Weil du die Arbeit nicht gelesen hast.«

»Stehst du auch auf seiner Seite?«

»Nein«, sagte Benjamin, »aber ich finde, er hat recht.«

»Ja!« sagte Nick und schnaufte, »ich hätte ihn vielleicht einladen sollen, aber ich bin nicht auf die Idee gekommen. Ich war so konsterniert, weil er sich so ereiferte, ich war doch richtig geschockt. Wir haben nur noch förmlich Auf Wiedersehen gesagt, und das war's dann. Ich

glaube nicht, daß wir uns jemals wiedersehen. Er muß allerdings die Doktorarbeit abholen, sie liegt ja immer noch bei mir herum. Mit wem bist du verabredet?»

»Mit niemand.«

»Erasmus sagte, du hättest eine Verabredung.«

»Ich hatte eine«, sagte Benjamin, »aber sie ist inzwischen geplatzt.«

Er wollte Nick nicht sagen, daß er Erasmus angelogen hatte, damit Nick nicht auf den Gedanken käme, er würde auch ihn anlügen. Die Menschen neigten zu solch voreiligen Schlüssen, und die Erfahrung gab ihnen meistens recht.

»Dann könnten wir ja essen gehen«, sagte Nick.

»Einverstanden.«

Hätte Nick zehn Minuten später angerufen, wäre es womöglich nicht zu dieser Verabredung für den Abend gekommen, weil Benjamin dann schon längst die beiden Knäckebröte mit Butter und Erdbeermarmelade heruntergeschlungen und die leichten bis schweren Blähungen bekommen hätte, die er immer von Knäckebröten bekam, ausgerechnet von Knäckebröten, das doch so bekömmlich war und das er so besonders gern aß, vor allem mit Erdnußbutter und der Erdbeermarmelade von Schwartau aus Bad Schwartau bei Lübeck, wo er als Kind einige Male die Ferien verbracht hatte, bei Tante Hertha und Onkel Hermann, dem Schrankenwärter und Bienenzüchter, der nicht weit von der Marmeladenfabrik entfernt seine Schranke, sein Schrankenwärterhäuschen und seine Bienenstöcke hatte. So etwas verbindet den Menschen mit einer Marmelade. Aber sollte man jetzt, wo man in zwei Stunden zum Essen verabredet war, nicht lieber auf die restlichen anderthalb Knäckebröte verzichten und sich seinen Hunger aufsparen? Ach was, der würde schon wiederkommen.

Benjamin aß die Knäckebröte und trank den nur noch mäßig warmen Kaffee. Am oberen Innenrand des Bechers wurde die Schrift *You make my heart go squishy squash* wieder sichtbar. Benjamin dachte an Andrea. Sie hatte ihm damals, als er mit ihr in London war, diesen Becher geschenkt. Unter tausenden von gadgets, für die sie sich so richtig totbegeistern konnte, hatte sie ausgerechnet dieses für ihn ausgesucht, in einem Laden in der Oxford Street. Nun mußte er sein Leben lang aus diesem Becher trinken; denn solche Becher gingen nie kaputt. Nur schöne Dinge gingen kaputt, die albern hielten ewig. Seither nahm Benjamin sich täglich vor, im Wörterbuch nachzuschlagen, was *squishy squash* hieß. Er nahm es sich vor, vergaß es aber immer wieder. Wollte er es vielleicht doch nicht wissen? Vielleicht mahnte ihn eine innere Stimme, nicht die ganze Wahrheit über das *squishy squash* herauszufinden? Vielleicht gehörte diese Wahrheit zu denen, die der Mensch nicht ertrug, an denen er zerbrach, weil sie ihm über den Verstand gingen, vielleicht war dieses einfache *squishy squasheine* Formel, in der das Göttliche sich offenbarte, natürlich nur für den, der Augen hatte zu sehen und Ohren zu hören, aber wie sollte man wissen, ob man nicht das Pech hatte, so einer zu sein? Das Entscheidende an diesem Becher war aber ohnehin, daß Benjamin, während er den Kaffee trank, an Andrea dachte. Das hatte sie möglicherweise beabsichtigt, als sie ihm den Becher schenkte. Aber das war nicht sicher. Und nun konnte er sie nicht mehr danach fragen. Er hatte sich von ihr getrennt; oder sie sich von ihm. Er hätte sie gern einmal wiedergesehen. Er wußte, daß er nicht zu retten war, aber wenn jemand ihn retten konnte, dann sie. Es waren nun zehn Monate ins Land gegangen, und er hatte nichts von ihr gehört oder gesehen oder in der Hand gehabt. Das Telefon liegt so nahe, dachte er, ich könnte

ihre Nummer wählen und sie anrufen, nur um zu sehen, ob sie da ist, ob sie noch lebt. Ich würde gern mal ihre Stimme wiederhören, obwohl ich nie besonders verliebt in diese Stimme war, sie ist mir ein bißchen zu hart, aber trotzdem. Ich würde sie gern mal wiedersehen, obwohl sie immer in diesen schlampigen Pullovern herumläuft und sich nicht schminkt und nichts dafür tut, daß sie ein bißchen attraktiv ist. Ich würde sie gern mal wieder im Arm halten, obwohl sie so dünn ist, daß man fast nichts im Arm hat. Ja, ich würde gern mal wieder mit ihr schlafen, obwohl ich sie nicht mit der weiblichen Hauptrolle in meinem Pornofilm besetzen würde, trotzdem. Aber ich kann sie nicht anrufen, nicht heute, nicht an meinem Geburtstag. Ich werde sie an ihrem Geburtstag anrufen, in zwölf Tagen, das nehme ich mir vor, das ist ein fester Vorsatz. Fallenlassen kann ich ihn ja immer noch.

Aber, dachte er dann, denn er hörte nicht auf zu denken, er hörte niemals auf damit, wenn auch dieses Denken gar kein Denken war, sondern etwas anderes, aber was? Ein Fühlen vielleicht, das ewige Auf und Ab der Gefühle, ihr ewiges Hin und Her; denn die Gefühle standen niemals still, sie schwankten wie die Binsen im Winde. Und genauso wie die Binsen im Winde raunten sie dem Denken unaufhörlich etwas zu, die Weisheit der Binse, den Unsinn der Binse, mal dies, mal jenes, mal ganz etwas anderes; denn jeder Augenblick brachte Veränderung, selbst wenn man die Augen geschlossen hielt. Eines Tages aber würde man die Augen für immer schließen, dann wäre man davon befreit, es sei denn, es gab doch ein Leben nach dem Tode, aber wozu den Teufel an die Wand malen. Aber, dachte Benjamin, wer weiß, ob ich in zwölf Tagen noch lebe? Wollte ich nicht heute Schluß machen?

Er stand auf und ging hinüber ins Arbeitszimmer. Er setzte sich an den Schreibtisch und sah, daß alles noch genauso war wie heute morgen, nachdem er mit Tante Wilma und bevor er mit Erasmus telefonierte hatte. Nur das Licht hatte sich verändert. Er knipste die Schreibtischlampe an und las: MEIN LETZTER WILLE. Es klang etwas altertümlich, wie Benjamin fand, aber er hatte es nicht anders gelernt. MEIN LETZTER WILLE hatte über dem Testament seiner Mutter gestanden, durch das er damals notdürftig ausgesorgt hatte. MEIN LETZTER WILLE hatte über dem Testament seines Vaters gestanden, durch das er dann reichlich ausgesorgt hatte. Das war das große Glück, mit dem sein Unglück begann. Natürlich war er froh gewesen, daß die Mutter endlich tot war, von ihren Leiden erlöst, wie alle sagten, und wie sie auch selbst gesagt hätte, wenn sie noch dazu imstande gewesen wäre, sie zuallererst. Natürlich war er froh gewesen, daß der Vater endlich tot war, dieser herrische Mensch, der keine Widerrede duldete. In einem seiner Anfälle von Größenwahn hatte er einmal verkündet, er werde hundertzwanzig Jahre alt. Bald darauf hatte er ein zweites Mal geheiratet und war gestorben. Benjamin weinte ihm keine Träne nach. Auf der Beerdigung hatte er allerdings geweint, aber das war die Erleichterung gewesen, den Mann endlich loszusein. Nun würde alles anders werden, hatte er gedacht. Und es war auch alles anders geworden, nur anders, als er gedacht hatte. Er war nicht gewachsen, sondern geschrumpft. Er war nicht stärker geworden, sondern schwächer. Er hatte nicht getan, was er schon immer wollte, sondern erkennen müssen, daß er schon immer nichts gewollt hatte. Er hatte aufgehört zu arbeiten, versteht sich, denn wozu arbeiten, wenn man kein Geld verdienen mußte. Aber auch der Mensch, der nicht arbeitet, muß irgendwie über den Tag kommen. Er wacht morgens auf, schleppt sich den Tag über mit sich herum und geht abends wieder zu Bett, ohne seine Last jemals loszuwerden. Wer arbeitet, hat auch mal Feierabend. Wer nur sich selbst hat, nie. Das Geld der Mutter und vor allem das des Vaters hatten Benjamin die Freiheit geschenkt, von der Millionen Lottospieler träumten, die Freiheit von der Arbeit. Und diese Freiheit war, wie sich herausstellte, kein schöner Traum. Andere hätten vielleicht gewußt, sie zu nutzen, Benjamin nicht. Er hätte es auch gern gewußt, aber er kam nicht drauf. Es fiel ihm nichts ein. Er grübelte oft darüber nach, aber er hatte keine Idee. Irgendetwas mußte er tun, aber was? Hatte er keine Augen zu sehen und keine Ohren zu hören? Doch.

Es klingelte.

Man kann darum herumreden, so viel man will, es wird sich nicht verschweigen lassen, daß es Andrea war, die da geklingelt hatte. Die mit dem Becher? Ja.

Sie trug einen Pelzmantel, für den die Seelen einiger besonders hübscher Rotfüchse auf Wanderschaft geschickt worden waren, und sah darin weicher aus und nicht so dünn wie sonst. Sie hatte schwarze Haare, halblang, gelockt. Sie war nicht besonders groß, einsfüfundsechzig. Ihr Gesicht war von der Seite gesehen schmal, von vorn gesehen flächig. Ihre Nase war groß und gerade, von vorn gesehen etwas platt. Ihre Augenbrauen und Wimpern waren ohne Schminke kräftig schwarz. Ihre Augen waren bräunlich grün. Ihr Mund war ein wenig schnutenartig. Wenn man sie sah, konnte man meinen, sie wäre vierundzwanzig. Sie wurde aber in zwölf Tagen schon achtundzwanzig. In den Händen trug sie ein kleines Päckchen in rotem Seidenpapier. Und was wollte sie?

Gar nicht lange stören, nur eben das Geschenk abgeben, aber wenn er Besuch habe oder beschäftigt sei, dann würde sie sofort wieder gehen, sie habe nur nicht seinen Geburtstag einfach so vorbeiziehen lassen wollen, ohne ihm zu zeigen, daß sie daran gedacht habe. So ein Geburtstag sei doch schließlich ein wichtiger Tag im Leben. Sie wenigstens halte viel auf ihren Geburtstag, das wisse er vielleicht noch von früher, oder nicht? Sie könne aber auch gleich wieder gehen, sie wolle sich in keinster Weise aufdrängen, nur eben das Geschenk, du wirst vielleicht erraten, was es ist, nichts Großes, eine Kleinigkeit, nur eine Geste, hier, und einen schönen Tag noch. Damit wandte sie sich zum Gehen.

Und er? Hielt er sie nicht zurück? Und ob. Er nahm ihr den Mantel ab und sah nun, daß sie einen bordeauxroten Pullover aus Mohairwolle und eine cremfarbene Cordhose trug. Sie sah wirklich weicher aus und nicht so dünn wie sonst.

Es war ihm kaum bewußt, daß er sie seit zehn Monaten nicht mehr gesehen hatte. Wie in alten Zeiten bot er ihr einen Tee an. Oder Mineralwasser.

»Tee oder Mineralwasser?«

»Tee.«

Und während sie auf dem Sofa saß und er auf dem Schaukelstuhl, bemühte er sich gar nicht, dem zu folgen, was sie erzählte. Es interessierte ihn nicht, was in den vergangenen Monaten geschehen war; denn was auch immer er davon zur Kenntnis nehmen würde, es würde nur Schmerz bereiten. Es war nicht seine Geschichte, die sie da erzählte, es war ihre Geschichte, ihre Geschichte ohne ihn. Andrea saß da und redete und redete und redete, und Benjamin hatte nichts als das Verlangen, sie mit einem endlosen Kuß zum Schweigen zu bringen und sie auf dem Sofa zu nehmen oder sich nehmen zu lassen oder sich hinzugeben oder sie sich hingeben zu lassen oder hinzugeben und hinzunehmen, ganz nach Belieben. Aber er tat es nicht. Denn durch einen feinen, säuerlichen Geruch, der sich so nach und nach bemerkbar machte und wie eine flüchtige Ahnung seine Nase umschwebte, wurde Benjamin daran erinnert, daß er heute mittag bei Renate gewesen war, und daß er sich seitdem noch nicht gewaschen hatte, leider. Er fühlte sich nicht rein. Er fühlte sich unrein, an Leib und Seele. Er hatte, das fühlte er, Andrea betrogen. Das war, wie sein Verstand ihm sagte, Unsinn. Er hatte doch nicht wissen können, daß sie kommen würde, sie hatten sich getrennt, er war zu keiner

Treue mehr verpflichtet. Aber sein Gefühl sah das anders. Es sagte, du warst untreu, das riecht man dir an, also komm ihr nicht zu nahe!

Du kannst dich ja schnell waschen, flüsterte sein Verstand, tu so, als müßtest du mal, geh ins Badezimmer und wasch dich heimlich, dann ist alles in Ordnung.

Nein, fuhr das Gefühl dazwischen, nichts ist in Ordnung, ob er sich nun wäscht oder nicht. Du kannst nicht heute mittag mit Renate schlafen und ein paar Stunden später mit Andrea, das lasse ich nicht zu.

Er hat aber doch Lust dazu, sagte der Verstand kopfschüttelnd, indem er seine Worte direkt an das Gefühl richtete.

Die Lust wird ihm schon vergehen, erwiderte das Gefühl, dafür werde ich sorgen. Es wäre nicht das erstemal, daß ich ihm einen Strich durch die Rechnung machte.

Was für eine Rechnung? fragte der Verstand pedantisch.

Du weißt schon, was ich meine, sagte das Gefühl.

Ich finde, du bist zu moralisch, sagte der Verstand.

Ich will nicht, daß er rumhurt wie ein bulgarischer Bademeister, sagte das Gefühl.

Wieso bulgarisch? erkundigte sich der Verstand.

Es gab einen bulgarischen Bademeister, der sich damit brüstete, pro Saison tausend Frauen zu vernaschen, sagte das Gefühl. Das stand im Stern.

Du übertreibst, sagte der Verstand.

Der bulgarische Bademeister hat übertrieben, sagte das Gefühl.

Aber die Gefahr besteht doch gar nicht, sagte der Verstand (der das immer noch nicht fassen konnte. Tausend Frauen pro Saison!), nicht bei Benjamin. Er ist doch sowieso viel zu moralisch. Und du bestärkst ihn auch noch darin.

Ja, sagte das Gefühl, das tue ich.

Und damit waren sie, wie üblich, auseinander.

Aber noch etwas anderes hinderte Benjamin, Andrea zu umarmen undsoweiter. Er fürchtete, sie werde wieder Hoffnung in ihn setzen. Sie wollte einen Lebensmenschen, das war kein Geheimnis. Wahrscheinlich wollte sie sogar ein Kind und eine Ehe. Sie hatte das nie gesagt, um ihn nicht in die Flucht zu schlagen, wie er vermutete, aber sie wünschte es sich insgeheim sehr wohl, wie er ebenfalls vermutete. Aber wie sollte er ihr so etwas versprechen, wenn er sich mit nichts anderem herumschlug als mit Gedanken an Selbstmord, Freitod, Harakiri? Nicht zu verantworten. Er war ein unsicherer Kandidat, soviel stand fest. Er durfte nicht wieder mit Andrea anbändeln, das sagte ihm sein Verstand; denn in der nun folgenden Debatte war der Verstand dagegen, daß Benjamin Andrea zu nahe kam, während das Gefühl ihn mit einem Male dazu ermunterte. Was der Verstand da sagt, ist schön und gut, sagte das

Gefühl, aber es stimmt nicht. Er spielt den Realisten und ist nur fatalistisch. Er rechnet nicht damit, daß Benjamin sich ändert.

Oh doch, fuhr der Verstand dazwischen, ich rechne sehr wohl damit. Ich behaupte sogar, daß er sich unaufhörlich ändert, weil er nämlich unaufhörlich schwankt wie das berühmte Rohr im Winde. Und deshalb sollte Andrea sich nicht auf ihn verlassen.

Schon recht, erwiderte das Gefühl, aber du bedenkst nicht, daß auch das sich ändern kann. Mir scheint, er hat allmählich die Nase voll vom ewigen Schwanken. Außerdem mag er nicht mehr allein sein. Er ist im Grunde ein geselliger Mensch, ob du es glaubst oder nicht.

Ich glaube es nicht, sagte der Verstand, und ich habe meine Gründe. Ich weiß, wie sehr er die Einsamkeit liebt. Nenne es krankhaft oder nicht, es ist so. Er liebt die Einsamkeit, weil er die Wahrheit liebt, das hat er schon immer getan. Er verabscheute von klein auf die Lüge, und so mußte es zwangsläufig dahin kommen, daß er sich aus der Gesellschaft zurückzog; denn in der Gesellschaft herrschen, wie alle Welt weiß, Eitelkeit, Lüge und Verstellung.

Keineswegs weiß das alle Welt, sagte das Gefühl, und ich behaupte sogar, daß das Gerede von der Gesellschaftslüge selbst eine Lüge ist. Und dahinter steckt die Einsamkeitslüge, die Lüge, die sich die Einsamen und Enttäuschten zurechtmachen, damit sie sich in ihrer Einsamkeit und Enttäuschtheit über die anderen erheben können. Sie können mit den anderen nicht mehr mit, das ist die Wahrheit, und deswegen behaupten sie, die anderen wären verlogen und verstellten sich. Sie versuchen, ihr Nichtkönnen als ein Nichtwollen zu verkaufen, ihre Unterlegenheit als Überlegenheit, ihre Ungeselligkeit als Unverstelltheit und ihren Hochmut als Wahrheitsliebe. In der Gesellschaft, so behaupten sie, spiele der Mensch Theater, während er zu Hause die Maske ablege und sei, wie er sei.

Aber so ist es doch! sagte der Verstand. Nur in der Einsamkeit kommt der Mensch zu sich selbst und muß nicht mit den Wölfen heulen oder mit den Schafen blöken.

Ach was, sagte das Gefühl ärgerlich. Die Gesellschaft ist keine Garantie für die Lüge, und die Einsamkeit keine für die Wahrheit. Was würdest du zum Beispiel sagen, wenn ich behauptete, Benjamin sei viel wahrhaftiger, wenn er mit Andrea zusammen ist, als ohne sie?

Ich würde sagen, du bist ein ziemlich vergeßliches Gefühl, sagte der Verstand, und daher nicht ganz zurechnungsfähig. Du redest doch nur so, weil Andrea gerade da ist und Benjamin Lust hat, mit ihr zu schlafen. Laß uns morgen noch einmal darüber diskutieren, dann siehst du wieder alles anders; denn du bist ein schwankendes Element, auf dich ist kein Verlaß, und wenn jemand unseren Benjamin zu seinen unaufhörlichen Selbsttäuschungen verleitet, dann bist du es.

Wenn du mir so kommst, sagte das Gefühl beleidigt, dann rede ich sowieso nicht mehr mit dir.

Und damit zog es sich zurück. Benjamin aber, über dessen Kopf hinweg die beiden ihren Streit ausgetragen hatten, war nicht klüger als zuvor. Das reichte aber immerhin dazu, daß er sich mit Andrea für einen der nächsten Abende verabredete und ihr zum Abschied einen Kuß gab. Dabei sprang ein Funke über. Benjamin hatte sich auf dem Teppichboden elektrisch aufgeladen, oder auf dem Sofa, oder durch die Reibung seines Pullovers, der zu vierzig Prozent aus Acryl bestand, mit seinem T-Shirt, das zu hundert Prozent aus Baumwolle bestand, oder durch irgendetwas anderes, es gab genug Gründe dafür, daß man ständig unter

Strom stand. Jedenfalls gab es einen kleinen elektrischen Schlag, als er Andrea küßte. Das machte ihm keine Freude, das machte ihr keine Freude, aber so war das moderne Leben.

Ein Blick auf seine Armbanduhr sagte Benjamin, daß er, bevor er sich auf den Weg zu Nick machen mußte, noch eine gute halbe Stunde Zeit hatte. Das war ja schön. Er mußte noch nicht gleich hinaus in die klirrende, kristallklare Kälte, er konnte noch ein wenig im Warmen hocken, in der trockenen, staubigen Heizungsluft. Aber wieso hocken? Hockte er? Ja, tatsächlich. Ohne zu wissen, wie es ihn dorthin verschlagen hatte, hockte er mit einem Male vor dem Kühlschrank und glotzte mit blöden Augen da hinein. Was suchte er? Etwas zu essen? Nein, es war nicht Hunger, der ihn an hierher getrieben hatte, es war nicht einmal Appetit. Es war ein vages Verlangen, irgendein unbestimmter Wunsch nach einer unbestimmten Befriedigung. Wie ein Schlafwandler war Benjamin in die Küche gegangen, hatte sich vor den Kühlschrank gehockt, ihn geöffnet und begonnen, da hineinzustarren. Nur um sein Hiersein notdürftig zu rechtfertigen, nahm er sich eine Dose Cola aus dem Kühlschrank, öffnete sie, nahm sie mit ins Parkettzimmer, setzte sich aufs Sofa, zündete sich eine Zigarette an und versuchte sich zu besinnen.

Sich besinnen - das war auch so ein Wort. Seine Mutter hatte es oft gebraucht, wenn er morgens zu ihr ins Schlafzimmer gekommen war, um mit ihr zu reden, damals, als er noch nicht zur Schule ging. Sie müsse sich erstmal besinnen, sagte sie; sie hatte es schwer, in die Gänge zu kommen, wie sie sagte, sie kam nicht in die Gänge, bevor sie sich nicht besonnen hatte, und dazu brauchte sie ihre Tasse Tee und einen Zwieback. Da saß sie dann, ein riesiges Kopfkissen im Rücken, im Bett und besann sich.

Der Vater hatte das nicht nötig. Er stand in aller Herrgottsfrühe auf und wußte auch ohne Tee und Zwieback, wozu er auf der Welt war. Hatte er das richtige Leben geführt, und die Mutter das falsche? Oder war es nur eine Sache des Kreislaufs gewesen? Hatte die Mutter einen zu niedrigen Blutdruck gehabt und war sie deswegen nicht in die Gänge gekommen, ohne sich ein halbe Stunde bei Tee und Zwieback besonnen zu haben?

Und doch hatte es auch der Vater mit dem Besinnen gehabt. War es Goethe, den er zitierte, wenn er seinen Lieblingspruch aufsagte? Oder war es Großvater Wilhelm? Oder waren es beide, Goethe und Großvater Wilhelm, die gesagt hatten, Erst besinn's, dann beginn's? Im Munde des Vaters hatte das Besinnen eine andere Bedeutung gehabt, als in dem der Mutter, da ging es nicht darum, sich zu besinnen, sondern es zu besinnen. Es ging darum, eine Sache gut zu planen und zu durchdenken, bevor man sich ans Handeln machte. Benjamin konnte mit diesem Erst besinn's wenig anfangen. Das übereilte Handeln war nicht sein Problem. Ihm fehlte nicht die Geduld zum Besinnen, sondern die Kraft zum Beginnen, er kam aus dem Besinnen überhaupt nicht heraus, aber begonnen hatte er schon lange nichts mehr. Und doch war zu fragen, ob er sich richtig besann, wenn er niemals etwas begann. Denn das Besinnen führte zum Sinn, und der Sinn gab die Kraft zum Handeln. Man mußte allerdings dran glauben.

Benjamin drückte seine Zigarette aus und blickend suchend im Zimmer umher. Was suchte er? Den Sinn? Wie zufällig richtete sich sein Blick auf den Fernseher. Hallo, sagte der Fernseher, da bin ich. Nun schalte mich schon an. Denn siehe, ich verkündige dir große Freude. Du nimmst die Fernbedienung, drückst auf einen Knopf und bist mit einem Male mitten in der Welt. Ist das nicht toll? Du bist allein und bist es doch nicht, weil ich dich mit der ganzen Welt verbinde. Ich rede jetzt nicht von der Werbung, obwohl du sie zu unrecht verachtetest, ich rede von der Tagesschau, den Nachrichten der Heuteredaktion, den Tagesthemen und der Berliner Abendschau. Oder vom Spielfilm. Serie oder nicht,

Hauptsache, es passiert was, und du kannst sicher sein, daß was passiert. Komm, schalte mich schon an, und du wirst Freude haben und Wonne und seliges Vergessen. Wer fernsieht, sündigt nicht.

Doch plötzlich verstummte der große schwarze Apparat und machte ein beleidigtes Gesicht. Hatte man seinen Unterhaltungswert bezweifelt? Nein, da war etwas anderes: Ein Konkurrent.

Das Telefon klingelte.

»Du bist ja noch da«, sagte Erasmus, »ich hatte gar nicht mehr damit gerechnet. Wo du doch heute abend verabredet bist, ich nehme an, mit einer schönen Frau?«

»Möglich ist alles«, sagte Benjamin.

»Das will ich hoffen«, sagte Erasmus. »Und ich will auch nicht lange stören. Ich habe nur eine kleine Bitte, die du mir, wie ich denke, nicht abschlagen kannst. Du bist doch mit Nick befreundet.«

»Befreundet ist ein großes Wort.«

»Nicht für das, was euch verbindet. Ihr kennt euch doch seit achtundsechzig.«

»Seit siebzig.«

»Du weißt, wie ich es meine«, sagte Erasmus, »aber ich will nicht darauf herumreiten. Meine Bitte ist folgende: Nick hat ein Exemplar meiner Doktorarbeit. Kannst du es nicht, wenn du das nächste Mal mit ihm zusammenkommst, an dich nehmen und mir geben, wenn du das nächste Mal mit mir zusammenkommst?«

»Warum kommst du nicht selbst mit ihm zusammen, das wäre doch der direkte Weg.«

»Der direkte Weg ist nicht immer der einfachste«, sagte Erasmus.

»Ich könnte sie dir heute abend geben«, sagte Benjamin.

»Heute abend?«

»Ich lade dich zum Essen ein.«

»Ist Nick die schöne Dame?«

»Ich war ursprünglich mit jemand anders verabredet«, sagte Benjamin, um Erasmus nichts anderes vorzulügen als Nick, »aber es ist etwas dazwischengekommen. Jetzt habe ich mich mit Nick verabredet. Du warst ja in der Staatsbibliothek, dich konnte ich nicht erreichen.«

»Ich war nicht in der Staatsbibliothek.«

»Nicht?«

»Nein«, sagte Erasmus, »gerade als ich gehen wollte, klingelte das Telefon. Es war eine Frau, die mein Klavier kaufen will. Ich hatte eine Anzeige aufgegeben, du weißt, ich brauche Geld.«

»Was ist mit dem Essen?« sagte Benjamin. »Kommst du?«

Er legte Wert darauf. Erasmus war ein guter Unterhalter. Nick auch. Wenn beide kamen, dann konnte Nick Erasmus unterhalten und Erasmus Nick, und Benjamin brauchte nur dabeizusitzen, zu rauchen, zu lächeln und die Rechnung zu bezahlen.

»Ich hatte mich eigentlich auf einen ruhigen Abend eingestellt«, sagte Erasmus, der es nunmal liebte, sich zu zieren und lange bitten zu lassen.

»Muß ja nicht unruhig werden«, sagte Benjamin, »auch wenn du dich mit Nick gestritten hast.«

»Gestritten?«

»Nick hat so etwas angedeutet.«

»Nein«, sagte Erasmus, »ich streite mich mit niemandem, auch nicht mit Nick. Ich bin von Natur ein liebenswürdiger Mensch, von Natur und aus Prinzip. Ich habe lediglich eine Einladung wieder rückgängig gemacht. Ich hatte dafür meine Gründe.«

»Umso besser«, sagte Benjamin, »dann komm doch mit. Wir treffen uns im Mini Metro.«

»Kann ich es mir noch überlegen?« fragte Erasmus.

»Aber gewiß doch«, sagte Benjamin, »du hast wie immer alle Freiheiten.«

»Gut, dann komme ich.«

Das Mini Metro war nicht besonders voll, als Benjamin kam. Zwei Tische waren besetzt. An einem der beiden saß Nick. Er las in Erasmus' Doktorarbeit.

»Sie scheint interessant zu sein«, sagte er und legte das dicke Manuskript beiseite. »Schade, daß ich sie zurückgeben muß. Ich hätte sie gern gelesen.«

»Späte Einsicht«, sagte Benjamin.

»Ich konnte ja nicht wissen«, sagte Nick, »daß Erasmus nicht nur über Clausewitz, sondern auch über Hitler und Goebbels schreibt, sonst hätte ich sie sofort gelesen. Hitler und Goebbels haben mich schon immer fasziniert. Ich nehme an, es ist das Abgründige, dem ich mich nicht entziehen kann. Die Gewalt, die Besessenheit, die große Leidenschaft, das Verbrechen. Die Selbstzerstörung, das Rauschhafte, der Wahn.«

Nick sah aus wie ein Buchhalter oder Antiquar. Er hatte ein paar dünne, dunkelblonde Haare und trug einen Scheitel. Er hatte kleine, eng zusammenstehende Augen. Er trug eine Brille. Seine Nase war groß, seine Lippen leicht aufgeworfen. Auf der Oberlippe stand ein Bärtchen. Sein Kinn war wenig ausgeprägt, aber nicht fliehend. Seine Ohren standen ab. Er trug ein Jackett aus grobem, grauen Stoff. Darunter ein rosafarbenes Hemd und einen dünnen,

schwarzen Pullover. Am Ringfinger der rechten Hand steckte ein Ehering. Seine Frau war vor zehn Jahren gestorben. Krebs.

»Ich wußte nicht«, sagte er weiter, »daß Erasmus in Clausewitz den Vorläufer von Hitler und vor allem Goebbels mit seiner Idee des totalen Krieges sieht. Das ist ein guter Gedanke. Ich wußte auch nicht, daß es in der Arbeit ein Kapitel über Wagner gibt. Das erwartet man nicht. Ich hätte das Ding sofort gelesen, wenn ich das gewußt hätte. Sein Stil gefällt mir auch. Daß eine Doktorarbeit so spannend sein kann, großartig! Obwohl -«

Nick hielt inne. Der Wirt war an den Tisch gekommen. Ein gutmütig wirkender Mann mit kurzem, grauen Haar, breitem Gesicht, kleinem Mund und grauen Augen, die darum baten, daß man ihm nicht noch einmal wieder wehtat. Benjamin fand, er ähnelte Horst Fuhrmann, der einmal sein bester Freund gewesen war, vor vielen Jahren, als er noch nicht zur Schule ging. Horst Fuhrmann hatte ihm, als sie einander das erste Mal begegnet waren, Sand in die Augen geworfen und war weggelaufen. Benjamin rannte hinterher. Horst Fuhrmann versteckte sich in einem Geräteschuppen. Benjamin stöberte ihn auf und drosch auf ihn ein. Horst Fuhrmann prügelte zurück. Der Kampf endete unentschieden, und seitdem waren sie Freunde gewesen.

Benjamin bestellte Wein für sich, Bier für Nick, Tomatencremesuppe für beide.

»Obwohl ich«, sagte Nick, der an seinem Gedanken hartnäckig festgehalten hatte, »meine Bedenken habe gegen diese Mode, das achtzehnte Jahrhundert zu verherrlichen. Man will der Moderne auf die Schliche kommen, indem man sie mit den Augen der Klassik sieht, das mag noch angehen. Aber deshalb muß man die Klassik ja nicht gleich verherrlichen! Das tut Erasmus aber doch, was meinst du?«

»Ich weiß nicht«, sagte Benjamin, »aber du kannst ihn ja gleich selber fragen.«

»Wieso?« machte Nick. »Kommt er etwa auch?«

»Ich hoffe«, sagte Benjamin, »ich habe ihn wenigstens eingeladen.«

»Davon hast du mir nichts gesagt«, sagte Nick empört.

»Dann wärest du ja nicht gekommen«, sagte Benjamin.

»Sehr richtig«, sagte Nick.

Wein und Bier wurden gebracht. Benjamin und Nick tranken. Benjamin rauchte. Nick nicht. Stattdessen begann er von einem Bücherankauf zu erzählen, den er in der vergangenen Woche gemacht hatte. Ein Trödler, der Wohnungsaufösungen betrieb, hatte ihn angerufen und ihm die Adresse gegeben.

»Ich fahre also hin«, sagte Nick. »Es war irgendwo in Kreuzberg, Görlitzer Straße, drei Zimmer, ziemlich verkommen. Aber die Bibliothek! So etwas findet man selten. Der Mann war Übersetzer, er hatte alles an Wörterbüchern, was man sich nur vorstellen kann. Alte, neue, etymologische, umgangssprachliche, Wörterbücher der Technik, der Ökonomie, der Psychologie, der Kunst, einfach alles, und das in fünf Sprachen, in englisch, französisch, italienisch, spanisch, portugiesisch. Naja, ich konnte damit nichts anfangen, die Bücher nimmt mir keiner ab. Aber es war ein Genuß, diese Fülle von Wörterbüchern einmal zu sehen.«

»Dann war also nichts für dich dabei?«

»Doch. Der Mann hatte noch eine Shakespeare-Bibliothek, so etwas hast du noch nicht gesehen! Er muß ein besessener Shakespeareliebhaber gewesen sein. Er hatte alles von und über Shakespeare, alle Übersetzungen, Sekundärliteratur, illustrierte Ausgaben, alles. Das habe ich mitgenommen, das kommt gleich in den nächsten Katalog. Die Mutter und die Schwester des Mannes standen dabei, als ich die Bücher durchging. Sie waren aus München gekommen, um ihn zu beerdigen und seine Wohnung aufzulösen, und waren immer noch fassungslos, weil er so plötzlich gestorben war. Er war noch jung, in unserem Alter, Mitte Vierzig. Er sei an Einsamkeit und Überarbeitung gestorben, sagten sie. Ich war in seinem Schlafzimmer, er ist im Bett gestorben, Herzschlag. Auf dem Tisch neben dem Bett lag noch ein aufgeschlagenes Buch. Es gehörte in die Shakespearesammlung, aber ich hab's nicht mitgenommen, ich wäre mir wie ein Leichenfledderer vorgekommen. Es hatte allerdings auch ziemlich viele Anstreichungen.«

»In unserem Alter?« fragte Benjamin.

»Mitte Vierzig«, sagte Nick.

Naja, dachte Benjamin, wenn er an Einsamkeit und Überarbeitung gestorben ist, dann trifft mich das nicht. An Überarbeitung werde ich nicht sterben.

Auftritt Erasmus. Den Mantel hatte er schon abgelegt, den weißen Seidenschal umbehalten. Das weiße Hemd unter dem hellblauen Pullover hatte nur noch das Gerippe eines Kragens. Spärlich waren auch die Haare: zurückgekämmt, leicht wellig, schütter. Faltenreich die Stirn. Die Brille randlos. Die Nasenfalten hart. Der breite Mund zeigte das bezaubernde Lächeln einer natürlichen, prinzipiellen und einstudierten Liebenswürdigkeit.

»Hier«, sagte Nick und gab ihm die Doktorarbeit, »ich bedaure jetzt, daß ich sie nicht gelesen habe. Sie scheint sehr interessant zu sein.«

»Es ist nur eine Vorstudie«, sagte Erasmus bescheiden. »Das, worauf ich eigentlich hinauswill, steht nicht drin. Ich bereite es darin vor, aber der Weg ist noch weit. Möglicherweise komme ich jetzt durch meine Arbeit an der Habilitation ein Stückchen weiter.«

»Was ist es denn, worauf du eigentlich hinauswillst?«

»Kann ich nicht sagen. Wenn ich es könnte, bräuchte ich die Arbeit ja nicht mehr zu machen. Es ist seltsam. Man hat eine Idee, aber man weiß nicht, worin sie besteht, wenigstens kann man es nicht aussprechen. Man frißt sich durch Berge von Literatur, um ihr ein kleines Stückchen näher zu kommen, und am Ende, womit ich das Lebensende meine, hat man möglicherweise das Glück, sie aussprechen zu können, aber auch das ist nicht sicher. Nur - was soll man machen? Sich gar nicht erst darauf einlassen? Das hieße ja, bei lebendigem Leibe verkümmern.«

So wie ich, dachte Benjamin.

»Aber«, sagte Erasmus, »wenn man eines Tages, nachdem man ganze Alpen oder Pyrenäen von Literatur in sich hineingeschlungen hat, endlich die Idee gefunden hat, die einem, wenn

auch unklar, ein Leben lang vorschwebte, dann wird man möglicherweise erkennen, daß es vollkommen überflüssig war, so viele Bücher zu lesen, daß man die Idee vielleicht auch ohne Literatur gefunden hätte. Vielleicht ist der Gang durch die Literatur ein Irrtum, und man geht ihn und geht ihn, und er nimmt kein Ende und wenn, dann nur durch einen Sprung aus der Literatur heraus. Vielleicht suchen wir in der Literatur etwas, das dort nicht zu finden ist, und möglicherweise ist es sogar das, was die Literatur uns sagen will.«

Die Suppe kam, auch für Erasmus. Nun löffelten alle drei im Einklang Tomatencremesuppe mit Sahnehäubchen.

»Das Leben ist vergeblich«, sagte Erasmus.

»Die Suppe ist köstlich«, sagte Nick.

»Einsamkeit und Überarbeitung«, sagte Benjamin.

»Wieso?« sagte Erasmus.

Nick erzählte noch einmal die Geschichte von dem Bücherankauf aus dem Nachlaß eines Shakespearerliebhabers. Das hatte zur Folge, daß Erasmus und Benjamin vor ihm mit der Suppe fertig waren.

»Ich weiß nicht, was die Menschen immer mit der Einsamkeit haben«, sagte Erasmus. »Ist doch ein Vorurteil.«

»Willst du damit sagen, daß du dich niemals einsam fühlst?« sagte Nick.

»Einsamkeitsgefühle«, sagte Erasmus, »sind mir fremd. Ich lebe allein, aber einsam bin ich nicht, vielleicht gerade weil ich allein lebe; denn dadurch bin ich immer in der besten Gesellschaft. Ich glaube, die Mutter und die Schwester des Shakespearerliebhabers irren sich. Vielleicht ist der Mann an Überarbeitung gestorben, aber warum hätte er einsam sein sollen? Hat Shakespeare ihn verlassen? Nein, Shakespeare war bei ihm, bis zu seiner letzten Stunde. Mit ihm gab es keinen Streit, keine Beziehungsdiskussionen, kein Theater. Oder doch, es gab geniales, göttliches Theater, aber nicht das Theater, von dem ich jetzt rede. Ich kenne das. Ich habe zwei Jahre mit einer Frau zusammengelebt, seitdem bin ich Experte. Ich wäre lieber Experte für Shakespeare geworden, das halte ich für sinnvoller. Ich werde mir die Bücher übrigens mal anschauen, Nick.«

»Sieht ja so aus, als hättest du mir verziehen«, sagte Nick.

»Aber ich bitte dich«, sagte Erasmus und lächelte liebenswürdig.

»Laßt uns den nächsten Gang bestellen«, sagte Benjamin.

»Ich nehme Schweinemedallions mit Roquefortsauce«, sagte Erasmus, »ich hoffe, mein Magen macht das mit.«

Benjamin bestellte Schweinemedallions für Erasmus, Lammrücken für Nick und Rinderfilet für sich selbst. Und nochmal Bier. Und nochmal Wein.

»Nein«, sagte Erasmus, »Einsamkeit ist ein Vorurteil. Die Mutter und die Schwester können sich vermutlich nicht vorstellen, wie es in einem Shakespearieliebhaber aussieht, sie sehen ihn nur von außen. Sie sehen ihn in einer Kreuzberger Dreizimmerwohnung, inmitten von nichts als Büchern. Sie sehen die Bücher als bloße Dinge, mit toten Augen. Sie ahnen nichts von dem Leben, das in den Büchern steckt. Sie sehen nur den Mann und das bedruckte Papier und denken, daß dieser Mann in einer Masse sinnloser Buchstaben erstickt ist. Kein Wunder, daß sie da von Einsamkeit reden. Aber in was für einer Welt hat dieser Mann wirklich gelebt? Er war mit Prospero und Ariel zusammen, mit Caliban und Falstaff, mit Beatrice und Julia, mit Hamlet und Horatio, mit Jago und Othello, mit Desdemona, Katharina und Ophelia und und und, ich kann sie jetzt nicht alle aufzählen, der Abend nähme sonst kein Ende. Nennt ihr das Einsamkeit? Sollte der, der in einer so reichen und vielfältigen Welt lebt, wirklich von sich behaupten müssen, er wäre einsam?«

»Und doch hast du gerade gesagt, der Gang durch die Literatur sei ein Irrtum«, warf Nick ein.

»Möglicherweise!« entgegnete Erasmus. »Ich sagte, möglicherweise sei er das, mehr habe ich nicht gesagt. Und ich habe nicht gesagt, die Literatur sei ohne Zauber, das ist sie nicht, weder die belletristische noch die essayistische. Im Gegenteil! Es ist vielleicht gerade ihr Zauber, der einen immer wieder von der eigenen Idee abbringt. Aber das ist auch nur eine Vermutung. Jedenfalls beruht das Gerede von der Einsamkeit auf einem Mißverständnis. Der Mensch ist nur einsam, wenn er sich einbildet, es zu sein.«

»Ja!« sagte Nick, dem plötzlich etwas aufzugehen schien. »Wenn ich in Wien bin oder in Budapest, in Amsterdam oder in Kopenhagen, dann esse ich abends, nachdem ich tagsüber in den Antiquariaten war, im Restaurant. Ich habe einige Bücher bei mir, die ich am Tage gekauft habe, schaue sie mir an und bin zufrieden. Ich schaue mich um, sehe an den anderen Tischen die Liebes- oder Ehepaare, die Geschäftsleute oder Freunde, und ich beneide sie nicht. Erst wenn ich denke, die denken, da sitzt einer allein am Tisch und muß sich mit verstaubten Büchern trösten, weil er nicht attraktiv genug ist, sich Gesellschaft zu verschaffen, erst dann fange ich an, mich einsam oder unglücklich zu fühlen.«

Er schnaufte vor Behagen über die gewonnene Erkenntnis. In Zukunft würde er allein im Restaurant in Wien, in Budapest oder in Kopenhagen sitzen, antiquarische Bücher neben sich, und sich einbilden, er wäre nicht einsam.

»Es ist Sentimentalität«, sagte Erasmus. »Nichts als Sentimentalität.«

»Was meinst du damit?« sagte Nick verunsichert.

»Daß man sich selbst oder andere von außen sieht.«

Dies könnte der Moment gewesen sein, in dem das Essen kam. Das Thema Einsamkeit war zu einem gewissen Abschluß gelangt, das Andenken an den Shakespearieliebhaber hatte sich erschöpft, und über Erasmus' Doktorarbeit konnte man vielleicht später noch mal reden.

Der Wirt kam und brachte das Essen.

»Die Sauce ist köstlich«, sagte Erasmus.

»Das Fleisch zergeht auf der Zunge«, sagte Nick.

»Mir schmeckt es auch gut«, sagte Benjamin. Es klang gequält. Nichts verdarb ihm so den Appetit wie die Schwärmerei eines Tischgenossen über das Essen. Er gehörte zu den Menschen, die nur schweigend genießen können.

»Schmeckt es dir nicht?« fragte Erasmus.

Das machte alles nur noch schlimmer.

»Doch, doch«, sagte Benjamin, »es schmeckt.«

Es schmeckte übrigens tatsächlich oder hätte schmecken können, wenn nicht die Worte gewesen wären, wie gesagt.

»Er ist so stumm«, sagte Erasmus.

»Ist mir auch schon aufgefallen«, sagte Nick.

»Vielleicht hat er was und sagt es nicht.«

»Was sollte er schon haben?«

»Er muß es ja nicht sagen, aber vielleicht würde es ihn erleichtern.«

»Das ist ein Ding der Möglichkeit.«

»Frag ihn doch mal, was er hat.«

»Wieso ich?«

»Weil du sein Freund bist.«

»Du nicht?«

»Nein«, sagte Erasmus, »Freundschaft ist für mich ein Fremdwort.« »Also gut«, sagte Nick und wandte sich Benjamin zu. Doch ohne etwas gesagt zu haben, wandte er sich wieder ab und blickte Erasmus hilfesuchend an.

»Warum er immer so stumm ist«, soufflierte Erasmus.

»Ach ja«, sagte Nick. Und zu Benjamin: »Warum bist du eigentlich immer so stumm?«

»Weil ich nichts zu sagen habe.«

Während der kleinen Pause, die nun folgte, und in der Erasmus und Nick von ihren Tellern wegputzten, was noch wegzuputzen war, während Benjamin sich schon eine Zigarette anzündete, obwohl er wußte, daß Erasmus, der vor nicht allzu langer Zeit vom Raucher zum Nichtraucher konvertiert war, ihn darum verachten würde, hätte Benjamin gern eine längere Rede über das Thema Warum ich immer so stumm bin gehalten.

Er hatte gesagt, er habe nichts zu sagen, weil ihm nichts einfiel, aber auch, weil er nicht in der Position war, aus der heraus er anderen etwas zu sagen hatte. Er dachte, man müsse zunächst

in einer solchen Position sein, und da er das nicht war, fiel ihm auch nichts ein, was er zu sagen hätte haben können, wenn er in einer solchen Position gewesen wäre. Er hätte als König auf die Welt kommen müssen oder als Fürst; denn als es noch den Adel gab, den Adel der Geburt, da hatte man von vornherein etwas zu sagen, es sei denn, man hatte von vornherein nichts zu sagen, das war dann eben Pech. Als Adliger war man eine wichtige Person, und deshalb war wichtig, was man sagte, und aus diesem Grunde legte man auch selbst Wert darauf und wägte seine Worte ab, und da man sie abwägte, wußte man immer, was man zu sagen hatte, zu jeder Zeit, an jedem Ort. Heutzutage aber mußte man, um sich eine Position zu schaffen, aus der heraus man etwas zu sagen hatte, zunächst einmal so tun, als hätte man etwas zu sagen. Man mußte erst einmal hochstapeln, bevor man von den anderen auf den Stapel gehoben wurde, und das so lange und ausdauernd, bis man schließlich ganz oben war und ganz viel zu sagen hatte, wie der Bundeskanzler oder, um ein eleganteres Beispiel herbeizuziehen, der Bundespräsident. Und dieses Talent, diesen Mut, diese gesunde Selbstbeschränktheit, immer schon als Bundeskanzler durch die Welt zu laufen, obwohl man es noch lange nicht war, immer schon und so lange eine präsidiale Attitüde zur Schau zu tragen, bis diese Attitüde endlich durch das hohe Amt gerechtfertigt war -, diese im nichtjuristischen Sinne amtsanmaßende Fähigkeit hatte Benjamin nicht, auch nicht, wenn er sich auf den Kopf stellte. Aber er sagte in seiner stummen Rede noch mehr. Er sagte auch, er sei es leid, sich ewig die Geschichten anderer Leute anzuhören, er sei dieser Geschichten müde, unendlich müde. Den ganzen Tag lang müsse er sich Geschichten anhören, ohne daß irgendjemand jemals auf die Idee käme, ihn zu fragen, ob er diese Geschichten auch wirklich hören wollte. Man nehme zum Beispiel diesen Tag, nur diesen einen Tag, was habe er sich heute nicht schon alles anhören müssen! Die Menschen redeten und redeten, und wenn sie es nicht taten, dann machten sie Fernsehen oder Kino oder Zeitungen oder Nachrichtenmagazine oder Schallplatten oder Bücher oder was nicht alles noch mit ihren Worten. Aus allen Ritzen und Rohren kämen die Worte gekrochen und gekrabbelt und gesabbelt und gebrabbelt, und er, Benjamin, habe sie so satt, diese Worte, so satt. Die Menschen wüßten gar nicht, wieviel Gewalt sie mit ihren Worten ausübten, selbst mit den allerfriedlichsten; denn auf wie friedliche Weise auch immer das Verhältnis von Erzähler und Zuhörer entstehe, immer sei der Erzähler der Sieger und der Zuhörer der Besiegte, der Erzähler der Überlegene und der Zuhörer der Unterlegene, und daher seien die Menschen so begierig darauf, den Erzähler zu spielen und sich ihre Mitmenschen als Zuhörer abzurichten. Er aber, Benjamin, sei in die Rolle des chronischen Zuhörers hineingeraten, wodurch, wisse er nicht mehr, wahrscheinlich dadurch, daß er schon in frühester Kindheit, schon zu Horst Fuhrmanns Zeiten, die Gewalt des Erzählers verabscheut habe und davor zurückgeschreckt sei, eine solche Gewalt auch seinerseits auszuüben. Und doch sei er, Benjamin, auch wieder auf die Geschichten der anderen angewiesen, er brauche sie, er könne ohne sie nicht leben. Gewiß, er habe versucht, ohne sie auszukommen, ohne die Geschichten anderer Menschen, ohne Fernsehen, ohne Radio, ohne Zeitungen, ohne Nachrichtenmagazine, Bücher, Schallplatten undsoweiter, ohne alles, nur einen Tag, einen einzigen Tag. Unmöglich! Es sei das absolute Grauen gewesen. Er habe es bis zum Abend ausgehalten, dann sei er aus dem Haus gerannt wie ein Wahnsinniger und habe sich dem ersten besten Menschen an den Hals geworfen und ihn angefleht, eine Geschichte zu erzählen, irgendetwas, egal was, Hauptsache Worte, Worte, Worte. Der Mensch sei ein wort- und geschichtensüchtiges Wesen, und nicht nur der Mensch, nein, auch er, Benjamin, das sei eine der schlimmsten Demütigungen, die das Leben für ihn bereitgehalten habe. Aber er müsse jetzt aufhören zu reden, er rede sich sonst in Rage, und das wolle er nicht. Deswegen schweige er lieber und rauche und lächele. Das war die längere Rede, die Benjamin gern gehalten hätte, während Erasmus und Nick ihre Teller leeraßen.

Doch damit war der Abend nicht zuende, noch lange nicht. Es mußte erst noch eine Nachspeise her, und dann ein Schnaps, Kaffee und noch ein Schnaps. Und dabei mußten

verschiedene Themen abgehandelt werden, schön säuberlich der Reihe nach. Nick brachte zunächst die Sprache auf die ökologische Katastrophe, das sei ein Skandal, sagte er, er sei dagegen, daß immer mehr fossile Brennstoffe durch den Schornstein gejagt würden, er sei allerdings auch gegen die Atomenergie, er könne überhaupt nicht verstehen, warum nicht nur noch Sonne und Wind! Erasmus bemerkte dazu, ihm seien die Robben vollkommen egal, die Pinguine genauso, und auch die Wale könnten ihm den Buckel runterrutschen. Er werde sie nicht vermissen, wenn sie endlich ausgestorben wären, genausowenig wie er dem Dino- oder Tyrannosaurier irgendeine Träne nachweine. Nick erwiderte, seine Mutter sei jetzt auf Mallorca, und er überlege, ob er nicht für eine Woche hinfahren solle, sie habe ihn eingeladen. Es sei dort zwar stinklangweilig um diese Jahreszeit, es seien nur Rentner auf der Insel, die sich von morgens bis abends mit spanischem Brandy vollaufen ließen und Bingo spielten, aber das Wetter sei gut, habe seine Mutter am Telefon gesagt. Erasmus, der dies nicht einfach so im Raum stehen lassen mochte, konterte mit einer entschiedenen Philippika gegen Gäste, die sich nach seiner Erfahrung ausnahmslos wie Vandalen aufführten. Man könne niemanden mehr einladen, weil niemand mehr wisse, wie er sich zu benehmen habe. Das gelte auch für Frauen. Daß die Gäste einem die Bude vollqualmten, sei noch das geringste, es könne ihn allerdings sehr aufregen. Habe er Gäste gehabt, sei er anschließend tagelang damit beschäftigt, die Wohnung zu lüften. Der Rauch setze sich überall fest, in den Gardinen, in den Sesseln, im Sofa, im Teppichboden, überall. Aber das allerschlimmste sei der moderne Umgangston. Höflichkeit, das war einmal! Man lade sich Gäste ein, bewirte sie mit allen Köstlichkeiten, und am Ende seien sie besoffen, würden ausfallend, verwüsteten die Wohnung und fielen über den Gastgeber her.

Ja! sagte Nick, er werde seinen nächsten Katalog im März herausbringen, kurz vor Ostern, das sei die beste Zeit. Erasmus ließ sich dadurch zu der Bemerkung hinreißen, er müsse morgen zum Arzt, er habe wieder ein Furunkel, er wolle nicht sagen wo, das komme vom vielen Sitzen. Nick sagte, er werde morgen mal seine Wohnung putzen, sie habe es nötig. Erasmus gähnte. Nick gähnte. Benjamin schloß sich höflichkeitshalber an. Horst Fuhrmann fragte, was die Herrschaften noch trinken wollten, auf Kosten des Hauses. Niemand wagte es, abzulehnen. Benjamin nahm noch einen Cognac. Nick wollte zur Abwechslung mal ein Zwetschgenwasser. Erasmus entschied sich nach längerem Wenn und Aber für Aprikosengeist.

Obwohl ganz schön benusselt, fuhr Benjamin den auch nicht gerade stocknüchternen Erasmus nach Hause und kam auch selbst heil an, froh, wieder in den eigenen vier Wänden zu sein, froh und doch voller Reue. Er hatte zuviel gesoffen und geraucht. Wie konnte man sich bloß so gehen lassen! Auf dem Grunde seiner Seele, dort, wo ein unschuldiger Rest verwunschen überwinterte, war Benjamin, das wurde ihm in solchen Augenblicken klar, ein Nichtraucher und Nichttrinker. Ein Abstinenzler, jawohl! So wie ein anonymer Alkoholiker ein Alkoholiker war, der nicht trank und doch nicht müde wurde zu bekennen, daß er ein Trinker sei, so war Benjamin ein Nichtraucher, der rauchte, und ein Alkoholverächter, der sich betrank. Nicht bis zum Filmriß, das nicht, aber allemal genug für eine Nacht voller Reue. Und in der Reue über das falsche Leben in den vergangenen fünf Stunden tauchte mahnend die Reue über das falsche Leben in den vergangenen fünf Tagen auf, in den vergangenen fünf Wochen, fünf Monaten, fünf Jahren, und in der Reue über das falsche Leben in den vergangenen fünf Jahren tauchte wie ein Engel mit goldenen Flügeln und silbernem Haar die Vision eines richtigen Lebens auf, eines Lebens, das er, Benjamin, allerdings nie geführt hatte. Aber vielleicht war es noch nicht zu spät, vielleicht mußte er nur heute damit anfangen, jetzt gleich, in diesem Moment. Wenn die Nacht am tiefsten, war der Tag am nächsten, vielleicht gab der gütige Gott, den es nicht gab, ihm doch noch eine Chance. Kein Alkohol mehr, keine Zigaretten, Schluß damit. Endgültig. Abstinenz! Silvester hatte es noch nicht geklappt, da war er noch

nicht tief genug gesunken. Aber jetzt. Denn der Mensch änderte sich nur, wenn es bereits zu spät war, das war immer so, mit ihm und mit der ganzen Menschheit. Jetzt aber war es so weit, jetzt war er tief genug gesunken, jetzt hatte er die Kraft, er fühlte es.

Er stand aus dem Bett auf - wie war er da nur hineingekommen? - holte die Schachtel Marlboro aus dem Jackett, torkelte in die Küche, hockte sich vor die Mülltüte, nahm die Zigaretten aus der noch halbvollen Packung, zerbrach sie und warf die Bruchstücke samt Packung in die Tüte. Als er aus der Hocke hochkam, drehte sich die Küche. Auch das noch. Ausgerechnet jetzt. Wo er doch schon der neue Mensch war! Der neue Mensch mußte für die Sünden des alten büßen, das hatte er davon. Er fühlte sich besudelt. Er war versackt, im Schlamm, im Moder, im Morast. Er war seiner Sinne nicht mehr mächtig, das war seine Strafe. Ein Mensch, der seiner Sinne nicht mehr mächtig war, unzurechnungsfähig durch eigene Schuld, war das noch ein Mensch? In den Augen der anderen ja, das war zu hoffen, aber in den eigenen? Benjamin torkelte zurück ins Schlafzimmer, stieß sich das Schienbein, heulte auf, fiel ins Bett, deckte sich zu, löschte das Licht und versuchte zu schlafen. Aber der Drehwurm liebte das Dunkel! Da drehte er erst richtig auf. Huh, war das eine Karussellfahrt! Wie auf dem Deutsch-Amerikanischen Volksfest! Nein! Und der Magen, der Magen! Mit einem Ruck richtete sich Benjamin auf, machte Licht und hielt sich die Stirn. Das Karussell verlangsamte seine Fahrt. Der Magen beruhigte sich. Ein Alka Seltzer würde ihn noch mehr beruhigen. Ja, schnell noch einmal in die Küche, Alka Seltzer ins Glas, Wasser drauf, warten bis sich alles aufgelöst hatte, warum dauerte das nur so lange, und runter mit dem Zeug. Nun würde er schlafen. Morgen begann das neue Leben. Nie wieder Alkohol. Nie wieder Zigaretten. Nie, nie wieder...

Pssst! Schläft Benjamin? Ja, er schläft. Schnarcht er? Schon möglich. Redet er im Schlaf? Wir wissen es nicht, aber -

Nach drei, vier Stunden wachte er auf. Es lag nicht an der vollen Blase, das war nur eine lästige Nebenerscheinung. Es lag am Blutdruck. Der Alkohol wurde abgebaut, der Blutdruck sackte ab, der Mensch wachte auf. So war das. So hatte man es ihm erklärt. Das war der Grund für dieses plötzliche Erwachen mit überreiztem Hirn. Hellwach war er mit einem Male. Vollkommen überdreht. Karneval im Kopf. Bilder lösten einander ab in rasender Fahrt, Bilder von Menschen, Orten, Dingen, Szenen. Ein Staubsturm der Phantasmen! Erasmus, Nick, Horst Fuhrmann, der Wirt, Budapest, Wien, Kopenhagen, das Bad, Tante Wilma, Renate, die Mutter, der Vater, Bad Schwartau, der Schreibtisch, der Aufzug, die Küche,

Leibniz, Onkel Max, Schopenhauer, Shakespeare, London, das Parkettzimmer, die Staatsbibliothek, Lutter & Wegner, und wenn das noch nicht alle waren, dann waren's noch viel mehr. Und zu dem Durcheinander von Personen und Orten gesellten sich die Fragen, über die man sich Gedanken machen mußte, Fragen von so großer Schwere und Bedeutung, wie zum Beispiel: Gibt es Gott? Wenn ja, was änderte es? Wenn nein, was sollte dann die Frage? War Einsamkeit nur Einbildung? War Erasmus etwas schrullig? War Nick zu geizig? Oder war Nick schrullig und Erasmus geizig? Oder waren beide beides? Oder hatten sie nur kein Geld? War diese Welt die beste aller Welten, wie Tante Wilma behauptete, oder die schlechteste, wie Onkel Max gesagt hatte? Oder war sie bloß mittelmäßig? Hatte Leibniz recht, wenn er sagte, Gott hätte sein Möglichstes getan, als er die Welt schuf, besser konnte er nicht? Oder hatte Leibniz nicht sein Möglichstes getan, als er das sagte? Gab es eine Sache, der man sich verschreiben konnte? Sollte man Andrea lieben? Konnte man irgendetwas dagegen machen, daß man immer wieder diese elektrischen Schläge bekam, wenn man sie küßte? War Selbstmord eine Lösung? Sollte man den Untergang der Dinosaurier bedauern? Sah die Seele eines Sünders im Vergleich zur Seele eines Unschuldigen genauso aus, wie die

Lunge eines Rauchers im Vergleich zur Lunge eines Nichtraucher? Gab es überhaupt Sünde, wenn es Gott nicht gab? Gab es Gott?

Schließlich hielt Benjamin es nicht mehr aus. Er stand auf, fröstelte, zog sich den Bademantel an und ging hinüber ins Parkettzimmer, wo die Glückwünsche lagen, die er gestern morgen mit der Post bekommen und die ihn so unglücklich gemacht hatten.

Sie sollen mich vergessen, hatte er gedacht, sie sollen mich in Ruhe lassen, sie sollen aufhören, mich mit ihren Glückwünschen daran zu erinnern, daß ich immer noch am Leben bin, am selben müßigen, verpuschten Leben, das ich von Anfang an geführt habe. Die Glückwünsche waren ihm vorgekommen wie der Hohn. Und neben dem Hohn lagen die Geschenke, das in dem roten Seidenpapier von Andrea und das Buch, wahrscheinlich ein Buch, von Sabine. Benjamin packte zuerst das Geschenk von Andrea aus. Es war nur eine Geste, eine nette, kleine Geste, nämlich der Kuchen, den er doch so gern mochte, mit Mandeln und Nüssen. Zu einem richtigen Geburtstag gehörte doch auch ein richtiger Geburtstagskuchen! Benjamin aß ihn auf.

Und das Geschenk von Sabine? Er öffnete das rosa Schleifchen und wickelte das Buch aus dem Papier; denn ein Buch war es, tatsächlich, wer hätte das gedacht? Das waren immer noch die größten Überraschungen. Man dachte, es ist ein Buch, und was war es? Ein Buch. Aber was für eins! Ein Buch der Möglichkeiten. Ein Buch, mit dessen Hilfe man ein Chaos ordnen konnte, ein Chaos von Namen, Orten, ungelösten Fragen. Ein Buch, das man zu seiner Sache machen konnte, sieben Tage lang. Und auch ein Buch, das eine letzte Seite hatte, leider, denn was kommt danach, das ist die Frage.

Benjamin ging ins Arbeitszimmer, setzte sich an den Schreibtisch, zerknüllte ein Blatt Papier, warf es in den Papierkorb, legte das Buch vor sich hin und begann zu schreiben: Ein Jahr noch, dachte ich, ein Jahr lang halte ich noch durch, dann bringe ich mich um.

Ein Essen bei Viktoria

Es war der kälteste Sommer seit Jahren, aber an diesem Tage war es heiß. Alle rannten ins Schwimmbad oder gingen zum Kudamm, um mit einer Eistüte herumzulaufen, nur ich saß wieder vorm Fernseher und schaute mir ein Tennismatch an. Es war die soundsovielte Begegnung zwischen Martina Navratilova und Gabriela Sabatini, und ich dachte, warum sitzt du hier und vergeudest deine Zeit, entweder gewinnt die eine oder die andere, mit beiden hast du nichts zu tun, und wie ein Tennisspiel abläuft, weißt du auch schon. Also mach den Fernseher aus und tu was Vernünftiges.

In diesem Augenblick klingelte das Telefon. Ich nahm die Fernbedienung, schaltete den Ton ab, ließ das Bild aber weiterlaufen und nahm den Hörer ab.

Es war Viktoria. "Ich muß dir unbedingt erzählen, daß ich die Wohnung bekommen habe", sagte sie, "und zwar ohne Nebenbedingung, was sagst du dazu."

"Gratuliere."

"Ja", rief sie aus, "ich bin ganz aufgeregt und glücklich, und ich muß jetzt alle Leute anrufen und ihnen davon erzählen."

Sie hatte mir schon vor ein paar Tagen von dieser Wohnung berichtet, erklärte mir nun aber nochmal ganz genau, wo sie lag, in welcher Straße, auf welcher Seite, an welcher Kreuzung, mit welchem Baum davor, im wievielten Stock, wie groß, in welchem Zustand, wie teuer, und wie die Busverbindungen waren; denn Max sollte jetzt, bevor er ins Gymnasium kam, nicht noch die Schule wechseln.

Ich hörte mir alles geduldig an und sah währenddessen, wie Martina gegen Gaby gewann. Besonders ausgiebig schwärmte Viktoria von ihrem neuen Treppenhaus mit seinen Marmorwänden, Stuckverzierungen und dem kunstvoll gedrechselten Geländer. Sie wußte, daß ich auf das Entrée wert legte. Ich hatte vor einem halben Jahr eine Wohnung mit ihr zusammen besichtigt und gesagt, sie solle sie nicht nehmen, weil das Treppenhaus so schäbig war. Auch diesmal wieder hatte ich abgeraten, und zwar wegen der Nebenbedingung. Sie bestand darin, daß der Wohnungseigentümer, ein Chemiker, der seinem Gehalt zuliebe nach Leverkusen übersiedelte, sich das Recht vorbehalten wollte, statt im Hotel in seiner Wohnung zu übernachten, wenn er mal nach Berlin kam. Eine absurde und, wie ich auf Anhieb gesagt hatte, vollkommen unannehmbare Bedingung, mit der Viktoria sich aber in der ihr eigenen Weise zu arrangieren bereit gewesen war. "Vielleicht wird es ganz nett, wenn der Chemiker kommt", hatte sie gesagt, "besonders wo Max sich so für Chemie interessiert. Er kann von dem Mann wahrscheinlich eine Menge lernen."

Nun ist es eine, wenn auch vielleicht zu wenig bekannte Tatsache, daß ein Verrückter, wenn nur ein einziger Mitmensch bereit ist, seine Verrücktheit als etwas ganz Normales zu behandeln, sehr viel leichter davon abläßt, als wenn er mit ihr allein bleibt. Und genauso hatte es sich, wie ich jetzt von Viktoria erfuhr, mit dem Chemiker verhalten. Durch ihr bedenkenloses Eingehen auf die verrückte Nebenbedingung wurde er von seinem Spleen geheilt, und als sie den Vertrag unterzeichneten, hatte er sie sogar etwas zweifelnd angeschaut und gemurmelt, er wundere sich doch ein wenig, daß sie bereit gewesen wäre, eine so absurde und, wie er jetzt selber eingestehen müsse, vollkommen unannehmbare Nebenbedingung zu akzeptieren.

"Ist das nicht phantastisch!" sagte Viktoria, und als ich ihr zustimmte, fügte sie hinzu: "Komm doch heute abend zu mir, ich gebe ein Essen, und es hat gerade jemand abgesagt."

Ich hatte schon seit über einem Jahr keine Einladung mehr von ihr bekommen, weil ich doch immer nur ablehnte, und so waren wir beide nicht wenig erstaunt, als ich jetzt zusagte.

"Dann also bis um acht", sagte sie schnell und legte auf, damit ich es mir nicht noch anders überlegte.

Schon als ich kurz vor acht das Haus verließ, wußte ich, daß ich falsch angezogen war. In meiner Wohnung war es kühl gewesen, nun schlug mir die Hitze entgegen. Ich zog mein Jackett aus, ich trug ja noch einen grobgewebten Leinenpullover und darunter ein T^aShirt aus Baumwolle.

Als ich im Auto saß, spürte ich die Hitze im Gesicht. Als ich die Treppe zu Viktorias Wohnung hochstieg, lief mir der Schweiß über die Brille, so daß ich sie putzen und mir mit einem Taschentuch das Gesicht abtrocknen mußte.

Viktoria wohnte im vierten Stock. Ich wollte, bevor ich auf die Klingel drückte, noch etwas verschnauften, aber noch ehe ich zu Atem gekommen war, wurde die Tür aufgerissen und Max kam mir entgegen. "Ich habe eine Schildkröte", schrie er, "eine Wasserschildkröte, komm mal

mit, ich zeig sie dir!" Er packte mich am Pullover und zerrte mich hinter sich her ins Musikzimmer. "Hier", schrie er und zeigte auf ein Aquarium, "da ist sie, siehst du, da ist sie drin!"

Ich starrte auf den Glaskasten, in dem außer Wasser noch Luftblasen, Kieselsteine und eine kleine Felsenhöhle zu sehen waren, konnte aber kein lebendes Wesen darin entdecken.

"Hier!" schrie Max erneut, "da ist sie!" Er versenkte eine Hand in das Aquarium, zog sie wieder heraus und streckte sie mir entgegen. Auf seiner Handfläche lag mit einem ratlosen Gesichtsausdruck eine kleine, grüne Wasserschildkröte. "Mein Geburtstagsgeschenk, ist sie nicht toll?"

In diesem Augenblick kam mir zu Bewußtsein, daß ich nie begreifen würde, warum ein Mensch sich ein Aquarium mit einer Wasserschildkröte ins Zimmer stellt, und ich dachte, dies ist eine Welt, die dir auf immer und ewig verschlossen bleibt.

"Ist ja toll", sagte ich laut und bat Max, mir die Schildkröte auch einmal in die Hand zu geben.

"Nein", sagte er, "sie muß jetzt wieder ins Wasser, sie soll überhaupt nicht dauernd raus und rein genommen werden, sie ist noch sehr jung und schreckhaft, aber sie wird hundert Jahre alt." Er beförderte die Schildkröte zurück ins Aquarium und verließ abrupt das Zimmer.

Viktoria kam mit Jan-Philip herein und machte uns miteinander bekannt. Sie waren gerade frisch verliebt, und für Viktoria war es, wie ich von ihr wußte, eine kleine Sensation, daß sie in ihrem Alter noch einen so jungen Liebhaber haben konnte. Sie war Mitte Vierzig, er Ende Zwanzig. Sie hatte mir schon vorgeschwärmt, wie schlank und schön er sei, und ich hatte kaum noch daran gedacht, daß ich ja selbst einmal ihr Liebhaber gewesen war. Er hatte dunkles Haar, lebendige Augen, eine etwas schiefe Nase und einen großen Mund, mit dem er manchmal komisch grimassierte. Viktoria ließ mich mit ihm allein. Er sagte, er hätte meine Kurzgeschichte über die Amerikareise gelesen, und sie hätte ihm gefallen.

"Freut mich", sagte ich.

"Ja", sagte er, "nur den Schluß finde ich nicht gut."

"Ach", sagte ich.

"Nein", sagte er, "der Schluß hält nicht, was der Anfang verspricht."

Ich machte daraufhin wahrscheinlich ein bekümmertes Gesicht. Jedenfalls sagte Jan-Philip in einem für die kurze Zeit, die wir uns erst kannten, ziemlich vertraulichen und daher von mir als zu gönnerhaft empfundenen Tonfall, ich bräuchte mir seine Kritik nicht so zu Herzen zu nehmen, er habe fast an allem, was er lese, etwas kritisch anzumerken, er habe Germanistik studiert und wolle Lektor werden, daher. Und als er mich dabei tröstend und begütigend am Oberarm berührte, bekam ich, wie ich nun auch selber merkte, tatsächlich ein bekümmertes Gesicht.

"Ich muß jetzt mal was trinken", sagte ich.

Wir gingen hinüber ins große Zimmer, das mit einem Eßtisch, einem Hochbett, verschiedenen Bücherregalen und einer Sitzecke eingerichtet war. Auf dem Sofa saß in einem kurzen,

schwarzen Kleid Tatjana Herzog. Es war mir sofort peinlich, ihr wiederzubegegnen. Sie sah noch schöner aus als früher. Sie hatte eine zierliche Figur, schlanke Beine, und ihre dunkelblonden Haare waren rasant hochgeföhnt. Vor ein paar Jahren war ich mal in sie verliebt gewesen, und diese Geschichte fiel mir plötzlich wieder ein.

Ich hatte zusammen mit Alfred Zerdick, mit dem ich damals eng befreundet war, eine Frankreichreise geplant, erst nach Paris, dann in die Bretagne. Viktoria, die davon wußte, rief mich an und sagte, ich möge doch Tatjana mitnehmen, sie habe fürchterlichen Liebeskummer und wolle nach Paris. Ich hatte auch gerade fürchterlichen Liebeskummer und dachte, vielleicht ergibt sich etwas mit Tatjana. Ich kannte sie nicht, aber ihr Name gefiel mir. Ich rief Alfred an und sagte, "es gibt da eine Tatjana, die will nach Paris, hast du was dagegen, wenn wir sie mitnehmen?" Er sagte ja, das hätte er.

"Stell dich nicht so an", sagte ich. "Sie will ja nur eine Mitfahrgelegenheit."

"Es ist dein Auto", sagte er, "also mach, was du willst."

Die Fahrt nach Paris wurde lustig, wir lachten viel, nur manchmal war Tatjana etwas anstrengend, weil sie so ungeheuer belesen war und es nicht lassen konnte, das hervorzukehren. Wir kamen nachts in Paris an, fuhren ins Quartier Latin und klapperten die billigen Hotels ab. Als wir nach langem Suchen endlich eins gefunden hatten, legte ich meinen Arm um Tatjanas Taille, und sie schmiegte sich, wie ich glaubte, an mich. Sie bekam ein Einzelzimmer, Alfred und ich nahmen ein Doppelzimmer.

Am nächsten Tag schauten wir uns zu dritt Paris an. Am Tag darauf fragte Alfred, als wir im Fahrstuhl hinunter in den Frühstücksraum fuhren, ob es mir etwas ausmachen würde, wenn er mit Tatjana schlief. Ich war sehr erstaunt, weil ich überhaupt nicht mitgekriegt hatte, daß sich zwischen Alfred und ihr etwas angebahnt hatte, und weil ich immer noch glaubte, auf Frauen attraktiver zu wirken als er. Ich wollte mir aber keine Blöße geben und behauptete, es mache mir nichts aus, er möge auf mich keine Rücksicht nehmen, ich würde es an seiner Stelle auch nicht tun. Am Abend ging ich allein ins Kino, und als ich zurückkam, fand ich an der Tür des Doppelzimmers einen Zettel, der mich aufforderte, im Einzelzimmer zu schlafen. Ich holte mir den Schlüssel an der Rezeption, legte mich in Tatjanas Bett und blätterte in dem Buch, das auf dem Nachttisch lag. Es war von Walter Benjamin, und ich weiß noch, daß ich dachte, vielleicht ist es besser, jetzt dieses Buch zu lesen als mit Tatjana zu schlafen, vielleicht bin ich zu beneiden und nicht Alfred. Ich konnte mich aber nicht konzentrieren, und seit jener Nacht habe ich das Vorurteil, Walter Benjamin sei langweilig.

Zu dritt fuhren wir in die Bretagne. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. In Le Magouer bei Erdeven mietete ich mir ein Zimmer, während Alfred mit Tatjana auf den Zeltplatz ging. Ich überließ den beiden das Auto und fuhr mit einem geliehenen Fahrrad durch die Gegend. Ich radelte täglich von Erdeven nach Etel und von Etel nach Erdeven, und dabei kam ich über eine Brücke, was mir gefiel. Ich sah auch einige Menhirs und gedachte der kulturellen Anfänge der Menschheit.

Nach einer Woche sagte Alfred, er wolle den Rest der Ferien lieber mit mir verbringen. Tatjana hatte sich im Zelt eine schwere Erkältung geholt, und als wir sie in einem billigen Hotel in Etel absetzten, sah sie aus, als würde sie es nicht mehr lange machen. Ich wäre gern bei ihr geblieben und hätte für sie gesorgt, aber sie wollte ja nicht mich, sondern Alfred. Und der wollte sie nicht, jedenfalls nicht in diesem Zustand.

In den Jahren danach hatte ich sie nur noch zweimal gesehen. Einmal in der historischen Weinstube Lutter & Wegner, wo sie inmitten eine Frauengruppe saß, und einmal in der Akademie der Künste in Begleitung eines häßlichen alten Mannes, der aber für irgend etwas berühmt war. Beide Male war es mir peinlich gewesen. Ich dachte, sie weiß, daß ich in sie verliebt war, und sie verachtet mich dafür. Ich hatte überdies ein schlechtes Gewissen, weil wir sie damals so krank und hilflos in einem muffig riechenden Hotelzimmer ausgesetzt hatten.

Diese ganze Geschichte stieg in mir hoch, als ich Tatjana wiedersah. Sie saß in ihrem kurzen, schwarzen Kleid auf dem Sofa und sah sehr elegant aus. Ich machte eine Bemerkung über das Kleid und ihre Frisur und sagte, sie werde immer schöner. Sie errötete ein wenig und sagte, es sei sehr heiß hier.

Das war leider wahr. Das Zimmer ging nach Westen hinaus, und die Sonne knallte auf die Fenster. Ich hatte noch immer den Pullover und das T-Shirt an und konnte den Pullover nicht ausziehen, weil das T-Shirt schon halb durchgeschwitzt war.

Viktoria, ihre Stieftochter Ines und eine Frau Hirsch fingen an, das Essen aufzutragen. Erasmus und Nick, die auch geladen waren, kamen herein und setzten sich zu uns. Nick trug ein quergestreiftes blauweißes Hemd, unter dem sein Bauch sich prächtig abzeichnete. Erasmus, der immer mit der Mode ging, hatte die Ärmel seines beigefarbenen Jacketts umgeschlagen und den Kragen leicht hochgestellt.

Wir waren zwölf oder dreizehn Personen, je nachdem, ob man Lena, die Tochter des Ehepaares Hirsch mitzählte. Sie war zwei Jahre alt, hatte lange blonde Haare, eine ungewöhnlich tiefe Stimme, und Viktoria sagte, sie würde bestimmt Barsängerin werden. Am Anfang war sie ziemlich schüchtern, später taute sie etwas auf und rannte kreischend zwischen den Stühlen herum. Max beteiligte sich nicht am Essen. Er kam nur ab und zu mit seiner Schildkröte herein und zeigte sie herum, und Viktoria wurde immer ungehaltener darüber und sagte, er solle die Schildkröte nicht dauernd aus dem Aquarium herausnehmen, sie sei dafür noch zu jung.

Es gab eine richtige Tischordnung mit Namensschildchen, so daß jeder sofort wußte, wo er hingehörte. Die Tafel bestand aus zwei Tischen, einem großen ovalen und einem kleinen rechteckigen, die so aneinandergestellt waren, daß sich eine T-Form ergab. Mein Namensschildchen befand sich genau an einer Nahtstelle der beiden Tische, mir gegenüber, an der anderen Nahtstelle, saß Jan-Philip. Viktoria setzte sich an den Kopf des kleineren Tisches, und um sie herum grupperten sich wie zufällig die Gäste, die mit Literatur zu tun hatten, die Historikerin Erdmute, der Lektor Herwig, die Verlegersfrau Elisabeth und Erasmus, der schon drei Bücher auf den Markt geworfen hatte, wenn auch ohne den gewünschten Erfolg. Für mich war es eine große Ehre, an der Grenze zwischen den einfachen und den literarischen Leuten zu sitzen, nur konnte ich das nicht genießen, weil gerade zu der Zeit, als wir uns niedersetzten, die Sonne punktscheinwerferartig auf meinen Platz gerichtet war. Wieder und wieder trocknete ich mir mit der Stoffserviette, die Viktoria stilvollerweise aufgedeckt hatte, das Gesicht ab. Schließlich sagte Herr Hirsch, der meine Qual nicht mehr mit ansehen konnte, ich solle doch meinen Platz mit Ines tauschen, dann hätte ich die Sonne wenigstens im Rücken. Dieser Vorschlag wurde allgemein mit beifälligem Gemurmel aufgenommen, und so kam es, daß ich doch am Tisch der einfachen Leute sitzen mußte, und zwar auf dem langweiligsten und ödesten Platz von allen, genau zwischen Herrn und Frau

Hirsch. Weit entfernt, in angeregter Unterhaltung mit der Historikerin Erdmute begriffen, saß Erasmus, weit weg war auch Viktoria, und ebenso unerreichbar war Nick, der schon längst wieder dabei war, irgendwelche Schnurren und Anekdoten von seinen antiquarischen Einkaufstouren zum besten zu geben, die mir allerdings, wie ich mit einem Ohr hören konnte, nicht mehr ganz neu waren. Längst bereute ich, Viktorias Einladung angenommen zu haben.

Frau Hirsch, die sehr geschwätzig war, teilte mir mit, sie sei in Nürnberg aufgewachsen und würde demnächst mit ihrem Mann nach Bayern zurückgehen, nach München, darauf freue sie sich schon. Ich tupfte mir den Schweiß aus dem Gesicht und aß noch hastiger als sonst.

Nach dem ersten Gang, Parmaschinken und Melone, stand ich auf und ging ins Bad, um mich mit kaltem Wasser zu erfrischen. Das Wasser war lauwarm. Als ich das Bad verließ, sah ich in Viktorias Arbeitszimmer Max, der in einem lindgrünen Sessel saß und ein Lucky Luke-Heft las. Ich setzte mich zu ihm, und er zeigte mir eine Stelle aus dem Heft, die er für komisch hielt. Ich lachte. Er zeigte mir noch weitere Stellen, und mein Lachen wurde immer gequälter. Schließlich unterbrach ich ihn und klagte ihm mein Leid mit der Hitze, dem Pullover und dem naßgeschwitzten T-Shirt. "Zieh doch das Hemd aus und trockne es mit einem Föhn", sagte Max. "Oder soll ich das für dich tun?"

Das war meine Rettung. Ich kam auf die Idee, das T-Shirt auszuziehen und nur noch den Pullover zu tragen. Der Pullover war weit und luftig. Ich hatte gedacht, ich muß den Pullover loswerden, dann geht es mir besser, und nun war es das T-Shirt.

Ich begab mich zurück auf meinen Platz zwischen Herrn und Frau Hirsch und aß den Hauptgang. Es gab Roastbeef, Bohnen im Speckmantel, Kroketten und Möhren. Die Möhren waren kalt und mit Kümmel bestreut, eine Erfindung von Frau Hirsch. Herr Hirsch sagte, sie schmeckten nach Aalborger, und als seine Frau nicht wußte, was das ist, erklärte er ihr umständlich, das sei ein Aquavit aus Kümmel. Ich lobte die Möhren und die Kümmelidee, und Frau Hirsch sagte, sie koche gern und auch sehr gut, deswegen könne sie kaum noch ins Restaurant gehen, entweder es schmecke ihr nicht, oder es sei so teuer, daß sie immer denken müsse, zu Hause ist es billiger. Das brachte Ines dazu, das Restaurant, in dem sie als Bedienung arbeitete, zu empfehlen, und als ich sagte, so gut hätte es mir dort gar nicht geschmeckt, sagte sie, ich hätte auch das Falsche gegessen, man müsse dort vegetarisch essen und nicht griechisch.

Nach dem Hauptgang stand ich auf, ging zum Sofa und rauchte eine igarette. Herr und Frau Hirsch waren natürlich Nichtraucher, und ich wollte nicht bei ihnen sitzen und immer denken, es stört sie, wenn ich rauche. Ich wollte überhaupt nicht wieder bei ihnen sitzen. Ich begrüßte es innerlich, daß sie nach München gingen und ich sie nie mehr wiedersehen würde. Als Viktoria aufstand, um etwas in der Küche zu besorgen, setzte ich mich schnell auf ihren Platz, nur um nicht wieder zu den Hirschleuten zurückgehen zu müssen.

Unversehens befand ich mich nun in der literarischen Gesellschaft. Die Historikerin Erdmute, eine große Frau mit ausdrucksvollem Gesicht, langen roten Haaren und übertriebenen Gebärden, die mich an die Sängerin Milva erinnerte, begann sofort, auf mich einzureden. Gleich mit dem ersten Satz verkündete sie, sie habe mal mit einem Dichter zusammengelebt, und als sie den Namen dieses Dichters erwähnte, erstarrte ich vor Ehrfurcht, weil es ein so bekannter und vielgelesener Dichter war, den ich zwar nicht mochte, aber schätzte. Ich überlegte auch, ob eine ganz bestimmte Erzählung, die ich von ihm gelesen hatte, an deren Titel ich mich aber nicht erinnern konnte, von dieser rothaarigen Frau handelte, das schien mir nicht unmöglich. Es sei ein schrecklich kompliziertes Verhältnis gewesen, sagte die

Historikerin, aufreibend und zerstörerisch, und es sei gut, daß dieser Dichter jetzt allein lebe, er sei für eine menschliche Beziehung nicht geschaffen. Ganz anders dagegen der Philosophieprofessor, mit dem sie anschließend zusammengewesen sein. Wie ruhig und erholsam sei es mit ihm zugegangen! Bei diesem Manne habe sie denken gelernt, sagte sie und tat nun auch seinen hochberühmten Namen kund, ja, denken! Aber nicht im Sinne einer Denkmethode, sondern das Denken im Alltag, eine denkende Haltung zu den Dingen, gerade zu den allergewöhnlichsten, und das sei doch das Schwerste überhaupt, obwohl es wiederum ganz einfach sei, einfach aber nicht leicht. "Der Mann ist im Grunde ein Bauer, ein Bauer als Philosoph, man riecht ihm bei den tiefstinnigsten Gedanken noch den Heuhaufen an."

"Ist er ein Schwabe?" fragte ich, weil ich vor langer Zeit einmal gelesen hatte, gerade die Schwaben seien besonders bodenständige Denker.

"Nein", sagte sie, "er stammt aus Ostpreußen, da gibt es auch Heuhaufen."

An dieser Stelle lachte Herwig, der Lektor. Es war ein plötzliches, eruptives Lachen, so als hätte er gerade noch geschlafen und sei von einem Witz, den er geträumt hatte, aufgewacht. Zur Strafe dafür, daß ich die Herkunft des Philosophen nicht gewußt hatte, fragte Erdmute mich, was ich denn mache. Ich wurde rot und geriet ins Stottern, aber zum Glück kam Herwig mir zur Hilfe. Er sagte, ich hätte eine Erzählung geschrieben, in der das komischste Telefongespräch vorkomme, das er je gelesen habe.

"Ist es eine Erzählung oder ein Roman?" fragte die Historikerin.

"Ich weiß nicht", sagte ich, "ich habe nie den Unterschied herausfinden können."

"Vielleicht ist es eine Novelle?"

"Nein, nein", sagte ich, "eine Novelle handelt doch immer von einer historischen Begebenheit, zum Beispiel der Begegnung Goethes mit Napoleon."

"Napoleon!" rief die Historikerin aus, "das ist ein ganz brisantes Thema, hochaktuell. Napoleon und Europa! Laßt uns ein Buch über Napoleon schreiben, einen Aufsatzband, zu dem jeder etwas beiträgt!" Sie schaute auffordernd in der Runde herum, aber weder Erasmus, der gewöhnlich gern auf allerlei Projekte ansprang, solange sie im Unverbindlichen blieben, noch die Verlegersfrau Elisabeth nahmen die Anregung auf. So klammerte sich Erdmute mit den Augen wieder an mich, und ich sagte, ich sei leider nicht imstande, über Napoleon oder irgendetwas anderes zu schreiben, was ich nicht selbst erlebt hätte, das sei mein größtes Unglück. Herwig aber, der schon wieder eingenickt schien, brummte dazu und machte na, na.

Sie habe einen Sohn, sagte die Historikerin jetzt, er sei siebenundzwanzig, mache seinen Doktor und habe ein Verhältnis mit einer Frau, die sich seinetwegen scheiden lassen wolle. Nun aber das Problem: die Frau habe zwei Kinder, das eine vier, das andere zwei Jahre alt. Wohin nun mit den Kindern? Der Ehemann kämpfe um das Sorgerecht, die Frau sei eigentlich bereit, es ihm zu geben, sie denke aber, sie wäre eine schlechte Mutter, wenn sie ihm die Kinder überlasse. "Und das versuche ich, ihr auszureden", sagte Erdmute. "Ich argumentiere mit der Emanzipation der Frau und sage, Väter seien heutzutage ohnehin die besseren Mütter, die Frauen wollen aus der Rolle heraus, die Männer drängen in sie hinein -, aber natürlich denke ich dabei vor allem an meinen Sohn. Wie soll er mit zwei fremden Kindern fertigwerden und auch noch seine Doktorarbeit schreiben? Ich habe einen Kompromiß

vorgeschlagen und gesagt, sie könnten ja die Kinder dem Vater geben, aber die Frau sollte das Sorgerecht behalten, für alle Fälle."

"Aber das ist doch zynisch!" rief ich aus und fing an, mich zu erregen. "Der Mann soll die ganze Arbeit mit den Kindern haben und nicht einmal das Sorgerecht bekommen? Das nenne ich mir eine feine Emanzipation, wenn die Frauen alle Vorteile der neuen Situation ausnutzen und zugleich den Schutz des alten Rechts genießen. Nein, nein, so kann es nicht gehen!"

"Was sagst denn du dazu?" fragte Erdmute den Lektor, der wieder schweigend oder höchstens brummend zwischen uns saß.

"Emanzipation?" sagte der Lektor. "Damit habe ich nichts zu tun."

"Aber wieso?" sagte die Historikerin. "Die Emanzipation geht alle etwas an. Es gibt ja auch schon Männergruppen."

"Männergruppen!" rief der Lektor und wurde wieder eruptiv lebendig. "Hör mir auf damit! Ich habe einmal mit einem Mann zusammen einen Umzug gemacht, in einem schweren Lastwagen, er saß am Steuer, ich auf dem Beifahrersitz. Er raste mit dem Ding wie mit nem Porsche durch die Gegend, so daß mir ganz schwindelig wurde vor Angst. Und dann, auf einmal, fängt er von seiner Männergruppe an! Ich sitze halbtot vor Angst in einem Lastwagen, kann nicht aussteigen und muß mir so ein Männeremanzipationsgeschwätz anhören, nein, laß mich damit in Ruhe!" Er machte eine komische Grimasse, und die Historikerin lachte übertrieben.

Viktoria, Ines und Jan-Philip hatten den Nachtsch aufgetragen. Es gab, wie schon vor anderthalb Jahren, als ich das letzte Mal an einem Essen bei Viktoria teilgenommen hatte, Mousse au Chocolat. Viktoria setzte sich zu uns. Sofort wurde sie von Erdmute und der Verlegersfrau Elisabeth auf einen Artikel angesprochen, den sie für eine Wochenzeitung geschrieben hatte. Es ging darin um die Behauptung, Frauen hätten mehr Gefühl als Männer, mit diesem, wie sie geschrieben hatte, Irrtum, wollte sie aufräumen. Es sei im Gegenteil so, daß Männer, weil sie mehr im Berufsleben stünden und mehr erlebten, auch mehr Gefühle hätten; denn der Reichtum der Gefühle hänge ab vom Reichtum des Erlebens. Erdmute und Elisabeth und auch die später hinzukommende Tatjana behaupteten nun, derartige Gefühle seien nicht gemeint, wenn man davon spreche, daß Frauen mehr Gefühl hätten, und sie belegten diese Ansicht mit einer Reihe kluger Argumente und lebendiger Beispiele. Viktoria aber lachte nur dazu und machte eine Handbewegung und sagte, das sei ihr egal. Und plötzlich, als wäre dies das Argument der Argumente, schwenkten alle um und sagten, es sei, von dieser Kleinigkeit abgesehen, ein sehr bemerkenswerter und wie immer glänzend geschriebener Essay, und die Historikerin verkündete mit großer Geste, es sei eben ein strategischer Artikel, und als strategischer Artikel sei er ein Meisterwerk.

Oben, am ovalen Tisch, saßen Herr und Frau Hirsch und löffelten schweigend ihre Mousse. So geschwätzig Frau Hirsch vorhin gewesen war, so sehr hatte sie sich jetzt der Einsilbigkeit ihres Mannes angepaßt. Ich konnte nicht umhin, mir Vorhaltungen zu machen, weil ich mich nicht wenigstens zum Mousseessen wieder zu ihnen gesetzt hatte. Eine andere Stimme in mir aber sagte, hör auf, dich so wichtig zu nehmen, hör auf, dich zu überschätzen, es ist dem Ehepaar Hirsch vollkommen gleich, ob du bei ihnen sitzt oder nicht, wahrscheinlich sind sie sogar froh, endlich nach München zu ziehen und dich nie wiedersehen zu müssen.

Wieder kam Max mit seiner Schildkröte herein. Viktoria, der geduldigen Ermahnungen allmählich müde, schrie ihn an, er solle endlich die verdammte Kröte ins Aquarium zurücktun, sich die Zähne putzen und ins Bett gehen. Max stand ein paar Sekunden unschlüssig herum und tat so, als hätte er nichts gehört, ging dann aber ins Musikzimmer, wo er diese Nacht schlafen sollte. Gleich darauf hörte man die Tür zum Gästeklo klappen.

"Ich hatte ja keine Ahnung, auf was ich mich da einlassen würde", sagte Viktoria und lachte. "Wochenlang liegt Max mir in den Ohren damit, daß er eine Schildkröte zum Geburtstag will. Endlich wird mir das Gerede zuviel und ich sage: was denn für eine Schildkröte? Eine amerikanische Schmuckschildkröte, sagt er. Und was kostet die? Achtzehn Mark. Mehr nicht? sage ich. Nein, sagt er, genau achtzehn Mark. Also gut, denke ich, achtzehn Mark und täglich ein Salatblatt, das ist in Ordnung. Wir gehen in die Tierhandlung, kaufen die Schildkröte, gehen wieder nach Hause, und mit einem Mal sagt Max: Wir brauchen jetzt ein Aquarium. Wieso Aquarium? sage ich, wir nehmen einen Pappkarton. Nein, sagt er, sie braucht ein richtiges Aquarium, es ist doch eine Wasserschildkröte. Was? sage ich, ich denke, es ist eine amerikanische Schmuckschildkröte? Ja, sagte er, und da ist eben eine Wasserschildkröte, der Mann in der Tierhandlung hat sie doch aus dem Aquarium geholt. Das hatte ich natürlich gar nicht mitgekriegt! Jan-Philip ist dann losgezogen und hat das Aquarium gekauft. Für Vierhundert-fünfzig Mark! Und natürlich frißt das Viech keine Salatblätter, sondern irgendsoein schweineteures Fischfertigfutter!"

Alle lachten.

Nach der Mousse löste sich die Tafel auf, so daß ich mir um die Eheleute Hirsch keine Gedanken mehr zu machen brauchte. Ich sah aber mit Erstaunen und Bewunderung, wie Erasmus sich recht eifrig mit ihnen unterhielt. Ich beneidete ihn sehr um seine Fähigkeit, mit nahezu jedem ein interessantes Gespräch zu beginnen, oder ein Gespräch, das wenigstens von weitem wie ein interessantes aussah. Ich hatte den Impuls, aufzustehen und hinzugehen, um zu erfahren, wie er sich ausgerechnet mit dem einsilbigen Herrn Hirsch in eine solche Lebhaftigkeit hineinzusteigern vermochte. Ich beherrschte mich aber, weil ich fürchtete, er könne mein Dazukommen ausnutzen, um sich davonzumachen und mich wieder mit den Hirschleuten alleinzulassen.

Die Verlegersfrau Elisabeth sprach mich nun an, und wir erinnerten uns, einander schon vor Jahren auf einer Fete begegnet zu sein. Nachdem wir einige gemeinsame Bekannte aufgezählt hatten, was immer sehr verbindend ist, kam sie auf Fritz Kaiser und seine Erbschaft zu sprechen.

Ich kannte Fritz von meiner Studentenzeit her, er war damals Tutor für Politische Ökonomie gewesen und gehörte, wofür ich ihn maßlos bewunderte, einer sogenannten Kaderorganisation an, die sich als Avantgarde des revolutionären Proletariats verstand. Er selbst kam allerdings, wie ich jetzt von Elisabeth vernahm, aus einer wohlhabenden Bankiersfamilie, mit der er sich aufgrund seiner revolutionären Tätigkeit nicht gut verstand. Um endgültig mit seiner Klasse zu brechen, bat er die Eltern, ihm sein Erbe vorzeitig auszuzahlen, und tatsächlich überwiesen sie ihm sein gesetzliches Pflichtteil in Höhe von einer halben Million Mark. Gekleidet wie immer, in Jeans, Stiefel, Lederjacke und mit langen Haaren ging Fritz Kaiser zur Bank und sagte, er wolle fünfhunderttausend Mark abheben, bar. Der Bankangestellte schaute ihn an, als hätte er eine Pistole in der Hand, aber es war ein gültiger Personalausweis, und Fritz bekam sein Geld. Er tat es in einer Plastiktüte, fuhr nach Ostberlin, ging zur nordvietnamesischen Botschaft und sagte, Genossen, mein Name ist Fritz Kaiser, ich bringe euch eine halbe Million für den antiimperialistischen Kampf des vietnamesischen Volkes. Die

Genossen wollten ihm zunächst nicht glauben, aber als aus seiner Plastiktüte die gebündelten Devisen herausfielen, nahmen sie das Geschenk lächelnd in Empfang und versprachen, den antiimperialistischen Kampf nun noch entschlossener fortzuführen. Danach wußten sie nicht mehr, was sie mit Fritz Kaiser machen sollten. Sie traten von einem Fuß auf den anderen, und schließlich kam einer auf die Idee zu fragen, ob der Genosse schon den neuen Fernsehturm gesehen habe. Nein, sagte Fritz Kaiser, aber er hätte schon immer mal auf die Hauptstadt herabschauen wollen, und so setzten sie sich in einen Dienstwagen und fuhren hin. Schon von weitem sahen sie die Masse der Besucher, die alle auf den Fernsehturm hinauf wollten, und denen es nichts ausmachte, dafür Schlange zu stehen. Anstatt sich aber hinten anzustellen, gingen die Vietnamesen mit Fritz Kaiser an der fast nicht enden wollenden Schlange vorbei, zeigten lächelnd ihre Diplomatenpässe und wurden sofort hineingelassen. Fritz Kaiser aber ging nicht mit.

"Komm, Genosse", sagten die Vietnamesen, "der Aufzug wartet."

"Nein, das ist elitär und undemokratisch."

"Wie? Was? Wir haben als Diplomaten einen Sonderstatus."

"Ja, eben", sagte Fritz Kaiser, "und das ist nicht in Ordnung. Wir müssen uns in den Massen bewegen wie die Fische im Wasser, aber nicht wie der Hecht oder der Hai."

"Schon, schon", sagte die vietnamesischen Genossen, "aber wir können unsere für den antiimperialistischen Kampf dringend benötigte Zeit nicht mit Schlangestehen vertrödeln, damit vertreiben wir die Aggressoren niemals aus Saigon."

Doch mit Fritz Kaiser war nicht mehr zu reden.

Die Vietnamesen lächelten jetzt nicht mehr. Sie verabschiedeten sich und gingen zurück zu ihrem Dienstwagen. Fritz Kaiser aber stellte sich ans Ende der Schlange. Erst als das Diplomatenauto außer Sicht war, schlenderte er trotzig in Richtung Friedrichstraße davon; denn natürlich hatte er auch keine Lust, stundenlang auf den Steinplatten des Alexanderplatzes zu stehen und Trabbiabgase einzuatmen, nur um von irgendeinem revisionistischen Betonturm herab auf die Hauptstadt zu starren.

Elisabeth hatte Fritz Kaiser auf der letzten Buchmesse wiedergesehen, und er hatte auf ihre Frage hin gesagt, er habe es nie bereut, sein Geld weggegeben zu haben, auch wenn ihn die Genossen damals schwer enttäuscht hätten.

"Und du?" fragte Elisabeth. "Was machst du eigentlich?"

Die Frage müßte verboten werden, dachte ich. Aber noch bevor ich mir eine Antwort zurechtgelegt hatte, begann Elisabeth schon, vom Verlagsgeschäft zu reden, von den Qualen der Lektoratsarbeit, vom Gefeilsche mit den Autoren oder Übersetzern und von der Konkurrenz der Großen, die alles an sich zu reißen drohten. Es sah nicht rosig aus, die alte Unternehmerklage, und jetzt, wo die Leser vor dem verhunzten Sommer in den Süden flüchteten, waren die Umsätze der Buchläden um mehr als die Hälfte gesunken.

Ich konnte, während sie das sagte, nur mit halber Aufmerksamkeit zuhören, weil Erasmus mir unaufhörlich Zeichen machte und offenbar bemüht war, mich in seine Nähe zu locken. Aber wie sollte ich jetzt zu ihm gehen?

Inzwischen war Elisabeth vom Verlagswesen im allgemeinen auf einen Sonderfall gekommen, auf Herwig. Auch er stammte aus einer reichen Familie, auch er hatte sich sein Erbe auszahlen lassen. Anstatt es nun aber nach Ost-Berlin und in die vietnamesische Botschaft zu bringen, steckte er es als Kommanditeinlage in einen sogenannten linken Verlag und übernahm darin zugleich eine Lektorenstelle. Unglücklicherweise war durch diese Kommanditeinlage der Verlag nicht mehr zu retten. Nach einem halben Jahr meldete er Konkurs an, und die Geschäftsführung setzte den sprachlosen Herwig nicht nur nicht mit einem Dankeschön, sondern auch noch mit einem Fußtritt vor die Tür. Eben noch Mitbesitzer eines mit dem Befreiungskampf des vietnamesischen Volkes durchaus einverstandenen Verlages, war Herwig nun ein arbeitsloser Lektor, und davon gab es genug, das heißt, zu viele. Niemand wollte ihn haben. Nur durch persönliche Empfehlung eines an seiner Kommanditistenpleite nicht ganz unschuldigen Mittelsmannes kam er - wie die Verlegersfrau nun weiter erzählte, ohne sich darum zu kümmern, daß Herwig selbst am Tisch saß und es ihm unter Umständen nicht recht wäre, wenn ich dies alles erfuhr - für ein halbes Jahr in ihren Verlag als Praktikant. Und das, obwohl er auf dem ersten Blick mit seinem krausen Haar, seiner altmodischen Brille und seiner eruptiven Redeweise doch ein wenig unbeholfen wirkte. Aber allen Befürchtungen zum Trotz erwies er sich als ungewöhnlich tüchtig, beinahe unersetzlich. Nur hatte man kein Geld für ihn. Am Ende der Praktikantenzeit mußten der Verleger und Elisabeth ihm sagen, daß sie ihn nicht behalten könnten, leider.

"Was?" rief Herwig, der das nicht fassen konnte, "ich soll schon wieder gehen? Kommt nicht in Frage!"

"Wir haben keine Stelle frei", sagten sie, "wir können dich nicht bezahlen."

"Dann bleibe ich eben so."

"Ohne Geld?" sagten sie, sich innerlich die Hände reibend; denn wenn es auch Lektoren gab wie Sandflöhe am Meer, umsonst war ein guter nicht so leicht zu haben.

"Ja, ich bleibe."

"Das können wir nicht annehmen", sagten sie; denn wenn sich in der Branche herumsprechen würde, daß sie einen Lektor gewissermaßen sklavenhalterartig bei sich arbeiten ließen, was würde dann aus ihrem fortschrittlichen Image?

"Ist mir egal", sagte Herwig nun schon so, als wäre er der Chef und sie die Praktikanten, "ich bleibe. Und damit basta!"

Tatsächlich kam er am nächsten und am übernächsten Morgen wieder und setzte sich an seinen Schreibtisch. Was sollten sie machen? Die Polizei holen und ihn aus dem Verlag heraustragen lassen? Sie ließen ihn also weiterarbeiten, und als ein anderer Lektor kündigte, erhielt Herwig dessen Stelle: mit vollem Gehalt, Lohnsteuerkarte und Sozialversicherung.

Besorgt schaute ich mich, als Elisabeth ihre Erzählung beendet hatte, nach Herwig um. Hatte er mitgekriegt, was alles über ihn erzählt worden war? Nein, offenbar nicht. Er plauderte nun ungewöhnlich heiter, aufgetaut und, wie mir schien, schwer alkoholisiert mit seiner Nachbarin Erdmute, und beide bezogen gleich darauf Elisabeth in ihr Gespräch mit ein.

Ich stand auf, und mir schwindelte ein wenig, nicht nur vom Alkohol. Es waren die Geschichten, die mir zu Kopf gestiegen waren, die erzählten und die nicht erzählten, solche, auf die nur hier und da mit einem Wort, mit einer Geste angespielt worden war, und solche, die in Form einer einzigen Empfindung heraufbeschworen worden waren, wenn man zum Beispiel Tatjana Herzog wiedersah. Mir war, als könnte ich diese Geschichten im Raum herumschwirren sehen wie Sterne oder Satelliten, nicht nur meine, auch die der anderen, die, die sie erzählt hatten, und die, die ihnen erzählt worden waren, die, die ihnen durchs Gehirn zuckten, und die, die sich in ihrer Brust zusammenballten. Der Raum quoll über von Geschichten. Und wenn es schon erstaunlich war, wie viele von ihnen an einem einzigen Essensabend bei Viktoria erzählt wurden, dann war es doch erst recht und noch weit mehr zum Staunen, wie unendlich viele unerzählt und unerlöst in den Gehirnen herumzuckten oder aus der Tiefe der Seele heraufzukommen begeherten. Ich wünschte mir, während ich zu Erasmus ging, ich könnte einmal alle die Geschichten, die während eines solchen Abends aufgewirbelt wurden, einfangen und in eine Ordnung bringen, und dieser Wunsch war so unglaublich unerfüllbar, daß ich ihn schon vergessen hatte, bevor ich bei Erasmus ankam.

"Ich habe einen Anschlag auf dich vor", sagte Erasmus.

Aha, dachte ich, es geht um Geld.

Es ging um Geld. Er habe eine, sagte Erasmus, todsichere Methode, schnell zu Geld zu kommen, und zwar zu neuntausend Mark. Es handle sich dabei um ein Spiel, weniger ein Glücksspiel als ein Gesellschaftsspiel, und wichtig sei nur, daß alle mitmachten. Jeder müßte sich mit einem Einsatz von nur zweihundert Mark daran beteiligen und dafür sorgen, daß zwei weitere Personen sich ihrerseits mit wiederum zweihundert Mark daran beteiligten, und so weiter.

"Es geht also um einen Kettenbrief", sagte ich.

Ja, sagte er, es sei aber eine neuartige Form, mit eingebauter Sicherung. Kaum habe man nämlich seinen Einsatz bezahlt, bekomme man ihn auch schon wieder. Von den zweihundert Mark gingen nur hundert an den jeweiligen Kopf der Kette, also an den, der die neuntausend bekomme, die anderen hundert zahle man direkt an die Person, von der man angeworben werde, so daß diese, wenn sie zwei weitere Mitspieler gefunden hätte, ihren Einsatz wieder heraus habe.

"Und dafür willst du mich werben?"

"Ja, was sind für dich schon zweihundert Mark?"

Inzwischen hatten auch andere mitbekommen, wovon wir sprachen, und mischten sich ein. Erasmus aber, der anfangs noch mit Eloquenz und Optimismus versuchte, Nick oder Ines, Jan-Philip und sogar Viktoria für sein, wie er immer wieder sagte, Gesellschaftsspiel zu gewinnen, wurde von Minute zu Minute mutloser und kleinlauter, da alle anderen lachend von den Erfahrungen berichteten, die sie in frühester Kindheit schon mit solchen Kettenbriefen gesammelt hätten. Es erhob sich ein allgemeines Geschnatter über Kettenbriefe und dann, wie auf ein unhörbar gegebenes Kommando, stießen alle auf einmal mit ihren Schnäbeln auf Erasmus nieder, der bleich, zerzaust, mit hängenden Schultern und aller Liebenswürdigkeit beraubt dastand und sich von seinen eingesetzten zweihundert Mark stumm verabschiedete. Kaum aber hatte sich die Aufregung gelegt, begann Jan-Philip von meiner Kurzgeschichte über die Amerikareise zu sprechen und dabei fälschlicherweise vorauszusetzen, daß Erasmus

die Geschichte ebenfalls gelesen hätte. Als ob er selbst dabei gewesen wäre, führte er vergnügt und auch nicht ohne spöttischen Unterton gewisse Episoden aus New York, dem Yellowstone Park und Laguna Beach an, zitierte Sätze, die ich Erasmus in den Mund geschoben, die dieser aber niemals so geäußert hatte, und schob sie ihm auf diese Weise gleich noch einmal in den Mund. Erasmus, als er begriffen hatte, worum es ging, gewann mit Mühe seine Liebenswürdigkeit zurück und schalt mich mit aasigem Lächeln einen Lumpen und Verräter.

Zum Glück löste sich die Party auf. Das Ehepaar Hirsch war mit Lena schon vor einer Weile gegangen. Verlegersfrau und Lektor waren auch schon weg. Nick, der mir mit seinem quergestreiften Hemd ewig in Erinnerung bleiben wird, verabschiedete sich zusammen mit Tatjana. Sie kam sogar extra zu mir, und da ich ziemlich angetüttert und enthemmt war, umarmte ich sie und hatte wieder das Gefühl, daß sie sich an mich schmiegte, wie damals im Quartier Latin. Wahrscheinlich schläft sie jetzt mit Nick, dachte ich. Schließlich gingen auch Erasmus und Erdmute fort. Nur noch Viktoria, Jan-Philip, Ines und ich waren im Raum. Viktoria bat mich, Ines nach Hause zu fahren. Ich war der Ansicht, ich hätte zu viel getrunken, um noch einen Umweg über Kreuzberg machen zu sollen, aber ich hatte auch zu viel getrunken, um noch nein zu sagen. "Ich muß nur vorher schnell zum Klo", sagte ich.

Ich ging ins Gästeklo, das neben dem Musikzimmer lag. Es war ein schmaler, grüngekachelter Raum, und das WC lag weit, weit von der Tür entfernt, so daß ich endlos über schlechtgefugte Steinfliesen gehen mußte. Ich schwankte zwischen Wand und Wand und trat dabei auf etwas Hartes, das sich wie eine Nußschale anfühlte und auch mit dem entsprechenden Knacken und Krachen zerbrach, woraufhin ich um ein Haar noch ausgerutscht wäre. Ich hob den Fuß, schaute zu Boden und sah zu meinem unaussprechlichen Entsetzen etwas Grünes, halb Gepanzertes, halb Fleischiges, das mich von seiner stofflichen Beschaffenheit her seltsam an eine Wasserschildkröte erinnerte, auch wenn es der Gestalt nach sehr verschieden von dem war, was ich vor ein paar Stunden als eine solche kennengelernt hatte. Aber kein Zweifel: das war sie, das war sie gewesen, die Schmuckschildkröte, die sogar schon einen Namen getragen hatte, Kassiopeia. Nun würde sie doch nicht hundert Jahre alt werden, und ich war schuld daran.

Ich wischte mit Klopapier die Überreste der beklagenswerten Kassiopeia vom Steinboden auf und schmiß sie ins Klo, in ihr nasses Grab. Wie war sie bloß hierhergekommen?

Ich wollte Viktoria den schönen Abend nicht verderben und beschloß, den Vorfall zu verschweigen. Ich verabschiedete mich, fuhr die mir anvertraute Ines in die Möckernstraße und schaffte es auch diesmal wieder, von Polizeikontrollen unbehelligt meine Wohnung zu erreichen.

Erst als ich am nächsten Tag vor dem Fernseher saß und das Endspiel zwischen Martina Navratilova und Steffi Graf anschaute, fiel mir der grausame Tod der Schmuckschildkröte wieder ein, und ich dachte, wenn ich Viktorias Einladung ausgeschlagen hätte, wäre Kassiopeia vermutlich noch am Leben und würde sicher hundert Jahre alt.

Beim Verleger

Ich fuhr nach Zürich, um den Verleger zu besuchen. Eine innere Stimme warnte mich davor, aber ich hörte nicht auf sie.

Zürich ist eine ganz bezaubernde Stadt, besonders bei schönem Wetter. Fünf Tage hintereinander schien die Sonne, von Mittwoch bis zum Sonntag. Es war sehr warm, und man konnte im Zürisee baden. Ich habe es nicht getan, aber Andrea hat täglich gebadet, manchmal schon vor dem Frühstück. Wir wunderten uns beide mehrmals, daß man in einer weltbekannten Stadt so herrlich Urlaub machen kann. Das hatten wir nicht erwartet. Wir hatten gedacht, wir würden in der Stadt herumlaufen und uns die Häuser anschauen, die ja zum Teil noch aus dem Mittelalter stammen oder aus dem Rokoko. Aber wir waren immerzu am See, auf dem See oder - Andrea - im See.

Wir hatten auch ein gutes Hotel, das Bellerive au Lac. Es liegt, wie der Name vermuten läßt, direkt am See, und zwar am Ostufer, am sogenannten Utoquai. Wenn man, wie wir, ein Zimmer in der vierten Etage hat, kann man einen wunderschönen Seeblick mit Aussicht auf die Berge genießen. Es war nur etwas laut. Unten, zwischen Hotel und Seepromenade, verlief die Straße, und die Autos machten einen mörderischen Lärm. Aber ich hatte meine Ohrstöpsel dabei, und Andrea hatte mich am Telefon gebeten, auch für sie welche mitzubringen. Wenn wir des Nachts die Stöpsel in die Ohren schoben und die Fenster schlossen und die Jalousien herunterließen, war der Lärm durchaus noch zu ertragen.

Es war beinahe erstaunlich, daß mit Andrea alles gutging, mehr als gut. Schon unser Wiedersehen war eine Freude. Ich kam mit dem Flugzeug aus Berlin, sie mit dem Zug aus Karlsruhe, wo ihr Bruder gerade einen Futonladen aufgemacht hat. Wir hatten uns eigentlich im Hotel treffen wollen, aber weil mein Flugzeug schon um 17.20 Uhr landete und ihr Zug erst um 18 Uhr ankam, und weil es, was ich vorher nicht gewußt hatte, eine direkte Zugverbindung vom Flughafen zum Hauptbahnhof gab, und weil mein Zug sofort losfuhr und Andreas Zug einige Minuten Verspätung hatte, war ich wider Erwarten und gegen unsere Verabredung, auf Plattform vierzehn, noch bevor der Zug aus Karlsruhe einlief.

Wie immer, wenn ich auf Andrea wartete, fürchtete ich, sie nicht mehr zu mögen, wenn sie kam. Sie hatte oft etwas allzu Zielstrebiges und daher Verhuschtes. Sie wieselte, so schien es, mit blinden Augen durch die Gegend, sah weder links noch rechts und war auch nicht darauf bedacht, gesehen zu werden. Aber diesmal! Wie angenehm war ich enttäuscht. Sie war sogar geschminkt. Ja, sagte sie, nachdem wir uns genug umarmt hatten, ihre Mutter habe sie zu einer Kosmetikerin geschickt. Sie habe sich die Augenbrauen zupfen lassen, Lidschatten, Rouge und Lippenstift aufgetragen, aber natürlich alles sehr dezent. Ob mir das gefalle?

»Und ob«, sagte ich.

Wir fuhren ins Hotel, machten uns ein wenig frisch, wie es immer heißt, und tranken eine halbe Flasche Champagner. Danach gingen wir in die Marktgasse, um zu essen. Man konnte draußen sitzen und brauchte sich um nichts zu kümmern, weder um die unfreundliche Bedienung noch darum, daß das Fleisch ein bißchen zäh war. Andrea erzählte fleißig von Landau in der Pfalz, wo sie gerade herkam, von ihrer Mutter, ihrer Tante Adelheid, vom Tennisspielen und von ihrem Bruder, der mit seinem Futonladen wieder mal den Vogel abgeschossen hatte -, und alles war sehr friedlich, sehr harmonisch, wie Andrea nicht umhinkam zu bemerken. Anschließend nahm ich noch einen Drink in der Hotelbar, und Andrea aß dazu Vanilleeis. Dann gingen wir zurück ins Zimmer.

Auf dem roten Teppichboden vor meinem Bett liefen ein paar winzig kleine Ameisen herum. Ich nahm eine der Socken, die ich gerade ausgezogen hatte, und zerrieb die Ameisen damit auf dem Teppichboden. Bald schliefen wir ein.

Schon beim Frühstück war ich aufgereggt. Ich hatte einen dösen Kopf, wie immer, wenn ich zuviel geraucht und getrunken habe, und die Aufregung schlug mir auf den Magen. Andrea bestand darauf, daß ich ein Marmeladenbrötchen aß und bereitete es mir zu. Der Kaffee war sehr bitter, aber der frischgepreßte Orangen-saft rettete mich. Ich konnte wieder rauchen, das war ein gutes Zeichen.

Nun mußten wir noch die Zeit herumbringen, bis ich zum Verleger in die ***straße fahren konnte. Um 17 Uhr war ich mit ihm verabredet.

Andrea hatte die Idee, bis dahin noch ein bißchen auf dem See herumzufahren. Wir gingen zur Anlegestelle Bahnhofsstraße und nahmen ein Schiff, das uns nach Thalwil fuhr, einem kleinen Ort am Westufer. Wir gingen eine steil ansteigende Straße hinauf, trieben uns ein bißchen in der Einkaufsgegend herum, gingen die Straße wieder hinunter und nahmen das nächste Schiff zurück. An der Anlegestelle Zürihorn stiegen wir aus, weil Andrea Hunger hatte. Es gab dort ein Gartenrestaurant, das Kasino. Andrea aß einen Salat, ich Rösti mit Spiegeleiern. Als ich zur Toilette ging, las ich an der Kabinentür einen Spruch, den ich Andrea unbedingt aufschreiben mußte: Schicken ist fön.

Langsam schritt die Zeit voran.

Vom Kasino zum Hotel war's ein Spaziergang. Wir gingen am Ufer entlang durch die Grünanlage, vorbei an einem blauen Zirkuszelt, an einem Fischrestaurant, an einer Plastik von Henry Moore und einem Bootsverleih.

Auf dem Kühlschrank im Hotelzimmer, der sogenannten Minibar, liefen ein paar Ameisen herum. Ich zerdrückte sie.

Andrea begleitete mich zum Theaterplatz, wo ich ein Taxi nehmen wollte. Ich bekam auch sofort eines, und Andrea wünschte mir viel Glück. »Laß dich nicht einmachen«, sagte sie.

Der Taxifahrer stammte aus Malaysia und sprach mit schweizer Akzent. Ich fragte, ob ich rauchen dürfe, und er sagte ja. Ich kramte in den Taschen meines Jacketts nach Zigaretten und Streichhölzern und dabei fiel mir auf, daß ich mein Nasenspray vergessen hatte. Ich brauchte es im Augenblick nicht, aber ich war auch noch zum Essen eingeladen, und wenn ich weiter so viel rauchte, würde ich es brauchen. Ich bat den Fahrer, bei einer Apotheke zu halten, und er wurde etwas mißtrauisch. Als ich zurückkam, war er sehr erleichtert und taute auf. Er hob eine Plastikflasche mit Erdbeerjoghurt in die Höhe und sagte, »Wahnsinn, alles künstlich, Wahnsinn! Kein Zucker - Assugrin. Wenn ist natürlich, ist zu teuer oder gibt es nicht. Wahnsinn. Muß man gesund leben, viel Gemüse, viel Obst, kein Fleisch. Ist nicht nötig dick sein, kommt von Ernährung. Viel Obst, viel Gemüse, nicht diese künstlichen Sachen. Leute tun Assugrin in Kaffee und essen dickes Stück Torte. Ist Wahnsinn. Oder.«

Als er mich in der ***straße absetzte, war es zehn vor fünf. Das Haus stand auf einem Eckgrundstück am Waldrand. Es war eine große Villa mit einem etwas verwilderten Garten. Aus einem Fenster im Hochparterre schaute eine Frau heraus, und ich dachte, jetzt hat sie mich gesehen, jetzt muß ich auch hineingehen, sonst denken die, ich habe Angst. Ich wäre aber lieber noch im Wald spazierengegangen, um nicht überpünktlich zu sein. Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, als könnte ich es überhaupt nicht mehr erwarten, dem Verleger die Hand zu schütteln und mich von ihm zum Autor machen zu lassen.

Das Taxi wendete, und ich ging auf die Gartenpforte zu. Ich sah, daß sie mit einer dicken Eisenkette verschlossen war. Macht nichts, dachte ich, dann nehme ich die andere. Ich ging um die Ecke, und tatsächlich gab es noch eine zweite Pforte.

Auf dem Weg zum Haus kam mir ein Hund entgegen. Er war größer als ein Spitz, kleiner als ein Schäferhund und hatte Haare wie ein Rauhaardackel. Ich glaube, er war noch sehr jung und verspielt und hatte keine Ahnung, wie man sich einem unbekanntem und noch unveröffentlichten Autor gegenüber benimmt, zum Beispiel ob man/hund ihn beißt oder ob man/hund ihm die Füße leckt. Er schnupperte und hechelte unentschieden an mir herum, und ich dachte, ich sollte mich vielleicht zu ihm hinunterbeugen und ihn streicheln, falls der Verleger gerade aus dem Fenster schaut. Ich hatte schon einmal einen Vertrag mit einem Verleger gemacht, für ein Theaterstück, das damals aber noch nicht aufgeführt war, und der Theaterverleger hatte einen Airdale. Ich habe für Hunde im allgemeinen nicht viel übrig, sie sind mir aber gleichgültig, solange sie nicht bellen oder beißen. Es gibt, glaube ich, nur vier Hundarten, die mir absolut zuwider sind, nämlich Schäferhunde, Doggen, dann diese weißen, fetten, kurzbeinigen, schweineartigen, deren Namen ich mir immer nicht merken kann, und schließlich Airdales. Und trotzdem habe ich den Hund des Theaterverlegers sofort gestreichelt und ihm die Schnauze getätschelt und ihn hinter seinen Airdaleohren gekraut, was er sich alles gefallen ließ, obwohl er mit seinem Instinkt hätte merken müssen, daß ich mich vor ihm ekelte. Vielleicht hat er es aber auch gemerkt und sich genauso widerwärtig verlogen von mir streicheln lassen, wie ich ihn gestreichelt habe.

Diesmal aber streichelte ich den Hund des Verlegers nicht, aus Stolz. Ich dachte auch, vielleicht guckt der Verleger gerade aus dem Fenster und denkt, was für ein unterwürfiger Mensch ist dieser Autor, daß er sich schon bei meinem Hund anfiezt, er hat, wie mir scheint, überhaupt kein Rückgrat, von dem bringe ich nicht eine Zeile. Damit wäre alles aus gewesen. Ich streichle einen Hund, und schon ist meine Karriere ruiniert.

Ich ging die Steinstufen bis zur Haustür hoch und wollte klingeln oder anklopfen, aber die Tür stand halb offen, und da ich schon gesehen worden war und niemanden mehr erschrecken konnte, ging ich ins Haus. Gleich links war eine Garderobe, und irgendwo sah ich ein Poster von einem prominenten Verlagsautor. Zu den Zimmern im Hochparterre führten erneut ein paar Stufen, und während ich es wagte, sie hinaufzugehen, kam eine schwarz- und kurzhaarige Frau herbeigeeilt und fragte mich etwas oder sah mich fragend an. Ich nannte meinen Namen, und sie sagte Achja und zeigte auf eine Tür. Die Tür sprang auf, und ein großer, um die vierzigjähriger, nicht unsympathisch wirkender Mann winkte mich herein. Er gab mir die Hand und sagte, er sei der Verleger.

Aha, dachte ich, das ist also der Verleger, und ich schaute ihn mir genauer an. Er trug eine bräunlich-beigefarbene Hose und ein bräunlich-beigefarbenes Hemd, und ich weiß noch, daß ich dachte, wieso zieht er zu seiner bräunlich-beigefarbenen Hose nicht ein anderes Hemd an, das ist doch zu farblos. Er war aber andererseits ein dunkler Typ, er hatte fast schwarze, krausgelockte Haare, und ich dachte, dunkle Typen können sich das vielleicht erlauben.

»Da ist ein Stuhl«, sagte er und zeigte auf einen alten, eng-geflochtenen Korbsessel, »den können Sie sich ja heranrücken.«

Damit wandte er sich von mir ab und ging zum Schreibtisch. Der Raum, in dem wir uns befanden, war ein kleines, schmales Zimmer, ich würde sagen, drei mal vier. Der Schreibtisch ragte in den Raum hinein, zerteilte ihn und ließ nur eine enge Gasse frei, durch die der

Verleger hindurchgemußt hätte, wenn er zum Fenster hätte gehen wollen, um nach dem Hund zu schauen. Das Zimmer lag genau an der Ecke, an der ich in den Garten eingedrungen war.

Ich nahm den Korbsessel, trug ihn hinter dem Verleger her, stellte ihn in die Nähe des Schreibtisches und verstellte damit den Zugang zum Fenster ganz. Den Verleger schien das nicht zu stören, er war sowieso beschäftigt. Er hatte auf seinem Schreibtisch neben anderen Papieren ein Blatt, auf das neben- und untereinander kleine Köpfe geklebt waren, also Porträts. Es waren die Köpfe der Autoren, die das Glück hatten, von ihm verlegt zu werden. Eine Anzahl dieser Köpfe war schon in Reih und Glied geklebt, andere lagen noch als Einzelwesen auf dem Schreibtisch herum und warteten darauf, zu den übrigen hinzugeklebt zu werden. Auch eine Schere fand sich auf dem Schreibtisch.

Wenn doch auch mein Kopf schon da läge, dachte ich. Ich saß jetzt in dem enggeflochtenen Korbsessel und fühlte mich unbehaglich. Der Sessel war nicht, wie ich gefürchtet hatte, zu schmal, er war zu niedrig. Während der Verleger, der ohnehin von größerer Statur war als ich, auf seinem Schreibtischstuhl thronte, saß ich in diesem viel zu niedrigen Korbsessel ohne Kissen. Erst jetzt fallen mir die beiden Manuskripte ein, die ich von Berlin nach Zürich und vom Hotel hierhergetragen hatte. Es waren zwei getippte, photokopierte und gebundene Exemplare meiner längeren Erzählung, eine ältere und eine neuere Fassung. Beide zusammen ergaben etwa zweihundert Seiten, und diese hätte ich mir gut und gerne auf den Sitz legen können, um ein wenig größer zu wirken. Vieles fällt einem erst zu spät ein. Ich lehnte mich in meinem Sesselchen zurück und verschränkte die Arme hinter dem Kopf, um lässig auszusehen, aber dabei wurde mir noch unbehaglicher zumute, und ich gab diese Haltung wieder auf.

Er arbeite gerade an einem neuen Prospekt, sagte der Verleger.

Ach, sagte ich.

Nein, sagte er, an einer ganz neuen Aufmachung.

Achso, sagte ich.

Er habe überhaupt keine Zeit dafür, sagte er, aber er müsse es machen, es gehe nicht mehr weiter wie bisher. »Das Format!« sagte er. »Ich muß das Format ändern. Das alte war gut, es war auch billig, aber ich brauche jetzt mehr Platz. Ich muß es wie die anderen machen, da hilft nichts. Aber natürlich mache ich es ganz anders!«

»Genau wie die anderen«, sagte ich.

»Nein«, sagte er und hielt ein paar Prospekte anderer Verlage in die Höhe, »so mache ich es nicht. Das Format ja, aber nicht diese Aufmachung. Zum Beispiel das hier, sehen Sie, das geht nicht.«

Ich mußte mich aus meinem Korbsessel herausbemühen, um zu sehen, was er meinte. Er hatte einen Prospekt aufgeschlagen und zeigte auf einen einzelnen Kopf auf einer Seite, den Kopf eines Dichters inmitten der Titel seiner Werke. Mich störte daran nur, daß ich gebückt, die Hände auf die Oberschenkel gestützt, dastand. Ich hielt es überdies auch für verfrüht, mit dem Verleger frater-nisierend über seine Köpfe zu reden.

»Nein«, sagte er, »die Köpfe gehören nicht in den Text, das geht nicht.«

»Ach ja!« sagte ich, weil ich erst jetzt begriff, woran er etwas auszusetzen hatte. Er faßte das so auf, als wollte ich ihm beipflichten, und ich tat nichts, um diesen falschen Eindruck wieder aus der Welt zu schaffen. Ich war ja auch nicht anderer Ansicht, es war mir nur egal, weil ich noch nicht dazugehörte. Wenn ich mich eines Tages an der Veröffentlichung und Tantiemekriegen gewöhnt hätte, würde ich vielleicht auch daran Anstoß nehmen, daß mein Kopf so vereinzelt dastand, anstatt in Reih und Glied mit all den anderen Verlagsautoren geklebt zu werden.

Die Nähe des Verlegers war mir auch deswegen etwas peinlich, weil ich für mein Empfinden zu stark parfümiert war. Ich hatte mir aus einem kleinen Probierfläschchen Marbert Man etwas Eau de toilette hinter die Ohren und unter die Achseln getupft, weil es ein heißer Tag war, und weil ich so schnell schwitze. Als ich im Hotelzimmer darauf wartete, daß meine Haare trockneten - die Schweizer haben andere Elektrostecker als wir, und im Hotel hatten sie keinen Umstecker, so daß ich meinen mitgebrachten Föhn nicht benutzen konnte -, dachte ich, es gibt an diesem Abend nur drei Gefahren. Erstens, der Verleger ist mir unsympathisch, und ich verpatze alles; zweitens, mir bekommt vor Aufregung das Essen nicht; und drittens, ich schwitze wie ein Idiot und muß mir alle naslang das Gesicht abwischen. Ich steckte sogar mit Bedacht ein Stofftaschentuch ein. Ein paar Tage vorher war ich zu einem Essen bei Viktoria gegangen und hatte mir von Erasmus sagen lassen müssen, ich hätte lauter weiße Fussel im Gesicht, vom Papier-taschentuch. Hier aber, im Verlegerzimmer, war es angenehm kühl, und das Eau de toilette wäre nicht nötig gewesen.

Mir fiel auf, daß der Verleger seine Köpfe ziemlich schief und krumm geklebt hatte, und ich dachte, ich bewahre ihn vielleicht vor einer schweren Verlagsblamage, wenn ich ihn ganz behutsam darauf aufmerksam mache.

»Aber nein«, sagte er. »Nein, nein, das ist nur ein dumme.«

»Achso«, machte ich und setzte mich zurück in meinen Sessel. Ich bewunderte ihn für dieses englischsprachige Wort, das ich im Zusammenhang mit Autorenköpfen und Verlagsprospekten noch nie gehört hatte. Solche Worte haben immer etwas Eingeweihetes. Ich will aber nicht verschweigen, daß sich neben meiner Bewunderung und Sympathie für ihn auch schon ein wenig Ungeduld oder - ich finde jetzt das Wort nicht - Unwillen in mir breit machte. Warum legte er seine dummys nicht beiseite und kümmerte sich um mich? Nun war ich doch da! Ich war zwar etwas zu früh gekommen, aber ich hatte mich doch längst dafür entschuldigt.

»Ach, kommen Sie mal«, sagte der Verleger und schob seine Köpfe beiseite. Er ging an mir vorbei, und ich bemerkte, daß der Raum noch eine zweite Tür hatte. Wir kamen in ein großes Zimmer.

»Sehen Sie sich das an«, sagte er und zeigte auf einen Stapel von Manuskripten, die gleich links hinter der Tür in der Ecke auf dem Fußboden lagen. Er erinnerte mich an den Stapel ausgelesener oder lustlos durchgeblätterter Zeitungen und Zeitschriften, der bei mir im Parkettzimmer auf dem Fußboden liegt und darauf wartet, in den Keller getragen und in die rote Plastiktonne geworfen zu werden. »Die muß ich alle durchlesen, und zwar am Wochenende.«

Ich war mir nun noch mehr bewußt, ihm die Zeit zu stehlen, nicht nur für den Prospekt, sondern auch für die Lektüre dieser Manuskripte. Pikant war obendrein die Tatsache, daß

noch vor wenigen Monaten mein eigenes Werk auf diesem Müll gelegen hatte, woran aber keiner von uns ausdrücklich erinnerte. Sechs oder sieben dieser Manuskripte wähle er dann immer aus und lege sie auf einen Extrastapel, sagte der Verleger. Nach ein paar Wochen prüfe er sie nochmal. Bei der letzten Prüfung hatte ihm aus einem Konvolut von dreihundert Manuskripten meine Erzählung »Der Geburtstag« am besten gefallen, das hatte er mir geschrieben. Ich weiß noch, wie froh ich war, daß ich kurz zuvor aus dem Munde meines Freundes Nick das Fremdwort Konvolut gehört hatte und nicht zu stolz gewesen war, ihn zu fragen, was es bedeutet.

Wir ließen den Manuskriptberg liegen und gingen zurück zu unseren Sitzgelegenheiten. Es entspann sich ein Gespräch darüber, wieviel man lesen müsse, um zu wissen, was ein Manuskript taue. Um mich mit ihm auf eine Stufe - die des Prüfenden und Beurteilenden - zu stellen, erwähnte ich meine Zeit als Universitätsassistent und sagte, ich hätte eine Unmenge von Diplomarbeiten und Klausuren korrigiert und meistens schon nach ein paar Seiten gewußt, was für eine Zensur unten herausfallen würde.

»Nach ein paar Seiten?« sagte der Verleger. »Ich weiß es nach dem ersten Satz!«

Diese Bemerkung löste mehr in mir mehr aus, als er ahnen konnte.

Ich hatte einmal eine Kurzgeschichte mit dem Titel »Der erste Satz« geschrieben. Sie handelt von einem Schriftsteller, der niemals über den ersten Satz hinauskam, weil es ihm sofort langweilig wurde, in dem mit diesem Satz beschlossenen Stil weiterzuschreiben und sich nun tage- oder wochenlang in das dadurch gezimmerte Ausdrucksgefängnis einzusperren. Ich hatte gedacht, es wäre eine ganz passable Kurzgeschichte, aber Viktoria, auf deren Urteil ich viel gebe, sagte mir vor meiner Zürichreise, sie fände diese Geschichte katastrophal schlecht, und ich dürfe sie auf keinen Fall dem Verleger zeigen. Als dieser nun vom ersten Satz sprach, löste er in mir einen Reflex aus, und ich begann von der Geschichte zu reden und sie sogar anzupreisen. Dann erinnerte ich mich plötzlich an Viktorias Rat, stockte, sagte mir trotzig, ich müsse doch selbst wissen, ob die Geschichte gut sei oder nicht, konnte mich nicht entscheiden, fürchtete, der Verleger könne mir meine Unentschiedenheit vom Gesicht ablesen, wurde rot, spürte den Angstschweiß auf der Oberlippe, geriet ins Stottern, stammelte und verstummte schließlich. Der Verleger schien sich daran nicht zu stören. Er sprang auf, griff hinter sich ins Regal, zupfte ein Buch von Ambrose Bierce hervor und las mir daraus den ersten Satz vor. »Das ist doch was«, sagte er, »das haut doch hin, so muß es doch sein.« Und während ich mir noch zum Vorwurf machte, daß nicht ich der Verfasser dieses gelungenen ersten Satzes sei, war er schon wieder in Gedanken bei seinem Manuskriptberg und der darin verborgenen Rechtschreibung. »Die Leute können kein Deutsch«, sagte er, »von der Zeichensetzung bis zur Groß- und Kleinschreibung. Was ich da schon erlebt habe! Man kann sich natürlich über den Duden hinwegsetzen, aber bewußt! Nicht aus Unkenntnis! Bewußt!«

Wenn irgendjemand einen anderen anklagt, beschimpft, verurteilt oder verachtet, versetze ich mich immer blitzschnell in die Lage dessen, der angeklagt, beschimpft, verurteilt oder verachtet wird, anstatt mich auf die Seite dessen zu begeben, der anklagt, beschimpft, verurteilt oder verachtet. Ich weiß, daß es so ist, ich weiß, daß es nicht gut ist, aber ich weiß nicht, wie ich da herauskomme. In diesem Falle war ich zum Beispiel sofort auf der Seite derjenigen, die keine Rechtschreibung können. Ich brachte es fertig, in einer Situation, in der es für den unbekanntem und noch unveröffentlichten Schriftsteller um Alles oder Nichts geht, dem Verleger ins Gesicht zu sagen, ich wüßte auch oft nicht, wann ein Komma zu setzen sei und wann nicht, oder wann man etwas groß schreibe und wann nicht. Ich sei sogar im Stande, sagte ich, das von ihm erwähnte Wort imstande mal groß zu schreiben und mal klein.

»Aber der Duden!« sagte der Verleger mit Recht protestierend.

Ich fuhr mir mit dem Zeigefinger über die Oberlippe. Auf dem Schreibtisch stand ein blauer Plastikaschenbecher. Ich kann mir nicht vorstellen, daß alle seine Autoren Nichtraucher sind, dachte ich, vielleicht läßt er mich ja rauchen, obwohl ich noch nicht sein Autor bin.

»Aber bitte«, sagte der Verleger. »Ich will nur selbst nicht wieder anfangen, es wird leicht zuviel.«

Das war menschlich und sympathisch. Nur mit Mühe unterdrückte ich einen längeren Monolog über das Rauchen, über meine Erfahrungen mit Sucht und Entzug und über den Zusammenhang von Rauchen und Schreiben, der bei mir so aussähe, daß ich nicht schreiben könnte, wenn ich gerade wieder rauchte. Stattdessen zündete ich mir eine an.

»Hebe, hübe, höbe!« sagte der Verleger jetzt und lachte.

Ich hatte den Zusammenhang nicht mitgekriegt und lachte auch.

»Schiebe, schübe, schöbe!« schrie er und kugelte sich vor Vergnügen. »Und das bei Chandler, Hammett, Ross Macdonald! Da spricht im Original ein Penner oder ein Ganove, und diese Leute machen ihn mit ihren Konjunktiven zum Professor!«

Ach, die Übersetzer.

»Ziehe, züge, zöge!« sagte er mit hoherhobenem Zeigefinger, aber es zündete nicht mehr, weder bei mir noch bei ihm.

Um lässig zu wirken, verschränkte ich noch einmal die Arme hinter dem Kopf.

»Also«, sagte er und kam nun endlich auf unser gemeinsames Anliegen zu sprechen, »Ihre Kurzgeschichte über die Amerikareise, vorzüglich! Gefällt mir!«

Das Aber kommt gleich, dachte ich und zog den Kopf ein. Er hatte mir schon in einem seiner Briefe mitgeteilt, daß er die Kurz-geschichte besser fände, reifer als »Der Geburtstag«. Er wollte sie in seinem Literaturmagazin abdrucken. »Schreiben Sie mal Ihren Namen und Ihr Geburtsdatum auf«, sagte er und gab mir einen gelben Zettel. »Für die Autorenangaben.«

Ich hatte mir zu Hause mehrfach überlegt und mit Andrea durchgesprochen, ob und wann ich dem Verleger sagen sollte, daß der Name, den ich bisher benutzt hatte, ein Pseudonym sei.

»Du brauchst es doch überhaupt nicht zu sagen«, hatte Andrea gesagt.

»Aber ich muß doch!«

»Wieso, er wird es nie erfahren.«

»Doch, wenn ich den Vertrag unterschreibe.«

»Wieso? Du kannst ihn doch mit deinem Künstlernamen unterschreiben.«

»Nein, das hat dann keine Rechtskraft.«

»Laß dir den Namen doch in deinen Ausweis eintragen.«

»Nein. Das geht nicht.« Ich hatte deswegen schon beim Einwohnermeldeamt angerufen. »Sie bekommen die Eintragung nur«, hatte die junge Dame am Telefon gesagt, »wenn Sie nachweisen können, daß Sie ein Künstler sind.«

»Wie soll ich das nachweisen?«

»Durch Verträge, Programme, Kritiken undsoweiter.«

Ich hatte keine Verträge, Programme, Kritiken undsoweiter, und damit hatte sich die Sache erledigt. »Wenn ich mit meinem Pseudonym unterschreibe«, sagte ich zu Andrea, »dann ist der Vertrag nicht gültig.«

»Tu's trotzdem«, sagte sie, »es merkt ja niemand.«

»Doch«, sagte ich, »es fliegt sofort auf, wenn sie mir das Geld überweisen wollen. Die Bank gibt mir kein Konto auf den falschen Namen.«

So weit war ich schon! Mein Manuskript lag auf dem Fußboden bei einem Zürcher Verleger, und ich zergrübelte mir den Kopf darüber, wie ich das Geld einstreichen könnte, ohne meinen Namen preiszugeben. Und nun, wo überhaupt kein Anlaß dazu bestand, nahm ich meine Visitenkarte aus der Brieftasche und hielt sie dem Verleger hin. Er machte ein angewidertes Gesicht und sagte, es sei ihm egal, wie ich heiße, von ihm aus könne ich heißen, wie ich wolle, ich möge nur irgendetwas aufschreiben, er drucke alles. Die Visitenkarte nahm er trotzdem und steckte sie geschwind in eine blaßrosa Mappe. Ich schrieb meinen falschen Namen auf den gelben Zettel, fügte mein richtiges Geburtsdatum hinzu und schrieb noch: lebt in Berlin. Dabei verschrieb ich mich. Ich mußte es korrigieren, und es sah häßlich aus. Ich fragte den Verleger, ob ich es nochmal schreiben solle, und er sagte nein. Jetzt hält er mich für einen Legastheniker, dachte ich.

»Ja«, sagte der Verleger, »Ihre Kurzgeschichte ist gut, aber dies hier -« Er hatte wie durch Zauberei meine Erzählung vor sich liegen und wiegte nun den Kopf bedenklich hin und her. »Leider bin ich nicht dazu gekommen, sie noch einmal ganz durchzulesen«, sagte er, »aber ich kann Ihnen auch so sagen, was mir daran noch nicht gefällt. Die Geschichte ist in der Ich-Form geschrieben, das ist nicht gut. Schreiben Sie den ganzen Kram um in die dritte Person, nennen Sie den Kerl einfach Benjamin und basta. Und dabei Sie sollten noch einmal alles - «

Nein! dachte ich und nahm einen entschiedenen Zug aus meiner Zigarette. Nicht noch einmal! Das Spiel kannte ich. Das hatten wir schon gehabt. Er hatte mir bereits im April geschrieben, ich sollte das Dings nochmal ganz neu anpacken und knapper, sinnlicher, farbiger, drastischer, plastischer machen. Wörtlich! Fehlte nur noch: nobelpreisreifer. Aber man kann nun mal, wie Ingrid Steeger in der NDR-Talkshow sehr richtig sagte, nichts rausholen, was nicht drin ist. Und wenn man's doch versucht, zerstört man auch noch das, was vielleicht dringewesen wäre. Ich hatte ja schon alles versucht. Ich hatte das Dings knapper, sinnlicher, plastischer und elastischer gemacht, obwohl ich überhaupt nicht wußte, was er sich darunter vorstellte. Ich hatte es überarbeitet, und er hatte die neue Fassung vor sich liegen, in weißem Einband, um satte zehn Prozent kürzer, knapper, sinnlicher undsoweiter als die alte, bordeauxrote Fassung, die ich ihm vor genau dreihundertachtundfünfzig Tagen geschickt

hatte. Er hatte sie nur zur Hälfte durchgesehen, und ich sollte alles nochmal neu anpacken, ja grüezi wohl, Herr Ver-le-ger, segget Sie, wie lebbet Sie, wie san Sie also dra?

Er war übrigens - damit keine Mißverständnisse entstehen - Norddeutscher. Ich aber auch.

»Nein«, sagte ich, »oder ja, natürlich, alles nochmal durcharbeiten, ist ja ganz klar, nur weiß ich nicht, ich wüßte gern -«

»Wissen Sie«, sagte er verlegerisch, »Sie überarbeiten es in dem Sinne, in dem ich begonnen habe, es zu lektorieren - natürlich nur, wenn Sie es auch vertreten können - und dann kommen Sie in ein paar Monaten nochmal her und - «

»Nein!« - Ob man mir's glaubt oder nicht, ich sagte es.

»Wie?« machte er erstaunt, »Sie wollen nicht - ?«

»Nein«, sagte ich. »So nicht.«

Ich muß in dem Moment nicht mehr ganz bei mir gewesen sein, sonst hätte ich diesen Ton nicht angeschlagen. Hatte ich keine Zigaretten mehr? Doch, doch, ich zündete mir auch sofort eine an, damit ich wieder lächeln konnte und es mir nicht für immer mit dem Verderber -

»Woran schreiben Sie denn jetzt?« fragte er harmlos.

»Ich weiß nicht, ob ich ehrlich sein soll«, sagte ich.

»Aber ja, warum denn nicht.«

Ich wußte genau, daß ich nicht ehrlich sein sollte! Erasmus hatte ganze Theorien darüber aufgestellt, über die sogenannten Ehrlichkeitszwänge und alles, was damit zusammenhängt, ich hatte jahrelang Gelegenheit gehabt, mir etwas davon einzuprägen und mich entsprechend umzuschulen, ich hatte auch fast täglich das Beispiel von Andrea vor Augen, die es sehr gut verstand, zu schweigen und zu lügen, wenn es ihr nützte und niemand anderem schadete, aber ich war zu dumm dazu, zu einfältig, zu schwach. Das ist die Wahrheit. »Ich habe seither nichts geschrieben«, sagte ich.

»Nichts?« sagte der Verleger entsetzt, fast tonlos.

»Nichts«, sagte ich. »Nichts Nennenswertes, also nichts.«

Nun war endlich alles verpatzt. Das war's wohl, worauf ich hinauswollte. Jeden noch so kleinen Erfolg machte ich mir schon im Ansatz zunichte, damit ich bis ans Ende meiner Tage so klein blieb, wie mein Vater mich gemacht hatte. Ich gebe meinem Vater die Schuld. Wem sonst? Schon als ich noch erst drei war, hatte er mich wegen einer Bagatelle an einen Stuhl gefesselt und im Keller eingesperrt. Ich vergesse ihm das nie, und wenn er tausendmal tot ist. Nur seinetwegen saß ich jetzt an einen Korbstuhl gefesselt dieser verlegerischen Vaterfigur gegenüber und bekannte mich schuldig, seit einem Jahr nichts getan zu haben.

»Ja wie?« sagte er. »Machen Sie nicht weiter?«

»Doch, doch«, sagte ich schnell, um noch zu retten, was zu retten war, und begann von Tagebüchern zu fabeln, von Skizzen, Notizen, von ersten Ansätzen, Vorstudien, die aber noch nicht spruchreif wären, undsoweiter. Das rettete zwar nichts, war aber immerhin gelogen. Ich hatte im letzten Jahr vor allem Tennis gespielt und ferngesehen.

»Sie müssen mich verstehen«, sagte der Verleger, »ich bin nicht an einem einzelnen Buch interessiert, mir geht es um den Autor.«

Verstand ich ja. Um den ging es mir auch.

»Ich werde doch nicht einen Erstling, einen typischen Erstling veröffentlichen, wenn nichts nachkommt. Es gibt zwar in der Literaturgeschichte immer wieder Beispiele von Autoren, die nur ein einziges Buch geschrieben haben und doch ein Meisterwerk, ich denke an »Gefährliche Liebschaften« von... « Er kam nicht auf den Namen.

»Der war aber auch schon ziemlich alt«, sagte ich.

»Sie habe ich mir auch jünger vorgestellt.«

»Ich sehe nur so aus. In Wirklichkeit bin ich erst drei.«

Konnte er natürlich nicht verstehen. Ich hätte ihm von meinem Vater und der Maus erzählen müssen, dann vielleicht. Die Maus war ja der Auslöser der ganzen Geschichte gewesen, eine tote Maus. Sie hing an ihrem Schwanz zwischen Daumen und Zeigefinger eines Nachbarkindes namens Susi und erschreckte mich zu Tode. Ich wehrte mich gegen den Kadaver in meinem Gesicht, indem ich auf Susi losging sie kratzte und biß. Das kam meinem durch Susi Vater zu Ohren, und darauf folgte die Strafe mit der Fesselung an den Stuhl. Seitdem war ich die Maus.

Von einem anderen Autor und dessen Erstlingswerk berichtete nunmehr der Verleger. Ich kannte das Buch, Andrea hatte es mir geliehen, und ich fand es ganz nett, aber -

»Aber«, sagte der Verleger, »es hat einen Konstruktionsfehler, es ist ein Erstlingswerk, sehr typisch, man weiß nie, wer spricht, ist es der Autor oder ist es seine Figur? Mal ist es dieser, mal ist es jene, das ist das Zeichen eines Erstlingswerks. Ich hätte es auch nie herausgebracht, wenn der Mann nicht schon sein nächstes fertiggehabt hätte, 'Im Lande der Pharaonen', sehr viel besser, Sie kennen es?«

Ich kannte es nicht. Weder Land noch Buch. Aber verstanden hatte ich schon. Ich sollte nach Hause gehen und ein besseres Buch schreiben, damit er sich nicht weiter mit meinem Erstling herumzuquälen brauchte. Hatte er mich (auf meine Kosten, versteht sich) nach Zürich kommen lassen, um mir das zu sagen? Und warum bot er mir nicht endlich was zu trinken an?

Ich hatte einen trockenen Mund. Ich saß jetzt ungefähr eine Stunde in diesem langsam doch ein bißchen verräucherten Zimmer und dachte, wie überstehe ich bloß den Abend? Ich war ja noch zum Essen eingeladen, es war, wie mir die Sekretärin geschrieben hatte, an ein Abendessen in der Nähe des Verlages gedacht. Und nun noch nicht mal Kaffee, Cognac oder Mineralwasser! Gerade fing ich an, mich innerlich darüber aufzuregen, da schwenkte der Verleger von seiner harten Linie auf eine etwas weichere um. »Wollen Sie Kaffee?« fragte er. »Oder Mineralwasser?«

Cognac, dachte ich. Cognac, Cognac!

»Oder Tee?«

»Am liebsten Mineralwasser.«

Er sprang auf, öffnete die Tür zum Nebenzimmer, wo sich die Hoffnungen der unbekanntenen und noch unveröffentlichten Autoren auf dem Fußboden übereinander türmten, und gab der Sekretärin den Auftrag. Wenig später kam sie - es war dieselbe kurz- und schwarzhaarige Dame, die mich schon im Treppenhaus abgefangen hatte - mit seltsamerweise zwei vollen Gläsern und einer noch ungeöffneten Flasche herein und stellte sie hinter ihm auf den Tisch. Er reichte mir ein Glas, und ich leerte es bis fast auf den Grund.

»Kann ich denn davon ausgehen, daß Sie weitermachen?« sagte der Verleger, wie um das Thema abzuschließen.

»Ja«, sagte ich, »natürlich. Ich muß doch irgendwie den Tag herumbringen.«

»Also gut«, sagte er und zeigte auf das Manuskript im weißen Einband, »was machen wir jetzt damit?«

»Entweder Sie bringen es so, wie es ist«, sagte ich, »oder Sie lektorieren es ganz.«

»Keine Zeit!« jammerte er wieder. »Ich bin zu achtzig Prozent Unternehmer. Verwaltungsangelegenheiten, Banken, Prospekte, Gerichtsprozesse!«

»Andere Bücher werden auch lektoriert.«

»Ja, Suhrkamp!« rief er aus. »Die haben zwanzig, dreißig, vierzig Lektoren!«

»Andere Bücher in Ihrem Verlag.«

»Ach ja, früher!« sagte er gerührt. »Da hatte ich noch Zeit. Da habe ich noch mit den Autoren um jedes Wort gefeilscht. Ich habe sie persönlich aufgebaut. Ich bin mit ihnen groß geworden, und sie mit mir!«

Wie beneidete ich diese Autoren, die das Glück gehabt hatten, ihm ihre Erstlingswerke noch in jener Pionierzeit vorzulegen! Mich wollte er, wie er jetzt sagte, sogar ganz ohne Lektoratsarbeit in die Arena schicken. »Sozialdarwinismus!« sagte er und schaute mich bedeutsam an. »Den Autor seinem Schicksal überlassen und den Kritikern. Die werden ihn schon zurechtstutzen!«

Sollten sie. Den unbekanntenen und noch unveröffentlichten Autor schreckt der Gedanke an Kritiken nicht. Wenn ich doch erstmal so weit wäre! denkt er.

»Von mir aus können Sie es so bringen«, sagte ich.

»Nein«, sagte er, »so geht's nicht, damit blamieren wir uns beide. Schauen Sie...« Er blätterte in der weißen Fassung herum und sah die Fülle eigener Anstreichungen, die nach sechzig Seiten schlagartig aufhörten. Und nun, obwohl er keine Zeit hatte, begann er wie in alten Tagen um ein Wort zu feilschen. Es ging, das werde ich nie vergessen, um das Wort

wohlverdient, das ihm aus einem ganz bestimmten Grunde nicht gefiel, er wußte nur nicht mehr genau warum. Er hatte es angestrichen, aber das war lange her. Irgendetwas an dem Wort war faul, aber was? Er müßte sich da erstmal wieder einlesen, sagte er, aber dazu hätte er keine Zeit. Die Banken! Die Prozesse! Der Prospekt! Er wußte auch gar nicht, sagte er plötzlich vipernartig zustoßend, offensichtlich um sich aus seiner Zeitjeremiade heraus in eine Position verlegerischer Stärke hineinzukatapultieren, ob er die Erzählung überhaupt veröffentlichen solle! »Ich schwanke immer noch, ich überlege! Lohnt es sich, lohnt es sich nicht, mache ich einen Fehler, wenn ich es bringe, oder mache ich keinen, ist es überm Strich, oder ist es unterm Strich?«

Ich konnte es kaum glauben. Es war alles wieder offen! Ich war nach Zürich gefahren, weil ich sicher war, daß er mir den Vertrag anbieten würde, er hatte mich in einem seiner Briefe schon gefragt, ob ich mit einer Taschenbuchausgabe einverstanden wäre, und plötzlich mußte ich mir dieses Hin und Her anhören, und zwar nicht über irgendwelche Köpfe, die er hierhin oder dorthin kleben wollte, sondern über den einzigen lebenden Autor, der ihm gegenüber saß!

Vielleicht erwähne ich jetzt doch Viktoria, dachte ich.

Ich hasse und verachte von ganzem Herzen das sogenannte name dropping, das heißt das beiläufige und zugleich wichtigtuerische Erwähnen berühmter Namen, mit deren Trägerinnen oder Trägern man in dieser oder jener Hinsicht zu tun hat oder zu haben glaubt. Wirklich, ich hasse es. Andererseits - was soll man machen, wenn man solche Leute kennt? Es verschweigen oder verheimlichen? Oder soll man von vornherein vermeiden, sie kennenzulernen? Und was ist mit denen, die man schon kannte, bevor sie berühmt wurden? Muß man sie wieder fallen lassen, damit man nicht in die Versuchung kommt, ihren Namen zu erwähnen? Ich kannte Viktoria schon seit über zwanzig Jahren, und inzwischen war sie eine nicht ganz unbekannte Schriftstellerin.

Ob ihm der Name Viktoria *** bekannt sei, fragte ich.

»Ja?« sagte der Verleger und runzelte die Stirn.

Oh Gott, dachte ich, er mag sie nicht. Das hätte ich mir denken können! Sie paßt auch nicht in seine Richtung. »Naja«, sagte ich schnell, »sie ist vielleicht nicht jedermanns Geschmack, sie fabuliert auch manchmal ziemlich drauflos, aber -«

»Nein, nein«, sagte er, »ich finde sie sehr gut!«

»Jaja, ich auch, ich arbeite mit ihr zusammen«, sagte ich nun schon mich überhastend. Und schamlos berichtete ich von unserer Arbeit für den Rundfunk, von Viktorias Urteil über meine hier in Frage stehende Erzählung, das sehr positiv gewesen sei, von ihren Presse- und Verlagsbeziehungen und von den Rezensionen, die sie schreiben würde, wenn mein Buch herauskäme. Sie würde mich nicht zurechtstutzen, sagte ich.

»Gut«, sagte der Verleger, nachdem er sich das alles angehört hatte, »machen wir es so: ich lese das Ding nochmal durch, lektoriere es und schicke es Ihnen zusammen mit dem Verlagsvertrag. Sie machen dann die Änderungen, die Sie für richtig halten. Einverstanden?«

Ich hab's! dachte ich. Jetzt hab ich's! Aber Freude kam nicht auf. Ich wäre nur gern aufgestanden, hätte ihm die Hand geschüttelt, der Sekretärin nochmal zugewunken und das Weite gesucht. Aber ich war ja noch zum Essen eingeladen.

»Kleinmeister!« sagte der Verleger jetzt im Plauderton. »Alltagsgeschichten, aber durchgearbeitet bis ins Letzte!«

Ich knipfelte an meinen Fingernägeln.

»Nächstes Jahr die Taschenbücher!« sagte er. »Auch Kriminalromane! Friedemann Klaes.«

»Kläs?« sagte ich.

»Klaas«, sagte er. »Man spricht das E nicht mit.«

Ich hatte einen Kriminalroman von diesem Klaes gelesen, auch einige Kurzgeschichten, und ich fand jede Zeile von ihm unerträglich. Aber durfte ich das sagen? Ich durfte es nichtmal denken. Er war ein Autor aus demselben Stall. Ich nickte nur und lächelte und zündete mir wieder eine an. Es war inzwischen so verqualmt, daß ich es kaum noch aushalten konnte.

»Katholisches Internat«, sagte er. »In Holland.«

»Klaes?« sagte ich.

»Nein, ich selbst. Viel Thomas Mann-Lektüre. Schopenhauer! Später Arno Schmidt. Und wieder Schopenhauer!«

Das kann er mir doch alles noch beim Essen erzählen, dachte ich. Warum gehen wir nicht endlich? Ich hatte mein Mineralwasser längst ausgetrunken. Die neue Flasche hatte er nicht geöffnet.

»Die besten deutschen Autoren!« sagte er. »Ich habe die besten!«

»Und Thomas Bernhard?« sagte ich, weil mir so schnell kein anderer einfiel. »Und Wilhelm Genazino?«

»Na schön«, sagte er, »aber wissen Sie was? Mit dem Essen wird es heute leider nichts, Sie sehen ja.« Er hatte wieder seine Köpfe hervorgezaubert, die Köpfe des besten deutschsprachigen Autoren außer Thomas Bernhard und Wilhelm Genazino.

»Ist gut«, sagte ich. »Bestellen Sie mir ein Taxi.«

Er ging zur Sekretärin und bat sie, mir ein Taxi zu bestellen. »Sie können auch mit der Straßenbahn fahren«, sagte er, als er zurückkam, »die Haltestelle ist gleich um die Ecke.« Er wäre mich dann schneller losgeworden.

Nun standen wir in dem kleinen Zimmer herum und traten von einem Bein aufs andere.

»Kann ich Ihnen eines von meinen Büchern anbieten?« sagte er für mich sehr überraschend.

»Haben Sie einen Wunsch?«

»Ich Ich Ich«, sagte ich.

»Wie bitte?«

»Den Roman«, sagte ich.

»Wie? Den kennen Sie noch nicht?«

»Nein, leider.«

»Einer der besten!« sagte er und holte das Buch aus dem Regal. Dabei fielen ihm noch weitere Bücher ins Auge, und plötzlich wußte er sich vor Freigebigkeit nicht mehr zu halten. Ich hatte mein Jackett schon angezogen, hielt die weiße und die bordauxrote Fassung in der Hand, und er packte immer noch mehr drauf. Bücher über Bücher! Auch Friedemann Klaes war dabei. »Kommen Sie« sagte er schließlich, »wir können ja draußen auf das Taxi warten.«

Ist mir lieb, dachte ich. Frische Luft!

Der Hund kam wieder angesprungen und wollte mir die weiße Hose einsauen. Der Verleger hielt ihn davon ab, aber es sah so aus, als wollte er den Hund vor mir schützen. Wir gingen zur Pforte, die mit der Eisenkette verschlossen war. Die Kette hing lose über den Holzlatten. »Wir haben kein Schild an der Tür«, sagte der Verleger, »extra nicht. Die Leute kommen scharenweise her und wollen ihre selbstgeschriebenen Sachen vorzeigen. Gedichte, Erzählungen, Kurzgeschichten, Romane. Man erlebt die absurdesten Szenen, das müßte mal einer aufschreiben!«

»Tun Sie's«, sagte ich.

»Keine Zeit«, sagte er.

Das Taxi kam nicht. Schließlich kam es doch, und der Verleger öffnete mir die Tür, weil ich so mit Büchern vollgepackt war, und weil er froh war, endlich wieder zu seinen Köpfen gehen zu dürfen.

Andrea war im Hotel. Es war kurz nach sieben. Wir gingen wieder in Zürihorn essen. Ich erzählte alles mehrmals von vorn bis hinten und bemühte mich, davon loszukommen. Andrea behauptete am nächsten Tag, ich hätte mich gut gehalten. »Ist doch alles bestens«, sagte sie. »Du hast erreicht, was du wolltest.«

»Nein«, sagte ich, »ich habe mich von ihm kleinmachen lassen. Ich war die Maus.«

»Unterm Strich hast du erreicht, was du wolltest«, sagte sie.

»Unterm Strich, überm Strich - hör mir bloß auf damit!«

Der Wein war gut. Auch an diesem Abend.

»Hesch Dini Ovo hüt schon gha?« sagte Andrea.

»Einmal Pommes und zurück«, sagte ich.

»Hopschlodel«, sagte sie.

»Was?«

»Er ist ein Hopschlodel.«

»Was ist das?«

»So einer wie er.«

»Wie schreibt man das?«

»Keine Ahnung.«

»Steht es im Duden?«

»Kann ich mir nicht vorstellen.«

»Ich schreibe es trotzdem auf«, sagte ich. Ich holte mein Notizbuch hervor und schrieb das Wort, wie es aus ihrem Munde geklungen hatte.

Zu Gast bei Charlotte B.

Gleich nachdem sie von ihrer Italienreise zurückgekehrt war, rief Charlotte B. mich an. Sie hatte in der Toskana ihren sechsendsechzigsten Geburtstag gefeiert, und ich hatte ihr einen sehr liebenswürdigen, ja, fast verehrenden Brief geschrieben, für den sie sich nun überschwenglich bedankte. Mit schwärmerischen Worten erzählte sie mir, wieviel Freude ich ihr mit diesem Brief bereitet hätte. Sie habe ihn schon dreimal gelesen!

Währenddessen stand Andrea an der Vitrine und versuchte zu verhindern, daß die Scheiben auseinanderflogen. Es war eine Ausstellungsvitrine, die fast nur aus Glas bestand, und wir hatten sie schon zur Hälfte auseinandermontiert. Rückwand und Seitenteile schwankten bedrohlich hin und her, und Andrea umklammerte sie innig. Ich konnte sie nicht ewig so stehen lassen. Als Charlotte ausholte, um von ihrer Italienreise zu berichten, unterbrach ich sie und sagte, ich hätte gerade Besuch und würde sie später wieder anrufen.

Als ich sie am frühen Abend anrief, war ihre Begeisterung verfliegen. Sie versuchte zwar, etwas davon wieder aufleben zu lassen, aber es gelang ihr nicht. Ich bedauerte das. Ich hatte ihr zugleich mit dem Geburtstagsbrief die Kurzgeschichte zugeschickt, die ich über meine Zürichreise geschrieben hatte, und als Charlotte anrief, hatte ich gehofft, ihre schwärmerischen Worte bezögen sich auch darauf, ich hatte sogar angenommen, sie habe die Geschichte schon dreimal gelesen und nicht bloß den Geburtstagsbrief. Aber nein. Die Geschichte habe sie erst einmal überflogen, sagte sie, sie wolle sich dazu noch gar nicht äußern, aber wenn ich jetzt schon davon anfinde, dann könne sie mir ja sagen, daß ihr diese erste, wie gesagt sehr flüchtige Lektüre gut gefallen habe. "Was mir Spaß macht, ist die Distanz", sagte sie. "Du kriegst immer mehr Distanz zu dir."

Dieses kleine, unter Vorbehalt geäußerte Lob genügte, um mich aus der tiefen Melancholie herauszureißen, die mich jeden Abend bei Einbruch der Dämmerung ergreift. Eine große, an Liebe grenzende Sympathie für Charlotte breitete sich in mir aus, und als Charlotte anfing, auf das Wetter zu schimpfen, und sagte, sie würde heute abend den Kamin anzünden, fragte ich sie, ob ich nicht zu ihr kommen dürfe?

"Ich habe aber nichts im Haus", sagte sie. "Nur Brot und Käse." Brot und Käse seien wunderbar, sagte ich, und in einer halben Stunde wäre ich bei ihr. Ich zog mir Jackett und Schuhe an, ging zum Auto und fuhr los.

Zwanzig Minuten später stand ich vor Charlottes Tür. Die Klingel war so laut wie immer, aber Charlotte machte nicht auf. Ich klingelte nochmal. Kein Mensch kam. Vielleicht ist sie im Bad, dachte ich und ging in den Vorgarten, um ein wenig Zeit verstreichen zu lassen.

Es war ein ziemlich großer Vorgarten, mit einer Menge Büsche, Bäume, Blumen und einem ansehnlichen Stück Rasen, auf dem eine griechische Statue stand, ein Kuros. An diesem Abend stand oder schwebte aber noch etwas anderes auf dem Rasen: ein Ungetüm von einer Eisenplastik aus lauter Rohren und einer Menge Luft, die auf drei winzigen Füßen ruhte und jeden Moment dabei war, abzuheben oder aber in sich zusammenzufallen, das war noch nicht entschieden. Ich wagte nicht, sie anzufassen, da das die Entscheidung hätte sein können. Ich ging nur um das Ding herum und sehnte mich nach der Stimme von Professor Kudielka, dessen Kunstvorlesungen an der Hochschule der Künste ich semesterweise angehört und mitgeschrieben hatte. Wenn ich in seinen Vorlesungen gesessen und er Lichtbilder von Werken alter und neuer Meister vorgeführt und gesagt hatte, was darauf zu sehen war, hatte ich immer das Gefühl gehabt, ich könne es auch selbst sehen, ich hätte endlich gelernt, die Augen zu öffnen und bräuchte nicht länger blind wie ein Maulwurf dazusitzen oder herumzulaufen. Wenn ich dann wieder allein oder mit Nick oder Andrea in ein Museum ging, war alles genauso trist und farblos wie vorher, der Rücken tat weh, die Augen fielen zu, der Durst wurde immer brennender und der Jieper nach Zigaretten war nicht auszuhalten. Ich stand vor den größten Kunstwerken der Welt, und alles in mir blieb stumm und verstockt und wollte von all dem Schönen nichts wissen. Ich brauchte die Stimme von Professor Kudielka, um zu sehen, und daher rief ich sie jetzt innerlich an und bat sie, mir das Gestänge zu erklären. Leider vergeblich.

Ich ging zurück zum Haus und sah durchs Fenster Charlotte, die in einem Sessel saß und ein Buch las. Auf ihrem Clownsgesicht mit dem großen Mund lag ein seliger Ausdruck. Sie blätterte eine Seite um und wiegte dazu leicht den Kopf, und ich dachte, warum soll ich sie eigentlich stören, ich könnte noch ein bißchen hier stehen und ihr beim Glücklichen zuschauen, und dann fahre ich wieder nach Hause und trinke mir alleine einen an. Aber wieso hatte sie das Klingeln nicht gehört? War sie so vertieft in ihr Buch? Oder wurde sie jetzt schwerhörig, wie meine Tante Wilma? Ich ging zur Haustür und klingelt Sturm. Es dauerte eine Weile, dann sah ich Charlotte durch das Glas im oberen Teil der Tür.

"Hast du schon länger geklingelt?"

"Ein paarmal", sagte ich.

"Ach ja", sagte sie, "mir war auch so. Ich höre das Klingeln nicht, wenn ich Musik laufen habe."

Die Musik setzte gerade wieder ein: diep diep diep, didel liep liep liep, didel liepada, diepda, liep diep diep. Mozart, Klavierkonzert Nummer soundsoviel.

Wir gingen ins Kaminzimmer. Auf dem Boden hatte Charlotte die Aquarelle ausgebreitet, die sie in Italien gemalt hatte. Sie sahen auf den ersten Blick nicht nach Italien aus. Zuviel Gelb und Grün.

"Hier", sagte Charlotte und drückte mir einen Korb in die Hand, "du kannst schon mal Holz holen, du weißt ja, wo es ist."

Es war in der Garage. Ich mußte mich zwischen alten Bettgestellen und Matratzen hindurchschlängeln, um an den Stapel heranzukommen. Ich füllte den Korb mit Holzscheiten verschiedener Größe und ekelte mich vor den Spinnen, die darauf herumliefen.

Ich entfachte auch das Feuer im Kamin und ging dann zu den Bildern. Ich starrte sie blöde an, sie starrten blöde zurück, und ich hatte Mühe, eines vom anderen zu unterscheiden. Wieder sehnte ich mich nach der Stimme von Professor Kudielka. Was war mit diesen Aquarellen? Was stellten sie dar? Was ließen sie beiseite? Zu welcher Tageszeit waren sie gemalt? Bei welchem Licht? Was war die Verheißung, die in ihnen verborgen war? Oder waren sie allesamt so miserabel, daß es sich nicht lohnte, auch nur eine dieser Fragen zu stellen? Ganz und gar willkürlich und nur, um überhaupt irgendetwas zu sagen, streckte ich den Arm aus, zeigte auf eines der ungefähr zwanzig Aquarelle, die wie Mauerblümchen auf dem Boden herumlagen, und sagte: "Das gefällt mir."

Von diesem Augenblick an gefiel es mir. Es zeigte ein Sonnenblumenfeld, das ich zunächst für ein Rapsfeld hielt, aber Charlotte erklärte mir, die Bauern in der Toskana hätten dieses Jahr überall Sonnenblumen angebaut, weil die Olivenbäume erfroren seien. Über dem gelben Feld hingen blauschwarze Wolken. Ich nahm das Bild vom Boden und stellte es auf den Kaminsims. Dort gefiel es mir noch besser.

Charlotte hatte, während ich das Feuer machte, den Tisch gedeckt. Käse, Oliven, Tomaten, Schinken, Rotwein. Den Schinken hatte sie auch aus dem kleinen Ort Poppi mitgebracht, wo sie gewohnt hatte. Der Schinken war hauchdünn geschnitten und schmeckte phantastisch, und Charlotte sagte, er sei viel besser als der so hochgelobte Parmaschinken, den man immer vorgesetzt kriegt, wenn man irgendwo eingeladen sei. Ich dachte an das Essen bei Viktoria, bei dem es Parmaschinken mit Melone gegeben hatte, konnte mich aber an den Geschmack des Schinkens nicht mehr erinnern. Trotzdem nickte ich, schluckte meinen Bissen hinunter und sagte, in der Tat, der Poppischinken sei viel besser als der so hochgelobte Parmaschinken.

Während ich ein Brot nach dem anderen verschlang, obwohl ich eigentlich überhaupt nichts hatte essen wollen, erzählte Charlotte von ihren Erlebnissen beim Malen. Sie hatte auf einem Feldweg gesessen und die Berge im Hintergrund gemalt, und zwei italienische Dorfjungen waren auf ihren lauten Mopeds herbeigeeknattert gekommen, hatten angehalten und sich hinter sie gestellt. Sie hatten lange auf den Malblock gestarrt, auf dem kaum etwas zu erkennen gewesen war, und schließlich hatte einer gesagt, das wird wohl der Berg dahinten. Ja, hatte Charlotte in ihrem bruchstückhaften Italienisch gesagt, das wird der Berg. Dann hatten die beiden wieder stumm dagestanden, verlegen gegrinst und weiter zugeschaut. Interessant sei es auch, sagte Charlotte, wenn sie Skizzen von irgendwelchen Leuten mache, von Marktfrauen oder von den alten Männern, die auf den Bänken vor ihren Häusern sitzen. Sie ließen sich gern malen oder zeichnen, ganz anders, als wenn man mit einem Photoapparat daherkomme und versuche, sie zu knipsen. Das sei auch in den fernsten Ländern nicht anders, in China, Nepal, Mexiko oder Indonesien. Charlotte war mit ihrem Aquarellblock schon um die ganze Welt gereist. Sie habe sich aber in der Toskana sehr geschämt, daß sie kein Italienisch könne, sagte sie, nur un cappuccino oder una grappa oder pagare per favore.

"Man sagt: Il conto per favore", sagte ich und wechselte dann schnell das Thema, indem ich mich nach Charlottes Mutter, nach Mama erkundigte.

Mama war vor zehn Jahren, nachdem sie einen Schlaganfall erlitten hatte, zu Charlotte gekommen und hatte seitdem bei ihr gelebt. Sie war damals vierundsiebzig, trotz des Schlaganfalls sehr rüstig, eine kleine Person mit vornehmer Haltung, dunklen braunen Augen, einem nervösen Mund und einer glatten Haut. Sie konnte sehr charmant sein und legte Wert auf Umgangsformen, aber sie hatte den Verstand verloren. Es war nicht die Alzheimersche Krankheit, sagte Charlotte, sondern Arteriosklerose, also Verkalkung. Wenn man Mama vorgestellt wurde, sagte sie, haben wir uns nicht schon einmal gesehen? und man sagte ja, das haben wir, und sie sagte jaja, jetzt erinnere ich mich. Dann ging sie aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten wieder und sagte, Sie habe ich aber noch nicht hier gesehen. Dann sagte man doch, aber es ist schon lange her, und sie sagte, sehen Sie, das wußte ich doch. Ich hatte manchmal den Verdacht, Mama spiele das nur und halte die ganze Welt zum Narren. Ein bißchen lästig wurde es allerdings, wenn ich mich mit Charlotte über irgendetwas ernsthaft unterhalten wollte und Mama dabeisaß und dauernd Fragen stellt, was ist dies, was ist das, achja, das habe ich heute in der Süddeutschen gelesen. Was immer es war, sie hatte es in der Süddeutschen gelesen. Später baute sie auch körperlich ab, blieb lange in ihrem Zimmer oder sogar im Bett und blühte nur noch auf, wenn Gäste kamen. Mich fragte sie jedesmal, ob ich mein Studium schon beendet hätte, und Charlotte sagte dann nein, der Herr ist Schriftsteller, und ich kriegte einen roten Kopf, weil ich fürchtete, Mama würde dahinterkommen, daß ich noch so gut wie nichts veröffentlicht hatte. Wenn ich mich an den Flügel setzte und einen holprigen Blues spielte, kam Mama herein und sagte, spielen Sie nur weiter, ich höre gern Musik, wir haben die Musik immer sehr geliebt, mein Mann und ich. Ich klimperte dann noch ein bißchen weiter, und sie setzte sich in ihren Sessel und las die Süddeutsche.

Auf unseren Spaziergängen um die Rehwiese erzählte mir Charlotte aber manchmal, wie schwierig Mama war, wenn sie mit ihr allein war. Sie hing an ihrem Rockschoß wie ein kleines Kind, fragte ständig, wo bist du, was machst du, willst du schon wieder weggehen oder warum bist du so lange fortgewesen. Sie kam auch immer seltener zum Mittagessen hinunter, sondern ließ es sich aufs Zimmer bringen, und wenn Charlotte das Tablett wieder herunterholen wollte, konnte sie den Teller nicht mehr finden. Er stand halb voll im Kleiderschrank, unter dem Bett, in einer Schublade oder hinter der Gardine auf dem Fensterbrett. Auch Mamas Schmuck neigte dazu, für längere Zeit unauffindbar zu bleiben, sogar ihr Gebiß. Einmal hatte sie sich die Haare mit Wäscheklammern frisiert und sah aus wie eine Punklady. Charlotte nahm das hin wie ein Naturereignis und wehrte sich gegen den Gedanken, der von allen Seiten, auch von meiner, an sie herangetragen wurde, Mama in ein Heim zu geben. Erst als Mama, wie Charlotte es ausdrückte, ihre Körperfunktionen nicht mehr beherrschte, wuchs ihr das Naturereignis über den Kopf. Vor zwei Monaten hatte sie für Mama einen Platz in einer Anstalt bekommen und zwar, wie ich erst jetzt erfuhr, in der Alterspsychiatrie.

Heute morgen war sie bei ihr gewesen. Es war kein Besuchstag, aber man hatte sie trotzdem hereingelassen. Sie ging zu dem Zimmer, in dem Mama jetzt lebte, öffnete die Tür und rief schon von der Tür aus Hallo Mamachen, ich bin's. Mama saß mit vier anderen Frauen an einem runden Tisch, hob den Kopf, drehte ihn ein wenig und sagte, wer ist denn da, bist du es Charlotte? Ja, sagte Charlotte, ich bin es, und Mama sagte oh, wie schön, daß du endlich kommst, hast du auch was zu trinken mitgebracht? "Sie will immer nur noch trinken", sagte Charlotte, "sie mag überhaupt nichts mehr essen, wahrscheinlich weil sie ihr Gebiß nicht mehr hat. Sie haben es ihr weggenommen, oder sie haben aufgehört, danach zu suchen, sie versteckt es ja doch immer wieder. Man hat ihr auch Anstaltskleidung gegeben, sie tragen dort alle Anstaltskleidung, es ist praktischer. Und die Haare haben sie ihr auch abgeschnitten. Ich habe mich richtig erschrocken, als ich sie wiedersah. Früher sah sie aus wie sechzig, heute

sieht sie aus wie neunzig. Sie sitzen den ganzen Tag um diesen runden Tisch herum und können sich ja gar nicht miteinander unterhalten, weil sie alle nicht mehr bei Verstand sind. Sie sitzen nur da und starren vor sich hin, nur eine ist dabei, eine dicke mit energischem Gesicht, die ununterbrochen jap, jap, jap macht, jap, jap, jap, jap, jap, jap, jap. Charlotte hörte überhaupt nicht mehr auf mit diesem jap, jap, jap, und ich kriegte eine fürchterliche Angst um sie.

Gegen Ende des Abends fing sie an, darauf zu drängen, daß ich Viktoria zu einem Essen bei ihr einlade. Sie wollte es nicht selbst machen, ich sollte es tun. Ich hatte sie vor ein paar Wochen, kurz vor meiner Zürichreise zusammen mit Viktoria ins Restaurant "Paris-Moskau", das frühere "Joseph" eingeladen, weil sie Viktoria unbedingt kennenlernen wollte und mir schon seit Monaten deswegen in den Ohren gelegen hatte. Für mich wurde es, wie ich schon vorher gewußt hatte, ein unersprießlicher Abend. Charlotte interessierte sich absolut nicht mehr für mich, sondern nur noch für Viktoria. Und dennoch war sie nicht zufrieden, weil wir uns nur in diesem Restaurant getroffen hatten und nicht bei ihr zu Hause. Sie war versessen darauf, berühmte Leute kennenzulernen und sie zu sich ins Haus zu locken, damit sie ihren Astralleib oder ich weiß nicht was dort ließen. Sie mäkelte den ganzen Abend an dem nicht gerade billigen Essen herum und behauptet, die Mücken im Garten des "Paris-Moskau" wären viel gemeiner als die in ihrem Garten.

Nun sollte ich Viktoria einladen, diese Woche noch. Ich sagte, Viktoria sei gerade in Schleswig-Holstein bei ihrer Mutter, und wenn sie zurückkäme, müßte sie wahrscheinlich ihren Umzug machen, aber Charlotte hörte überhaupt nicht hin. "Sollen wir Erasmus nicht auch einladen?" sagte sie.

Ich war dafür.

Am nächsten Tag versuchte ich, Viktoria bei ihrer Mutter zu erreichen, aber sie war schon wieder unterwegs nach Berlin. Also schrieb ich ihr einen Brief mit der Einladung für Samstag und legte meine Kurzgeschichte über den Besuch beim Verleger dazu. Kaum hatte ich den Brief eingeworfen, wurde ich unsicher wegen der Geschichte, lief nach Hause, las sie noch einmal durch, entdeckte zwei sinnentstellende Tippfehler und bekam einen Angstanfall. Ich überlegte, ob ich gleich noch eine korrigierte Fassung hinterherschicken sollte, ließ es dann aber doch.

Am Mittwoch rief Viktoria mich an. Sie hätte meinen Brief bekommen, sagte sie.

Ich dachte mit Scham und Schrecken an meine Kurzgeschichte und wollte etwas zu meiner Entschuldigung vorbringen. Ich räusperte mich, öffnete den Mund und bekam kein Wort heraus.

"Ja", sagte Viktoria, "ich habe die Erzählung gleich gelesen und dabei Tränen gelacht! Auch Jan-Philip hat sie gelesen und überhaupt nichts daran auszusetzen gehabt, obwohl er doch normalerweise an allem etwas findet."

Na also, dachte ich, ich hab's ja gewußt.

"Aber am Samstag kann ich nicht", sagte Viktoria. "Da bin ich schon verabredet."

"Und Freitag?"

"Freitag kann ich. Aber ich würde gern Jan-Philip mitnehmen, geht das?"

"Ich glaube schon", sagte ich. "Ich rufe dich wieder an."

Ich rief Charlotte an und fragte, ob es ihr auch am Freitag recht sei, und ob Viktoria Jan-Philip mitbringen dürfe, und sie sagte ja und wieder ja und nochmal ja, und ich konnte förmlich hören, wie sie dabei war, ihr Lebkuchenhaus so herzurichten, daß der Geist Viktorias für immer und ewig darin eingesperrt würde. Am Abend rief ich Erasmus an. Er saß gerade an seinem neuen Computer. "Er will nicht", sagte er, und ich hörte, wie er auf den Tasten herumhämmerte, "ich weiß nicht, was er hat, aber er will nicht!"

"Kommst du nicht rein?" fragte ich, obwohl ich keine Ahnung hatte, was das bedeutete. Erasmus hatte mir vor ein paar Wochen ebenfalls am Telefon vorgestöhnt, der Computer habe ein Lernprogramm, mit dessen Hilfe man lernen könne, mit ihm umzugehen, aber er könne mit dem Lernen nicht beginnen, weil er nicht reinkomme.

"Was?" sagte er.

"Ob du nicht reinkommst."

"Doch", sagte er und tippte weiter, "drin bin ich schon lange, aber irgendwas geht jetzt gerade nicht. Verflucht, verflucht!"

"Wir sind am Freitag bei Charlotte eingeladen", sagte ich.

"Was?" sagte er. "Davon weiß ich ja gar nichts."

"Deswegen rufe ich ja an. Kann ich Charlotte sagen, daß du kommst?"

"Wenn ich doch bloß die richtige Taste finden könnte", sagte er.

"Ich wollte dir übrigens mal die Kurzgeschichte schicken", sagte ich, "über unsere Amerikareise. Die anderen kennen sie alle, und wenn jemand zufällig davon anfängt, dann sitzt du wieder da und weißt nicht, wovon die Rede ist. Soll ich sie dir schicken?"

"Ich hab's", sagte er, "ich glaube, jetzt hab ich ihn, das ist doch ein verteufeltes Ding!"

"Soll ich sie dir nun schicken oder nicht?"

"Jaja", sagte er, "schick sie mir."

"Und Freitag?"

"Ist gut", sagte er, "ich komme mit der U-Bahn und hole dich ab."

"Verflucht", sagte Erasmus, als er am Freitagabend neben mir auf dem Beifahrersitz saß.
"Verflucht, verflucht!"

"Was ist", sagte ich, "schon wieder der Computer?"

Nein, sagte er, die Kurzgeschichte. Sie habe ihn doch sehr getroffen oder mitgenommen.

Um Gottes willen, dachte ich, jetzt habe ich wieder etwas angerichtet. Ich hatte ohnehin andauernd ein schlechtes Gewissen, entweder weil ich nichts schrieb, oder weil ich diese Geschichten schrieb, in denen meistens Leute vorkamen, die ich gut kannte. Sie erzählten mir irgendetwas im Vertrauen, und ich packte es in eine Kurzgeschichte.

"Ja", sagte Erasmus, "es ist hart, sehr hart. Man denkt, man ist ein liebenswürdiger Mensch, und plötzlich muß man sehen, daß man alles andere als liebenswürdig ist. Es hat mir ganz schön zu denken gegeben, gerade jetzt."

Er sagte nicht, warum gerade jetzt, und ich fragte ihn auch vorsichtshalber gar nicht, sonst säße ich jetzt doch nur wieder da und verriete auch noch das.

"Im übrigen hast du natürlich alles verfälscht", sagte er in einem Anfall von Auflehnung, "so wie du es geschrieben hast, war es nicht."

"Umso besser", sagte ich.

"Aber es war eben doch so ähnlich", sagte er und sank wieder in sich zusammen, "das ist das Verteufelte."

Viktoria und Jan-Philip standen schon auf dem Bürgersteig und warteten auf uns. Erasmus stieg aus und ließ sie auf den Rücksitz. "Reden wir nicht mehr darüber", sagte er. "N'en parlons plus!" Und er lachte.

"Worum geht's denn?" fragte Viktoria.

"Um seine Kurzgeschichte", sagte Erasmus.

"Erste Sahne!" sagte Jan-Philip. "Einfach spitzenmäßig."

"Ich bin entsetzt!" rief Erasmus theatralisch. "Entsetzt!"

"Tränen gelacht!" sagte Viktoria.

"Ja", sagte Erasmus immer noch im selben Tonfall, "aber auf meine Kosten! Alles auf meine Kosten!"

"Auf deine? Wieso?" sagte Jan-Philip.

Ja, sagte Erasmus, und er sei darin von mir als unsympathischer, kleinlicher, rundum mieser Mensch dargestellt worden. Aber bevor ich noch protestieren konnte, sprang Jan-Philip, der Erasmus' Mißverständnis inzwischen auch begriffen hatte, für mich ein. Im Gegenteil, sagte er, er habe die Geschichte gelesen, bevor er Erasmus kennengelernt habe, also bereits vor jenem Essen bei Viktoria, in dessen Verlauf es zu dem Tod einer Schildkröte gekommen war, und er habe nach der Lektüre durchaus kein negatives Bild von Erasmus gehabt.

"Das wundert mich", sagte Erasmus.

"Siehst du", sagte ich.

Das Eisengestänge in Charlottes Vorgarten war verschwunden. Wir gingen zur Haustür, und Charlotte rief irgendetwas aus der Küche heraus, was aber niemand verstand. Gleich darauf erschien sie freudestrahlend an der Haustür.

Alle hatten etwas mitgebracht. Viktoria und Jan-Philip einen Blumenstrauß, Erasmus kalifornische Apfelringe, in Erinnerung an unsere Amerikareise, wie er sagte, und ich eine saumäßig teure Flasche Tresterschnaps. Charlotte beachtete weder die Apfelringe noch den Tresterschnaps. Sie hatte nur Augen für Viktoria und ihre Blumen. Wir hatte gerade noch gescherzt, einer Frau mit einem solchen Garten Blumen mitbringen, heiße Eulen nach Athen tragen oder Kohlen nach Newcastle, und nun standen Erasmus und ich mit unseren Sachen da, als wären das die Eulen oder Kohlen. Wir stellten das Zeug auf den Flügel im Kaminzimmer und sahen zu, wie Charlotte mit dem Blumenstrauß im Haus herumtanzte, als hätte sie gerade aus der Hand der Herzogin von Kent die Wimbledon^aSchale empfangen. Sie bat mich, "die Vase mit dem großen Kragen" aus Mamas ehemaligem Zimmer zu holen, und ich dachte, jetzt muß ich auch noch für Viktorias Blumen die Treppen hinaufspringen. Ich holte die Vase, füllte sie mit Wasser, tat den Blumenstrauß hinein und stellte ihn auf den kleinen runden Tisch im Kaminzimmer. Charlotte nahm die Vase wieder weg und trug sie auf die Kommode im Eßzimmer. Wahrscheinlich dachte sie, Viktorias Geist wäre da hineingeschlüpft, und wollte ihn gut im Auge behalten. Das Feuer im Kaminzimmer war noch nicht angezündet, und es war lausig kalt. Wir standen herum und froren, und das im Hochsommer. Charlotte mixte für uns Drinks aus Gin, Martini und Bitter Lemon und machte sich dann daran, das Essen aufzutragen. Erasmus half ihr dabei.

Es gab Fischsuppe. Lachs, Aal, Forelle, Barsch. "Keine Nordseefische", sagte Charlotte.

Niemand wußte, warum sie das sagte.

"Warum keine Nordseefische?" fragte Erasmus, dem es, wie immer, köstlich schmeckte.

"Wegen der Würmer", sagte Charlotte.

"Würmer?" schrie Erasmus und ließ den Löffel fallen.

"Fadenwürmer", sagte ich.

"Aber nur in Nordseefischen", sagte Charlotte, offensichtlich unfroh, das Thema angeschnitten zu haben. Es war gerade durch die Presse gegangen, daß viele Nordseefische Würmer hätten, und die Leute ekelten sich auf einmal alle vor Fisch. "Die Presse bauscht alles auf", sagte Charlotte. "Mein armer Fischmann sieht schon ganz verhungert aus."

Ein billiges Essen demnach, dachte ich.

Viktoria hatte die meisten Gräten erwischt, ausgerechnet Viktoria. Immer wenn Charlotte ihr eine Frage stellte, schob sie ihren Mund vor und zerrte eine neue Gräte hervor. Charlotte entschuldigte sich tausendmal und sagte, sie hätten den ganzen nachmittag in der Küche gestanden und Gräten gepult. Viktoria wollte etwas Nettes dazu sagen, schob aber wieder nur den Mund vor.

Nach der Fischsuppe gab es Rouladen, Nudeln und Salat. Viktoria konnte die Rouladen nicht essen, weil sie eine Diät einhalten mußte. Charlotte machte ein Gesicht, als hätte sich alles gegen sie verschworen.

Erasmus fing wieder von der Geschichte über die Amerikareise an. Es sei alles verfälscht, sagte er noch einmal und behauptete, ich hätte die Wahrheit zugunsten der Pointe umgelogen. Ich sagte, ich hätte nichts umgelogen, und er sagte, doch du hast.

"Ich habe da eine These", sagte Jan-Philip und räusperte sich zweimal. Alle schauten ihn erwartungsvoll an. Die These stamme aus seiner Doktorarbeit, sagte er, oder aus der Doktorarbeit, die er schreiben werde, er habe nämlich gerade ein Stipendium gekriegt. Der Urgrund des Erzählens, so lautete die These, sei falsche Erinnerung, und zwar notwendig falsche Erinnerung. "Erinnern heißt fälschen", sagte er, "und erzählen heißt ebenfalls fälschen, und das Faszinierende ist nun aber, daß die Erzählung trotzdem Wahrheit haben kann." Er schaute Viktoria an, als erwarte er von ihr die Fortsetzung seines Gedankens, aber sie schaute nur erwartungsvoll zurück. Sie sah an diesem Abend sehr schön aus. Charlotte hatte ihr inzwischen das Du angeboten, und Viktoria hatte sie zu der Einweihung ihrer neuen Wohnung eingeladen, zu ihrer house warming party. Damit war für Charlotte der Höhepunkt erreicht. Auf Viktorias Fest würde sie weitere Berühmtheiten aus Kunst, Wissenschaft und Essayismus kennenlernen, die sie alle nacheinander in ihr Haus locken konnte, um ihre Geister oder was auch immer in Blumenvasen einzusperren.

Nach dem Essen hatte Viktoria die Idee, meine Geschichte über den Besuch beim Verleger vorlesen zu lassen, entweder von mir oder von Jan-Philip. Ich hatte ein ungutes Gefühl, als sie den Vorschlag machte, aber ich protestierte nicht, wahrscheinlich aus Eitelkeit. Ich erzählte sogar, wie es dazu gekommen sei, daß ich die Geschichte schrieb.

Der Verleger hatte versprochen, sowohl meine Kurzgeschichte über die Amerikareise zu veröffentlichen als auch meine längere Erzählung "Der Geburtstag", die gut in seine neue Taschenbuchreihe passen würde. Ich hatte ihm im Verlaufe des Gesprächs gestanden, daß ich Skrupel hätte und mich wie ein Verräter fühlte, wenn ich solche Geschichten, die keine reinen Phantasieprodukte wären, an die Öffentlichkeit brächte. Andererseits wußte ich auch keinen Ausweg, weil ich so gut wie gar nicht fähig sei, mir etwas auszudenken, wahrscheinlich, weil mich das bloß Ausgedachte nicht so interessierte.

"Ja und?" sagte er, "das macht doch nichts."

"Es geht auf Kosten der Personen, über die ich schreibe."

"Das gehört nunmal dazu."

"Meinen Sie?"

"Aber gewiß doch. Ich könnte Ihnen da eine ganze Reihe von Beispielen aus meinem eigenen Verlag anführen. Hier", sagte er und holte den Erzählungsband eines seiner Paradeautoren aus dem Regal, "hier ist sogar eine Geschichte, in der ich selbst vorkomme. Es ist zwar nichts von alledem genauso vorgefallen, wie es der Autor geschrieben hat, es hat diesen Verlagsausflug in den Rotlichtbezirk von Paris natürlich nie gegeben, aber die Figuren sind höchst treffend charakterisiert, das kann ich bestätigen, obwohl ich gar nicht mal so gut dabei wegkomme."

Und doch hat es mir nichts ausgemacht, so karikiert zu werden, im Gegenteil, ich fühlte mich sogar geschmeichelt, zur literarischen Figur gemacht worden zu sein. Andere dagegen..."

In diesem Augenblick hatte ich beschlossen, die Geschichte zu schreiben. Es ist wie ein Auftrag, hatte ich gedacht.

Wir gingen hinüber ins Kaminzimmer, machten das Feuer und ließen uns von Charlotte Kaffee servieren. Erasmus holte die kalifornischen Apfelringe, schüttete sie in ein Porzellanschälchen, und wir probierten sie. Es war Trockenobst mit Bitterschokolade überzogen und schmeckte scheußlich, aber da jeder bestrebt war, so zu tun, als wären sie geradezu das köstlichste von der Welt, war das Schälchen bald leer. Ich öffnete nun auch die Flasche mit dem Tresterschnaps, holte Gläser aus der Vitrine und schenkte sie voll. Viktoria nahm derweil, wie angedroht, das Manuskript meiner Verlegergeschichte aus ihrer Handtasche, gab es Jan-Philip und hieß ihn vorlesen.

"Wann schickst du sie ihm?" sagte sie anschließend.

"Dem Verleger?"

"Ja", sagte sie, "schick sie ihm doch. Er muß sich doch geschmeichelt fühlen, weil du ihn zur literarischen Figur gemacht hast."

Na schön, dachte ich, warum eigentlich nicht?

Wir tranken noch ein bißchen Tresterschnaps, verabschiedeten uns von Charlotte, und ich fuhr Viktoria und Jan-Philip und dann auch noch Erasmus nach Hause.

Am nächsten Morgen nahm ich einen Briefumschlag, tat die Kurzgeschichte hinein und schickte sie dem Verleger.

Drei Wochen später bekam ich einen Brief von ihm. Nie habe er etwas so Peinliches und Peinigendes gelesen wie diese Geschichte, schrieb er mir. Er würde mit einem solchen Verleger nichts zu tun haben wollen.

Gut, dachte ich, das war's dann wohl.

Erasmus liebt

Ein Jahr lang habe ich all denen, die mich mit der Frage "Was schreibst du gerade?" in Verlegenheit zu bringen pflegten, geantwortet, ich schreibe überhaupt nicht mehr, nie wieder, ich hätte es aufgegeben, ein für alle Mal. An dieses Gelübde, würde ich mich auch heute noch halten, wenn ich nicht gestern abend wieder einmal mit Erasmus bei Charlotte B. zu Gast gewesen wäre, und wenn er nicht im Verlaufe dieses Abends eine so ungewöhnliche Geschichte erzählt hätte, daß ich mir, noch während er dabei war, sie zu erzählen, im stillen gelobte, von diesem Abend zu berichten.

Durch die große Glastür sehe ich, wie er durch den Schnee des Vorgartens stapft und, als er bemerkt, daß ich ihn beobachte, sein liebeswürdigstes Lächeln aufsetzt. Er trägt einen weißen Wollmantel und auf dem Kopf eine graue Fischgratschiebermütze. Ich öffne die Tür und lasse

ihn herein. Er habe um Sekunden seinen Zug verpaßt, sagt er bedauernd, sonst wäre er pünktlich gewesen, ja, überpünktlich, nämlich fünf Minuten zu früh, anstatt, wie der Blick auf seine Uhr ihm zeige, eine Viertelstunde zu spät. Das liege daran, daß die Züge nur im Abstand von zwanzig Minuten führen, nicht häufiger. Genaugenommen sei er, obwohl der Anschein gegen ihn spreche, nur um wenige Sekunden zu spät, und zwar um jene Sekunden, um die er den Zug verpaßt habe. Das bitte er mich, bevor ich ihm Vorwürfe mache, tunlichst zu bedenken.

"Wer bin ich, daß ich dir Vorwürfe machen könnte", sagte ich, - und in diesem Augenblick kam Charlotte B. aus der Küche, strahlte Erasmus an und reichte ihm die Hand. Erasmus ergriff sie mit seiner Rechten und führte sie an seine Lippen. Dabei behielt er seine Fischgrätschiebermütze auf. Warum? Aus Unhöflichkeit oder Unwissenheit? Nein. Wenn jemand weiß, was sich gehört, und darauf achtet, dann Erasmus. Der Grund dafür, daß er beim Handkuß seine Fischgrätschiebermütze aufbehielt, war, daß er keine Hand mehr freihatte, um sie abzunehmen. In seiner Linken trug er nämlich als Mitbringsel eine Flasche Wein, was ich im stillen etwas unpassend fand, da Charlotte bekanntermaßen über einen gut gefüllten und gut sortierten Weinkeller verfügt. Sie wollte von der Flasche auch nichts wissen, nicht viel wenigstens, sonst hätte sie sie Erasmus abgenommen und ihm damit ermöglicht, mit der Linken seine Mütze abzunehmen, während er mit seiner Rechten ihre Hand an seine Lippen führte. Da es aber nicht so kam, entschuldigte er sich für diesen unvermeidbaren Formfehler wie auch für seine kleine Verspätung, die zwar den Anschein habe, als handele es sich um eine volle Viertelstunde, die aber in Wahrheit nicht mehr als die Verspätung um wenige Sekunden sei; denn die Schlußlichter des Zuges, mit dem er, wenn er ihn erwischt hätte, zwanzig Minuten früher hier gewesen wäre, habe er noch deutlich gesehen.

Charlotte B., die eine lange schwarze Hose und ein ebenso schwarzes, raffiniert geschnittenes Oberteil trug, gab vor, das alles überhaupt nicht zu entschuldigen, sondern untröstlich und tief gekränkt zu sein, woraufhin beide in ein übertriebenes und kokettes Lachen ausbrachen. Schließlich bat Charlotte Erasmus, seinen weißen Wollmantel und seine Fischgrätschiebermütze abzulegen. Er aber war noch nicht dazu bereit. Er hatte die Flasche Wein, eine sogenannte Scheurebe, in der Hand und wollte sie loswerden, aber nicht nur sie, sondern auch die Worte, die er sich dafür zurechtgelegt hatte. Ich sah sehr deutlich, daß Charlotte noch immer nichts davon wissen wollte, weder von der Scheurebe, noch von den Worten, Erasmus aber sah es nicht (denn der Akteur ist oftmals blind gegenüber dem, was für den Zuschauer offenbar ist), oder er sah es und tat nur so, als sähe er es nicht, das konnte ich nicht erkennen (denn der Zuschauer ist oftmals blind gegenüber dem, was im Akteur tatsächlich vorgeht), jedenfalls beharrte er darauf, die Flasche zu überreichen, bevor er Mantel und Mütze ablegte. Diese Flasche Wein, sagte er, habe er nicht gekauft, sondern geschenkt bekommen, aber damit sei sie als Mitbringsel nicht, wie man vielleicht denken könnte, weniger wert sondern eher mehr als eine bloß gekaufte Flasche. Sie stamme nämlich aus einer Geschenksendung, die er von einem Weinhändler bekommen habe, als Dank für einen kleinen Dienst, den er ihm erwiesen habe. Dieser Weinhändler veranstalte nämlich von Zeit zu Zeit auf den Gewässern dieser Stadt, auf dem Wannsee, dem Tegeler See und der Havel Verkaufsfahrten mit großen oder kleinen Ausflugsdampfern, und während dieser Fahrten werde das Publikum aus Lautsprechern mit Informationen über Preis und Qualität verschiedener Weine versorgt, und zwar von einem Tonband aus. So ein Tonband habe er, Erasmus, für den Weinhändler besprochen, und als Dank dafür habe dieser ihm eine Sendung Wein zukommen lassen, aus welcher auch diese, hiermit überreichte Flasche herrühre. Sie sei dadurch, daß er sie mit dem Zauber seiner Stimme verdient habe, sicherlich viel mehr wert als jede noch so kostbare gekaufte Flasche und komme außerordentlich von Herzen. Bittesehr!

"Dankeschön", sagte Charlotte, stellte die Flasche achtlos beiseite und begab sich in die Küche.

Nicht ohne Grund habe ich hervorgehoben, daß es sich bei dem von Erasmus mitgebrachten Wein um eine Scheurebe handelte. Ein Riesling wäre mir egal gewesen, die Scheurebe aber ist eine Weinsorte, an die ich nicht zu denken vermag, ohne zugleich mit Wehmut an Andrea zu denken. Erst dadurch, daß ihr Vater, wie sie oft hervorhob, die Scheurebe besonders liebte, und sie mir, wenn sie nach Hause in die Pfalz fuhr, fast jedesmal ein paar Flaschen Scheurebe mitbrachte, und zwar mit einer Geste, als handele es sich um eine Kostbarkeit, die ich im Grunde kaum verdient hätte -, erst dadurch ist mir die Scheurebe zum Begriff geworden. Nachdem Charlotte die Worte und den Wein empfangen hatte und in der Küche verschwunden war, entledigte sich Erasmus seines Wollmantels sowie seiner Fischgratschiebermütze und hängte beide in der Garderobe auf.

Jetzt verstehe ich, warum er eine solche Mütze trägt! schoß es mir durch den Kopf. Nie hatte ich begreifen können, warum jemand, wenn er schon eine Mütze trägt, was ich zeit meines Lebens nur mit äußerstem Widerwillen getan habe, nicht wenigstens etwas aufsetzt, das die Ohren wärmt. Wozu eine Mütze aufsetzen oder einen Hut, wenn dadurch nicht die Ohren bedeckt werden, hatte ich immer gedacht, das hat doch keinen Sinn. Aber wenn einem, dachte ich jetzt, so nach und nach die Haare auszufallen drohen oder wirklich ausfallen, dann braucht man eine Kopfbedeckung nicht nur, um seine Ohren zu schützen, sondern auch, um an der blanken Kopfhaut nicht zu frieren. Dieser Gedanke kam mir wie eine Erleuchtung.

"Gefällt mir", sagte Erasmus, nachdem er sich gründlich in dem Zimmer umgeschaut hatte, in dem ich bereits eine Viertelstunde tatenlos herumgesessen und eine oder zwei Zigaretten geraucht hatte. "Gefällt mir sogar besser als in der alten Wohnung."

"Findest du?"

"Ja", sagte er, "du nicht?"

"Nein", sagte ich, "ich fand die alte schöner."

Noch bis zum Sommer hatte Charlotte das ganze Haus bewohnt. Sie hatte es - es lag in einem der schönsten Wohnviertel der Stadt - von ihrem verstorbenen Mann, einem Frauenarzt, geerbt und im Laufe der Jahre wechselnde Untermieter gehabt. Bis vor einem Jahr hatte auch noch ihre alte Mutter, Mama, bei ihr gewohnt. Nachdem Mama in ein Pflegeheim gekommen war, hatte Charlotte sich entschlossen, das Haus so umbauen zu lassen, daß der größere Teil von ihrem ältesten Sohn mit seiner Familie bewohnt werden und sie selbst sich in den kleineren Teil auf ihr, wie sie gelegentlich nicht ohne Anflug von Trauer sagte, Altenteil zurückziehen konnte. Das Zimmer, in dem wir uns befanden und das Erasmus so gut gefiel, war die ehemalige Garage. Nun war es ein mit Biedermeiermöbeln ausgestattetes Wohn- und Eßzimmer, woran sich eine winzige Garderobe anschloß, sowie die ebenfalls sehr kleine Küche, in der Charlotte gerade die Sauce für die Ente

zubereitete.

Es fiel mir schwer zu glauben, daß Erasmus meinte, was er sagte, als er diese neue Wohnung höher schätzte als die alte. Hätte er es zu Charlotte gesagt, dann hätte ich angenommen, es handele sich um den Versuch, sie mit einer schönen Lüge über ihre ohnehin nicht mehr zu

ändernde Wohnsituation hinwegzutrusten, aber da Charlotte gerade in der Küche beschäftigt war und er es nur zu mir sagte, mußte ich annehmen, daß ihm die neue Wohnung tatsächlich besser gefiel, und sofort wurde ich unsicher und fragte mich, ob er nicht vielleicht recht hätte.

Auf einem kleinen, bunt bemalten Holztablett brachte Charlotte den Apéritif herein. Er schmeckte nach Gin.

"Es schmeckt nach Gin", sagte Erasmus, nachdem er einige Male mit der Zunge geschnalt und den Kopf hin und hergewiegt hatte.

"Kein Wunder", sagte Charlotte, "es ist Gin drin."

"Dann allerdings", sagte Erasmus. Er würde sich jetzt übrigens gern etwas frisch machen. Er wisse nur nicht wo. Er kenne sich ja in dieser Wohnung, die ihm, nebenbei bemerkt, noch schöner

und sogar gemütlicher vorkomme als die andere, noch nicht aus.

"Gut", sagte Charlotte, "dann mache ich jetzt eine Führung."

Sie bat mich, die Zigarette, die ich mir gerade angezündet hatte, wieder auszumachen; denn daß in ihren oberen Räumen, wo sie ihr Schlafzimmer habe, geraucht werde, wolle sie nun doch nicht. Da ich die neue Wohnung aber schon in all ihren Winkeln besichtigt hatte; denn ich hatte mit Charlottes Sohn und seinem chinesischen Freund Herrn Li zusammen einige Schränke geschleppt und aufgestellt und dabei das chinesische Wort für "paßt genau" gelernt, gang gang ching, zog ich es vor, auf die Führung zu verzichten und bei meiner Zigarette zu bleiben.

Als die beiden den Raum verlassen hatten, ergriff mich eine tiefe Müdigkeit. Wie so oft fragte ich mich auch diesmal, warum ich meine Wohnung überhaupt verlassen und mich unter Menschen begeben hatte, zumal zu einem solchen gesellschaftlichen Ereignis wie einem Essen bei Charlotte B., das für mich weniger einen kulinarischen Genuß als eine Verhaltens-Anstrengung bedeutete. Ich hatte auch, kaum daß Erasmus durch die Glastür eingetreten und von Charlotte begrüßt worden war, das untrügliche Gefühl, er sei der eigentlich ersehnte und gern gesehene Gast, während ich nur der nötige Zaungast dafür war, daß Charlotte unbefangen mit Erasmus Scherz treiben und Komplimente austauschen konnte. Denn ohne mich, ohne meine Anwesenheit als Zuschauer, würden die beiden anders miteinander umgehen und wären bei weitem nicht so ausgelassen, dachte ich, als ich im Sessel sitzend meine Zigarette rauchte und von oben herab, durch Wände und Decken ihre Schritte und ihr Lachen hörte, ich bin es, der es ihnen erlaubt, hemmungsloser oder, was ja nur ein anderes Wort dafür ist, schamloser miteinander umzugehen. Wäre ich nicht da, dann müßten sie als ihre eigenen Zuschauer sich selbst beobachten und kontrollieren und wären nicht so frei. Aber, fragte ich mich gleich darauf, was ist es denn schon, was sie tun, und was sie besser lassen sollten? Sie lachen und scherzen und kokettieren ein bißchen miteinander, das ist alles! Ich bin nur neidisch und eifersüchtig, wie ich es immer bin, wenn andere lachen und ihren Spaß haben, und wie ich es niemals bin, wenn ich selber lache und meinen Spaß habe! Aber das ist es eben, dachte ich, der Spaß von gestern zählt heute schon nicht mehr, und für Gefühle gibt es weder Bank noch Safe. Und ich verurteilte mich für meinen Neid und meine Eifersucht und wollte mir gleichzeitig einreden, ich hätte sie gar nicht. Dadurch aber wurde alles nur noch schlimmer; denn ein Gefühl, das verurteilt oder geleugnet und nicht anerkannt wird, verhält sich nicht anders als ein Staat oder ein Volk, das verurteilt oder geleugnet und

nicht anerkannt wird: Es tut alles, um auf sein Daseinsrecht zu pochen. Als Charlotte nach einer Weile allein zurückkam, da Erasmus noch ins Bad gegangen war, hatte ich daher alle Mühe, meinem Gesicht ein Lächeln abzurufen.

Charlotte schien davon nichts zu bemerken. Wir trugen zusammen die Vorspeise auf, Lachs mit Dillsauce, und ich entkorkte den Wein. Einen Riesling. Dann setzten wir uns zu Tisch und warteten auf Erasmus. Es war ein langes, quälendes Warten. Wir tranken schon etwas Wein und aßen vom Baguette mit Butter, um unsere Magennerven zu beruhigen, aber den Lachs rührten wir nicht an. Nicht bevor Erasmus kam. Wann würde er kommen? Und wo war er? Immer noch im Badezimmer oder schon auf dem Weg zu uns? Abwechselnd schauten wir nach oben und lauschten, als wären wir imstande, durch die Wände hindurch zu sehen oder zu hören, wie weit er sei und wann er zu uns herabsteigen würde, und da er uns mit seiner Abwesenheit so auf die Folter spannte, daß wir an gar nichts anderes mehr denken konnten als an ihn, war es nicht sehr verwunderlich, daß wir begannen, über ihn zu reden.

"Was macht er nur solange?" sagte Charlotte. "Er ist doch, wie ich hoffe, nicht hierher gekommen, um zu baden?"

"Ich nehme an, er schminkt sich."

"Er schminkt sich?!" rief Charlotte entsetzt. "Seit wann denn das?"

"Schon immer."

"Was? Das wußte ich ja gar nicht."

"Doch, doch", versicherte ich und begann, ihr von dem Streit zu berichten, den ich noch in diesem Sommer auf unserer gemeinsamen Portugalreise mit ihm auszufechten gehabt hatte. Mir war aufgefallen, daß er sich schminkte, und ich hatte ihn darum gebeten, es zu lassen. Mußte ich denn nicht fürchten, von den übrigen Feriengästen der Bungalowanlage, in der wir uns eingemietet hatten, für schwul gehalten zu werden? Erasmus aber weigerte sich, auf meine Bitte einzugehen. Er schminke sich so dezent, daß niemand es bemerke, sagte er.

"Wozu machst du es dann überhaupt?" sagte ich.

"Damit es wirkt", sagte er. "Das ist ja gerade die Kunst: zu wirken, ohne die Mittel zu offenbaren, mit denen man die Wirkung erzielt."

"Das ist nicht Kunst, das ist Zauberei", sagte ich. Abgesehen davon hätte ich, auch wenn es niemand bemerkte oder zu bemerken schien, ein ungutes Gefühl dabei, allein schon, weil ich wüßte, daß er geschminkt sei. Und das wüßte ich nunmal.

"Ja, aber nur weil ich es dir verraten habe", sagte er.

Das war, wie ich Charlotte im Vertrauen sagte, die Wahrheit. Tatsächlich hatte unser Streit nicht damit begonnen, daß mir etwas aufgefallen war, sondern damit, daß mir nichts aufgefallen war. Beiläufig hatte ich ihn gefragt, ob er sich gelegentlich noch schminke? Er hatte seine Brille abgenommen, war mit dem Zeigefinger am rechten Augenlid entlanggefahren und hatte mir den feinen, nur dem schon eingeweihten Auge sichtbaren Lidstrich gezeigt. Erst von da an war ich nicht mehr imstande gewesen, ihn zu übersehen. Unser Streit hatte damit geendet, daß Erasmus versprach, sich für die Zeit, die wir in Portugal

zusammen waren, nicht mehr zu schminken, und daß ich es, als er es zwei Tage später doch wieder tat, stillschweigend übersah.

Ich war gerade mit meiner Portugalerzählung am Ende, als Erasmus die Treppe herunterkam und sich zu uns an den gedeckten Tisch setzte, aus beiden Augen strahlend, blitzend.

"Ich sehe, Sie haben sich für uns etwas zurechtgemacht", sagte Charlotte.

"Für Sie!" säuselte Erasmus, "nur für Sie!"

Dann machte er sich mit seinem immer guten Appetit über den Lachs her, und da dies nicht erst gestern, sondern vor nunmehr einer Woche geschah, habe ich vergessen, was sonst noch alles gesprochen und gescherzt wurde, bis wir die Ente vollständig verspeist hatten und Erasmus, nachdem ich um Erlaubnis gebeten hatte, mir eine Zigarette anzünden zu dürfen, mit der Erzählung seiner Liebesgeschichte begann.

Nein. Bevor ich ihn damit beginnen lasse, muß ich noch dem Erstaunen Ausdruck verleihen, das mich ergriff, als ich gewahr wurde, daß Erasmus sich allen Ernstes anschickte, von der Liebe zu reden, und zwar nicht nur im allgemeinen oder im Hinblick auf irgendwelche anderen Personen, was er schon immer gern getan hatte, sondern wirklich und, wie es schien, wahrhaftig von der eigenen! Er, der die Liebe immer zum Geheimnis erklärt hatte, das nur die Liebenden allein etwas angehe und niemanden sonst! Wie oft war es in den vergangenen Jahren vorgekommen, daß ich ihm, obwohl ich wußte, daß er mich dafür verachten würde, von meinen Liebeshändeln alles oder doch beinahe alles offenbart hatte, weil ich die Spannung nicht mehr aushielt, oder weil mich gar nichts anderes mehr interessierte, so daß Erasmus, wenn wir uns in einem Restaurant beim Essen gegenübermaßen, kaum noch eine andere Wahl hatte, als darauf einzugehen! Er tat es allerdings nicht ungerne. Zwar propagierte er das Schweigen und die Geheimhaltung in solchen Dingen, doch wenn ein anderer sich dazu bereitfand, sein Geheimnis auszulaudern, hielt er ihn keineswegs davon zurück. Im Gegenteil. Oft war er es, der mich dazu ermutigte, von der Leidenschaft, die mich gerade fesselte, zu berichten, und manchmal hatte ich den Verdacht, er provoziere mein Reden, um sich sein Schweigen zu erkaufen, und wenn es mir gelänge, nicht zu reden, würde er vielleicht damit beginnen. Umso erstaunlicher war es jetzt für mich, daß Erasmus, nachdem wir bei Charlotte die Flugente vernascht hatten, ganz unvermittelt damit begann, von einer Liebe zu erzählen, die ihn seit ungefähr fünf Jahren, mal mehr, mal weniger brennend beschäftige, und zwar zu einer Frau, deren Namen er nicht kenne, von der er aber sehnlichst wünschte, daß sie jetzt hier mit uns am Tische säße.

"Wie bitte?" sagte Charlotte, ihn in ungewohnter Heftigkeit unterbrechend, "Sie sind seit fünf Jahren in diese Frau verliebt und kennen ihren Namen nicht?"

"Nein", sagte Erasmus, "weder den Namen, noch die Adresse, noch die Telefonnummer. Ich weiß gar nichts über sie."

"Und dennoch halten Sie ihr die Treue?"

"Hätte ich es doch getan!" rief Erasmus aus, indem er die Hände rang und den Blick zum Himmel richtete. "Aber leider, leider! Heute, wo es längst zu spät ist, weiß ich, daß ich es hätte tun sollen. Wäre ich ihr treu geblieben, das heißt, wäre ich mir selber treu geblieben, dann, ja, dann - wer weiß? - dann säße sie vielleicht in diesem Augenblick hier mit uns am Tisch und wartete, wie ich, gespannt darauf, was für eine köstliche Süßspeise es wohl geben

mag. Vielleicht gar wieder dieses raffinierte alkoholgetränkte Zeug mit dem englischen Namen, den ich mir immer nicht merken kann? Wie hieß es doch nochmal?"

"Trifle", sagte ich.

"Trifle", sagte Erasmus, und ich konnte deutlich hören, wie ihm das Wasser sturzbachartig im Munde zusammenlief.

"Nein", sagte Charlotte, "trifle gibt es heute ausnahmsweise nicht. Ich hoffe, Sie sind darüber nicht allzu sehr enttäuscht!"

"Kein trifle", sagte Erasmus und spitzte ein wenig schmollend den Mund: "Oh!"

Aber als er sah, wie Charlotte fürchtete, sie könne dadurch, daß sie nicht die erwartete Süßspeise zubereitet hatte, den Erfolg, den sie mit ihrem Lachs in Dillsauce sowie der Flugente mit Rotkohl und Petersilienwurzeln errungen und schon sicher geglaubt hatte, wieder verspielt haben, nahm er erneut ihre Hand, küßte sie auf die galanteste Art und sagte: "Ich weiß, Sie verstehen sich auf die Zubereitung jeder Art von Süßspeise! Aber bitte, spannen Sie uns nicht länger auf die Folter! Was ist es, worauf ich mich jetzt schon freuen kann?"

"Sie sind sehr neugierig, mein Lieber", sagte Charlotte geschmeichelt - sei es nun, weil Erasmus so leidenschaftlich hinter ihrer Hand, sei es, weil er nicht weniger leidenschaftlich hinter ihrer Süßspeise her war - "ich habe aber den Verdacht, sie wollen von ihrer Geschichte ablenken. Wie haben Sie ihre unbekannte Schöne denn nun kennengelernt?"

"Wer ist hier neugieriger", sagte Erasmus, "Sie oder ich?"

"Wo ist sie Ihnen denn begegnet?" fragte Charlotte unbeirrt weiter. "Auf der Straße, im Theater, in einem Café?"

"Weder noch", sagte Erasmus, "sondern - natürlich - wo?"

"In der Stabi", sagte ich.

"In der Staatsbibliothek?" sagte Charlotte. "Wie romantisch!" "Oh, spotten Sie nur über die Staatsbibliothek", sagte Erasmus. "Sie ahnen nicht, was sich dort alles abspielt. Ich kenne manches Paar, das sich an diesem Ort gesehen, gefunden und wohl am Ende noch verheiratet hat."

"In der Staatsbibliothek?"

"Sei nicht so spitzfindig", sagte Erasmus.

"Schön", sagte Charlotte, "wie war es denn aber nun bei Ihnen? Sie haben sie gesehen und waren sofort entflammt?"

"Nein", sagte Erasmus, "im Gegenteil. Aber lassen Sie mich die Geschichte von Anfang an erzählen."

Es tut mir leid, aber ich muß die Erzählung unterbrechen, und zwar aus aktuellem Anlaß. Ich habe mich heute abend mit Erasmus zum Essen getroffen, und ich frage mich, wie ich das verschweigen soll, wo ich doch gerade von ihm rede. Soll ich so tun, als beschäftigte mich nur der vergangene und nicht auch der gegenwärtige Erasmus? Nur der längst vergangene und nicht auch der gerade eben erst gegangene? War denn der, der mich heute abend, wie immer mit Verspätung, abholte, um mit mir in einem italienischen Restaurant zu speisen, ein anderer als der, von dem ich nun schon einiges berichtet habe? Nein. Und außerdem kam er selbst - und zwar ohne daß ich ihn dazu verleiten mußte! - noch einmal auf seine Liebesgeschichte zu sprechen. Ist das nicht ein sonderbarer Zufall? Nein? Nun, wie auch immer: Er habe die Geschichte inzwischen noch in einer anderen Runde erzählt, sagte er, und eine der anwesenden Damen habe ihn daraufhin am nächsten Tage noch einmal angerufen und gesagt, das sei ja eine tragische Geschichte. Darüber sei er sehr erstaunt gewesen. Ob die Geschichte tragisch sei? Ob ich sie so empfunden hätte? fragte er. Er selber empfinde sie durchaus nicht als tragisch und habe sie auch nicht als eine tragische erzählen wollen, eher als eine amüsante, vielleicht nicht gerade zum Lachen aber doch zum Lächeln reizende. Er habe sie in jener Runde aber auch nicht ganz so schön erzählt wie an unserem Abend bei Charlotte B., er habe zu spät damit angefangen und sich, weil alle schon im Aufbruch gewesen seien, zu wenig Zeit dafür genommen. Man müsse sich für eine solche Geschichte Zeit nehmen, sonst gehe das Wesentliche verloren.

Ich knipelte an meinen Fingernägeln und dachte, wenn du wüßtest! Wenn du wüßtest, daß ich gerade dabei bin, deine Geschichte aufzuschreiben! Du würdest mir dein leichtfertiges, ja, schon sträflich zu nennendes Vertrauen auf der Stelle entziehen! Und doch müßtest du gewarnt sein - von allen Kreaturen auf dieser Erde am meisten du! Habe ich denn nicht schon einmal eine Geschichte über dich geschrieben und sogar veröffentlicht, die Kurzgeschichte über unsere Amerikareise? Und hat es dich nicht damals schwer getroffen? Wieso hältst du es nicht für möglich, ja, wahrscheinlich, daß ich so etwas wiedermache? Nur weil ich vor einem Jahr verkündet habe, ich wolle nicht mehr schreiben, nie, nie wieder?

Aber andererseits dachte ich, ich muß mich beeilen, die Geschichte zu Papier zu bringen, sonst hat Erasmus sie am Ende selbst schon überall herumerzählt, und niemand interessiert sich mehr dafür. Also:

Erasmus hielt sein Glas in meine Richtung, damit ich von Charlottes Riesling noch etwas nachschenkte, und sagte: "Der Anfang liegt, wie oft bei derartigen Geschichten, im Dunkeln. Ich wüßte nicht zu sagen, wann ich damit begonnen hätte, mein Herz an diese Frau zu hängen. Als ich sie das erste Mal sah, war sie mir - nun, nicht gerade zuwider, zuwider wäre ein zu hartes Wort, aber doch, wie soll ich sagen? - lästig, ja, das schon. Um das zu verstehen, muß man freilich wissen, wie es in der Staatsbibliothek zugeht." Er nahm einen Schluck Wein und wandte sich an Charlotte: "Ich weiß nicht, waren Sie schon einmal in der Staatsbibliothek?"

"Ich? Nein, bewahre!" sagte Charlotte.

"Dann erlauben Sie mir dazu eine kurze Anmerkung."

"Aber wirklich nur eine kurze!" sagte Charlotte.

"Wie man sich denken kann", fuhr Erasmus fort, "ist die Staatsbibliothek ein Ort, an dem äußerste Ruhe erwünscht ist, vor allem im Lesesaal, und in diesen muß ich Sie versetzen, wenn ich Ihnen meine erste Begegnung mit der jungen Dame, deren Namen ich nicht kenne und möglicherweise niemals erfahren werde, schildern soll."

"Nennen wir sie einfach die Namenlose", schlug Charlotte vor.

"Wie schwer es mir doch fällt, mich damit abzufinden!" seufzte Erasmus.

"Das sollen Sie ja gar nicht", sagte Charlotte.

"Ich täte aber besser daran!" sagte Erasmus demutsvoll.

"Das können Sie natürlich selbst am besten beurteilen, mein Lieber", sagte Charlotte, "aber brechen Sie mir bitte nicht vor Schmerz zusammen, bevor Sie nicht von meiner Süßspeise gekostet haben."

"Die Süßspeise!" rief Erasmus entzückt. "Die hätte ich jetzt fast vergessen. Was ist es? Vielleicht Mousse au Chocolat?"

"Nennen wir sie auch die Namenlose", sagte Charlotte.

"Dann muß es etwas ganz besonders Köstliches sein", sagte Erasmus, "und ich will mich beeilen, mit meiner Geschichte fortzufahren, damit ich bald in den Genuß dieser namenlosen Köstlichkeit komme. Wo war ich stehengeblieben?"

"In der Staatsbibliothek", sagte ich.

"Wie denn auch anders!" sagte Erasmus. "Ich bin ja inzwischen so gut wie zu Hause. Vor wievielen Jahren habe ich dort mein Lager aufgeschlagen? Vor sieben? Ja, vor sieben. Sieben Jahre Staatsbibliothek! Und es ist nicht abzusehen, daß ich diesen Ort jemals wieder verlasse. Es ist, als hielte mich ein unbekannter Zauber darin fest. Als wäre die Staatsbibliothek ein magischer Kreis, aus dem ich mich mit eigenen Kräften nicht zu befreien vermöchte."

"Führt das nicht doch ein wenig vom Thema ab?" fragte Charlotte.

"Es scheint so", sagte Erasmus, "aber Sie werden sehen, daß dieser Umstand von zentraler oder doch - ich will nicht übertreiben - von nicht zu unterschätzender Bedeutung für unsere Geschichte ist. Wäre es weniger selbstverständlich für mich gewesen, daß ich nicht nur die vergangenen sieben Jahre in der Staatsbibliothek zugebracht habe, sondern auch die kommenden sieben Jahre dort zubringen werde, und hätte ich nicht, wie so viele Menschen, die fatale Neigung, anzunehmen, daß, was für mich gilt, auch für andere gelten muß, dann, ja, dann - aber ich greife vor."

"Wollen Sie damit sagen, Sie hätten geglaubt, auch Ihre Namenlose werde noch die nächsten sieben Jahre in der Staatsbibliothek zubringen?" sagte Charlotte.

"Ich wollte damit sagen, daß ich das erst später sagen wollte", sagte Erasmus. "Es fällt mir offenbar nicht leicht, meine Geschichte - die übrigens noch gar keine Geschichte ist; ich bemühe mich ja gerade erst, aus einem bloßen Durcheinander von Empfindungen eine Geschichte zu machen - es fällt mir nicht leicht, dies alles der Reihe nach zu erzählen, ohne immer wieder abzuschweifen, vorzugreifen oder an etwas anderes zu denken, wie zum Beispiel an die Süßspeise, die -"

"Nein, nicht schon wieder!" sagte Charlotte streng.

"Also gut", sagte Erasmus, "die Staatsbibliothek! Es gibt für den Benutzer der Stabi drei Möglichkeiten, sich zum Studium niederzulassen: Erstens die offenen Tische, an denen man mit einigem Abstand neben den Anderen oder ihnen gegenüber sitzt; zweitens die geschlossene Kabine, in der man seine Bücher auch über Nacht liegen lassen kann; und drittens eine Zwischenform zwischen diesen beiden Extremen, nämlich den Tisch mit einer darauf gestellten weißen Sichtblende, die den Studierenden gegen die Blicke der anderen schützt und auch die eigene Konzentration erhöht. Man ist dort nicht abgeschlossen, aber man fühlt sich so. Diese dritte Form ist die, die ich gewöhnlich bevorzuge, allein schon, weil sie mir erlaubt, von Zeit zu Zeit meine Arme auf dem Tisch zu verschränken, meinen Kopf darauf zu legen und ein wenig - nun..."

"Einzunicken", sagte ich.

"Auszurufen", sagte Erasmus.

"Nun erzählen Sie mir aber nicht, Sie hätten von ihrer namenlosen Schönen nur geträumt", sagte Charlotte.

"Wer weiß?" sagte Erasmus. "Und sollten wir den Traum denn geringer schätzen als die sogenannte Wirklichkeit?"

"Das tun wir doch alle, mein Lieber, sie nicht weniger als wir!"

"Ich? Ja, wie? Wie kommen Sie darauf?"

"Wollen Sie von meiner Süßspeise bloß träumen oder wollen Sie sie wirklich essen?"

"Das ist nicht fair!" rief Erasmus. "Das ist kein Argument, das ist Erpressung!"

"Haben Sie von Ihrer namenlosen Schönen nur geträumt oder ist sie aus Fleisch und Blut?"

"Sie ist so sehr aus Fleisch und Blut, wie ich hoffe, daß Ihre Süßspeise -

"Also, die ist ganz bestimmt nicht aus Fleisch und Blut", rief Charlotte angewidert aus.

"Nun, wie auch immer", sagte Erasmus, "ich habe nicht von dieser Frau geträumt, ich bin durch sie in meinen Träumen gestört worden. Denn gerade als ich mein Haupt mal wieder auf die Arme gelegt und die Augen geschlossen hatte, wurde ich durch eine heftige Explosion fast von meinem Sitz gerissen, und gleich darauf ertönte zu allem Überfluß auch noch ein lautes Schneuzen. Ich blickte auf und versuchte die Ursache dieser empörenden Ruhestörung zu erkennen, konnte aber naturgemäß nichts sehen, weil ich ja hinter meiner Sichtblende saß. Ich hörte nur, wie jemand raschelnd seine Sachen zusammenpackte, und gleich darauf kam hinter der gegenüberliegenden Sichtblende eine Frau hervor und verließ, ohne sich, wie man hätte erwarten können, bei mir zu entschuldigen, den Lesesaal."

"Die Liebe beginnt also mit einem leichten Ärgernis", sagte Charlotte.

"Nein", sagte Erasmus, "es war ein schweres Ärgernis, und die Liebe begann keineswegs damit. Immerhin war mir die junge Dame dadurch - wenn auch unangenehm - aufgefallen, und als ich wenig später in die Cafeteria ging, war es mir nicht mehr möglich, sie zu

übersehen. Sie saß allein an einem der Tische und rauchte. Typisch! dachte ich. Nun ist sie schon so erkältet, daß sie eigentlich gar nicht herkommen dürfte, und dann raucht sie auch noch! Das ist mal wieder typisch!"

"Wofür?" sagte ich, weil ich ja auch dasaß und rauchte.

"Ich weiß nicht mehr wofür", sagte Erasmus, "es ist ja mindestens fünf Jahre her."

"Und dann haben Sie sich zu ihr gesetzt?" fragte Charlotte, die nun doch etwas schneller zur Sache kommen wollte.

"Wo denken Sie hin!" sagte Erasmus. "Ich fühlte mich ja gar nicht zu ihr hingezogen. Sie sah auch nicht gut aus, erkältet wie sie war, sie sah verquollen und verquast aus, vermust und vermanscht, und außerdem rauchte sie, und selbst wenn sie mir so gefallen hätte, wie sie mir heute gefällt, es ist mir nicht gegeben, mich auf eine so direkte und zielstrebige Weise einer Frau zu nähern, ich bin auf Zufälle und günstige Situationen angewiesen, es muß sich wie von ganz allein ergeben, sonst fehlt mir der Zauber, den ich, wie ich mir habe sagen lassen, unter gewissen, vom Spiel der Liebe und des Zufalls herbeigeführten, Umständen durchaus entfalten kann."

"Zweifellos können Sie das, mein Lieber", sagte Charlotte.

"Sie sind zu gütig", sagte Erasmus und führte zum dritten Male ihre Hand an seine Lippen.

"Nunja, es störte Sie also, daß die junge Dame rauchte", sagte Charlotte als sie des Händeküssens überdrüssig geworden war, "und deswegen setzten Sie sich nicht zu ihr. Und dann?"

"Dann geschah erst einmal gar nichts", sagte Erasmus, ohne auf Charlottes falsche oder zumindest einseitige Darstellung einzugehen. "Die Staatsbibliothek ist ein Ort, an dem nichts überstürzt wird. Man hat Zeit, viel Zeit. Bisweilen hat es sogar den Anschein, als stünde die Zeit still. Die Menschen, die sich dorthin begeben, und die man, wenn auch nicht täglich, dort antrifft, kommen immer wieder, über Jahre. Sie arbeiten an ihren Diplomarbeiten, Magisterarbeiten, Doktorarbeiten, Habilitationsschriften oder an irgendwelchen eigenen, keiner Institution und keinem Geldgeber verpflichteten Projekten, von denen sie, weil sie sich einmal, ohne an die Folgen für ihr Leben zu denken, darauf eingelassen haben, nicht mehr loskommen. Irgendein Haken sitzt in ihrer Brust, in ihrer Brust oder in ihrem Kopf, und während sie noch glauben, einen Fisch zu fangen, hängen sie schon selbst an ihrer eigenen Angel. Einstz waren sie Jäger, nun sind sie die Gejagten, wie Aktäon, der Diana nachstellte und sie nackt sah, worauf sie ihn zur Strafe in einen Hirsch verwandelte und ihre Hunde auf ihn hetzte -, kennen Sie das Tizianbild mit diesem Motiv, das, wenn ich mich nicht irre, in London in der National Gallery hängt?"

"Natürlich kenne ich es", sagte Charlotte, die schon die halbe Welt bereist und dabei kein Museum ausgelassen hatte.

"Ein Meisterwerk des Kolorismus!" rief Erasmus. "Und naturgemäß ein Spätwerk Tizians. Ein junger Maler wäre zu einer solchen, wie soll ich sagen, beherrschten Ausgelassenheit im Umgang mit der Farbe niemals fähig gewesen."

"Schon möglich", sagte Charlotte, "aber darf ich annehmen, daß Ihnen diese Assoziation nicht zufällig gekommen ist? Wollen Sie uns vielleicht auf diese Weise mitteilen, Sie hätten ihre Schöne aus der Staatsbibliothek tatsächlich eines Tages nackt gesehen?"

"Wo denken Sie hin!" rief Erasmus entrüstet aus. "Nein, nein, niemals. Ich könnte vielleicht sagen, daß ich etwas darum gäbe, sie eines Tages, wie es in der Bibel so treffend heißt, zu erkennen, aber ich wüßte noch nicht einmal, was ich darum geben sollte, damit fängt es schon an, oder damit hört es schon wieder auf, ganz wie Sie wollen. Nein, ich sah sie nicht nackt, aber jetzt, nachdem sie mir einmal aufgefallen war, sah ich sie häufiger. Sie kam nicht täglich, aber in gewissen Abständen, und ich begegnete ihr in den Gängen, bei der Buchausgabe, in der Garderobe oder in der Cafeteria. Eines Tages aber, so ist es nunmal in der Staatsbibliothek, eines schönen Tages, wenn man einander oft genug begegnet ist, läßt man zum Zeichen des Wiedererkennens ein Lächeln über seine Züge huschen, ein schüchternes, scheues, ängstliches Lächeln zunächst, das aber, wenn es einmal oder zweimal erwidert wurde, zu einem regelrechten Gruß erweitert werden kann. Ja, eines Tages grüßt man sich, sei es nun stumm, durch bloßes Kopfnicken, oder dadurch, daß man den Mund öffnet, um 'Guten Morgen', 'Guten Tag' oder 'Hallo' zu sagen, was freilich nicht ganz ungefährlich ist, weil man womöglich allzu lange an seinem Leseplatz gesessen und geschwiegen und, ohne es zu wissen, einen sogenannten Frosch im Halse stecken hat, so daß der höfliche, wohlklingende Gruß, den man beabsichtigt, unversehens als häßlich gekrächzter Mißton aus dem Munde herausfährt."

"Und das, obwohl man nicht mehr raucht", sagte ich.

"Und das, obwohl man nicht mehr raucht", bestätigte Erasmus.

"Wer hat denn nun gekrächzt?" sagte Charlotte. "Sie oder sie?"

"Sie - ?" rief Erasmus. "Nein, sie nicht! Sie hat nicht gekrächzt, niemals, wie wäre das auch möglich? Sie ist ja nur ein einziges Mal so weit gegangen, ihre zauberhaften Lippen ein wenig zu öffnen und einen Ton herauszulassen, nur ein einziges Mal, ansonsten blieb sie stumm, zurückhaltend oder verhalten, wie ich sagen möchte, sie lächelte mich nur betörend an, das heißt, sie lächelte zurück, wenn ich sie grüßte, und ging vorüber..."

"Und das eine Mal?" sagte Charlotte. "Was sagte sie da?"

"Sagte?" sagte Erasmus. "Nun, gesagt hat sie eigentlich nichts. Sie kam mir auf der Freitreppe entgegen, ich ging hinauf, sie stieg herab, und inzwischen - es war wohl seit der ersten Begegnung bereits ein Jahr vergangen - verspürte ich längst eine angenehme, süße Erregung in meiner Brust, sobald ich ihrer ansichtig wurde, ja, ich hatte sogar Lampenfieber, wenn ich sie grüßte, aus Furcht, mein Gruß möge irgendwie schief und schräg aus mir herausfahren oder mein Lächeln werde nicht so leicht und unbeschwert erscheinen, wie ich es mir wünschte, sondern sich verzerren und zuviel Sehnsucht oder Begehren verraten -, jedenfalls sah ich sie zu mir herabsteigen, und spürte wieder einmal, wie mein Herz sich überschlug. Zunächst tat ich so, als sähe ich sie nicht. Ich wartete, bis nur noch zwei, drei Stufen zwischen uns lagen. Dann erst blickte ich auf, ließ den Ausdruck freudig-überraschten Wiedererkennens auf meinem Gesicht erstrahlen, grüßte sie in meiner, wie ich hoffe, liebenswürdigsten Art, und sie -"

"Und sie?" sagte Charlotte gebannt.

"Sie öffneten ihre Lippen und sagten: Ah! - "

"Wie?" sagte Charlotte. "Das war alles?"

"Ah!" machte Erasmus noch einmal verzückt und versuchte, den Ton mit demselben Ausdruck zu wiederholen, den die Namenlose damals, vor vier Jahren, dabei angeschlagen hatte: "Ah! - Nein, so war's nicht: Ah! - Nein, so auch nicht. Ah! - Ja, so, so war es: Ah!" Und selten habe ich Erasmus so glücklich gesehen, wie bei diesem wiederholten Versuch, die ferne Geliebte durch magisch-mimetische Künste herbeizurufen.

"Und das war wirklich alles?" fragte Charlotte noch einmal.

"Ja", sagte Erasmus, "das war alles. Aber wie froh wäre ich, wenn ich ihr heute - oder morgen - wiederbegegnen und aus ihrem Munde noch einmal dieses verhaltene und zugleich verschwörerische, von einem geheimen Einverständnis zeugende 'Ah' vernehmen dürfte! - Ah! - Ich glaube, es gibt nur noch eines, was mich am heutigen Abend in einer ähnlichen Weise beglücken könnte..."

"Also schön", sagte Charlotte, "dann bringe ich Ihnen jetzt die Süßspeise."

"Kein trifle", raunten wir einander zu, als Charlotte in der Küche war, "das wird eine Enttäuschung geben."

Und ja, es wurde eine Enttäuschung. Charlotte hatte eine, zugegeben, sehr leichte, sahnige Nußcrème zubereitet, die bei jeder anderen Gelegenheit hervorragend geschmeckt hätte, die aber den Vergleich mit dem erwarteten trifle, das, da es nun einmal nicht vorhanden war, von unserer Phantasie auch noch verklärt wurde, nicht bestehen konnte. Wir aßen die Nußcrème natürlich, wir machten sogar die Schüssel leer, selbstverständlich, aber der große Jubel, den Charlotte bisher noch jedesmal mit ihrem trifle geerntet hatte, blieb aus. So sind die Menschen. Sie müssen ihren Gästen unbedingt beweisen, daß sie auch etwas anderes zubereiten können als trifle. Und die können sich über eine noch so köstliche Nußcrème nicht mehr freuen, wenn sie sich insgeheim auf trifle kapriziert haben.

So habe er sich denn, sagte Erasmus, in den Zustand einer in Maßen sehnsüchtigen Verliebtheit, die ihn jedesmal beflügelte, wenn er die Staatsbibliothek betreten habe, ohne ihn aber jemals zu belasten oder aus dem Gleichgewicht zu bringen, eingerichtet, er wisse jetzt schon gar nicht mehr wie lange. War es ein Jahr? Waren es zwei? Oder gar drei? Wie sich doch das Zeitgefühl in der Staatsbibliothek verlöre! Ein Jahr sei wie ein Tag, ein Tag sei manchmal wie ein Jahr, und genaugenommen sei es schon verkehrt, in solchen Zeiträumen, Zeitmaßen oder Zeitspannen zu denken, man müsse hier von Ewigkeiten reden, ja, von Ewigkeiten, oder von Flüchtigkeiten, ja, von Flüchtigkeiten, oder - nunja. Einmal habe er diese Frau eine solche Ewigkeit lang in einer Ecke der Bibliothek, in der sich die großen Nachschlagewerke befinden, auf dem Fußboden sitzen sehen, sie habe dort in einer so anmutigen, konzentrierten, zugleich hingeebenen und gefaßten Haltung gesessen, daß er bei ihrem Anblick wie gebannt, ja, wie verzaubert stehengeblieben sei. Wäre er ein Michelangelo oder ein Rodin, er würde sein ganzes Leben daran setzen, dieses Bild, das er da gesehen, um nicht zu sagen, geschaut habe, in Marmor zu meißeln oder in Bronze zu gießen. Aber er sei kein Michelangelo oder Rodin, leider, oder vielleicht auch gottseidank, denn beide hätte es ja schon gegeben. Wo sei er stehengeblieben? Ach ja. Er habe sogar den Impuls gehabt, sich zu ihr auf den Boden zu setzen, so natürlich sei ihm ihre Haltung vorgekommen, das habe er dann aber doch nicht getan, weil er das Bild, das er gesehen und geschaut, nicht habe

zerstören wollen. Voller Anbetung sei er stehengeblieben und habe sich nicht vom Fleck gerührt, und seltsam, so genau er sich an dieses Bild erinnern könne, wie die Frau da gesessen und wie er da gestanden habe, so wenig erinnere er sich daran, wie jenes eine flüchtige Ewigkeit lang bestehende Bild sich wieder aufgelöst habe. Irgendwie müsse er ja aus der Situation herausgekommen sein, sagte er, sonst stünde er ja noch immer da, aber wie? Sei die Frau aufgestanden und habe sie das Nachschlagewerk ins Regal zurückgestellt? Oder habe er sich selbst behutsam davongeschlichen, um nicht mit ansehen zu müssen, wie das vollkommene Bild sich selbst zerstört? Er wisse es nicht mehr. Seltsam, wie das Gedächtnis seine eigenen Wege gehe und selbst entscheide, was wir behalten dürften oder müßten, und was nicht.

"Aber es gab auch andere Zeiten", sagte Erasmus und kam damit der Frage zuvor, die längst im Raum war und entweder von mir oder von Charlotte gestellt werden wollte, der Frage nämlich, ob er denn wirklich niemals die Gelegenheit gefunden habe, mit dieser Frau ein Gespräch zu beginnen oder sie zum Essen einzuladen oder zu einem gemeinsamen Theaterbesuch oder was immer er in solchen Fällen bevorzuge -, "es gab auch Zeiten, sagte er, in denen ich ihr aus dem Wege ging und es vermieden habe, sie zu grüßen, weil sie nicht gut aussah, was sage ich, weil sie schlecht aussah, elend, unglücklich, verloren, verzweifelt und nicht mehr attraktiv."

"Wie!" rief ich aus. "Und du hast keine Neigung verspürt, sie aus ihrer offensichtlichen Verzweiflung herauszuholen und sie glücklich zu machen?"

"Nein", sagte Erasmus, "auf den Gedanken bin ich nicht gekommen. Ich fürchtete eher, mit hineingerissen zu werden in ihr Unglück, wenn ich ihr zu nahe käme."

"Was bist du für ein seltsamer Mensch!" sagte ich.

Erasmus' Vorsicht oder Zurückhaltung einer Geliebten gegenüber, die sich aus unbekanntem Gründen in einer nicht gerade glücklichen oder geradezu elenden Verfassung befindet, rief mir die eine oder andere meiner eigenen Liebesgeschichten ins Gedächtnis, in denen das Motiv: Die Geliebte befindet sich in einer unglücklichen Verfassung, sie ist gewissermaßen etwas angeschlagen -,

eine Rolle spielte. Damals auf der Schauspielschule war es

Judith K., die gerade durch die erste Zwischenprüfung durchgefallen war und nur noch probeweise weitermachen durfte. Ich näherte mich ihr am Wochenende nach der Prüfung, indem ich - aber nein, das ist jetzt nicht so wichtig. Ich frage mich eben nur, welchem Verhalten der Vorzug zu geben wäre, dem von Erasmus, der, wenn er bemerkt, daß seine Schöne sich im Elend befindet, aus Furcht, von ihrem Unglück angesteckt zu werden, einen Bogen um sie macht, oder dem eines Liebhabers, der darauf zu warten scheint, daß der Geliebten ein Mißgeschick zustößt, um sich ihr in der Rolle des Helfers oder Retters zu nähern. Nun, für den Augenblick reicht es zu wissen, daß Erasmus dort, wo ein anderer die Chance gewittert hätte, sich als Glücksbringer zu erweisen, nichts als die Gefahr sah. Und daß er an dem Abend bei Charlotte B. freimütig genug war, sich zu dieser Haltung zu bekennen.

Damals habe er übrigens ein Verhältnis mit einer anderen Frau gehabt, sagte Erasmus, ein sehr leichtes und bezauberndes Verhältnis, an das er gern zurückdenke. Diese Frau, die auch hin und wieder in die Staatsbibliothek gekommen sei, habe ihm jedoch eines Tages die Frage gestellt, ob er sie heiraten und eine Familie mit ihr gründen wolle, jawohl, ganz so direkt, wie

er es jetzt erzähle. Sie habe ihn das freilich in einer so undramatischen, leichten und bezaubernden Weise gefragt, daß es ihm überhaupt nicht schwergefallen sei, nein zu sagen, oder wenn, dann nur, weil er gedacht habe: Wenn sie es mir so leicht macht, nein zu sagen, würde es mir dann nicht ebenso leicht fallen, ja zu sagen?

Inzwischen sei diese Frau längst mit einem anderen verheiratet und habe zwei Kinder, übrigens sehr süße, kleine, blonde Wesen, die er nicht ohne Wehmut betrachten könne, da sie ja seine eigenen hätten sein können und es auch wären, wenn er nur ja gesagt hätte, aber er habe eben nicht ja gesagt, weil der Gedanke an eine Eheschließung für ihn nun einmal vollkommen undenkbar sei. Eine gute Ehe halte er für so wahrscheinlich wie eine wahre Freundschaft, und was er von der sogenannten Freundschaft halte, das sei ja bekannt. Sollte er aber jemals die Absicht haben zu heiraten, dann nur eine Frau wie die Namenlose, aber was für ein Unsinn, was rede er denn da, nicht eine wie die Namenlose sondern sie selbst, die Namenlose wünsche er sich zur Frau, und welchen Namen sie jetzt auch trage, sie würde dann seinen Namen tragen, ja, das wäre doch was!

"Und Sie haben ihr niemals zu verstehen gegeben, was Sie für sie empfinden?" fragte Charlotte.

"Wie sollte ich?" sagte Erasmus. "Ich konnte doch nicht einfach auf sie zugehen und sagen: Hör' mal, patati patata, wir grüßen einander jetzt schon seit zwei Jahren, warum gehen wir nicht einfach zusammen in den Tiergarten oder in die Nationalgalerie? Und übrigens, wie heißt du eigentlich?"

"Warum nicht?" sagte Charlotte.

"Nein", sagte Erasmus, "eine Liebesgeschichte, die so anfängt, würde ich mir nicht wünschen. Es kommt ja in der Liebe wie nirgendwo sonst, und wenn, dann nur noch in der Kunst, auf den Zufall an, auf den Zauber des Augenblicks, auf die Gunst der Stunde, auf die glückliche Fügung. Wer zuviel will und zuviel macht, zerstört gerade das, worum es geht."

"Und wer zuwenig macht?" sagte Charlotte.

"Sie treffen mich an meinem wunden Punkt", sagte Erasmus. "Und dies ist jetzt der Augenblick, in dem ich sagen und beklagen muß, daß ich mich viel zu lange, sträflich lange, in der trügerischen Sicherheit gewiegt habe, diese Frau würde, genau wie ich, ihr ganzes Leben in der Staatsbibliothek zubringen. Ich habe einfach nicht daran gedacht, daß sie mit ihrer Arbeit, was immer es auch gewesen sein mag, ihrer Diplom-, Magister- oder Doktorarbeit, eines Tages fertig sein und nicht mehr wiederkommen könnte. Aber so war es. Eines Tages kam sie nicht mehr. Eines Tages blieb sie weg. Ich bemerkte es zunächst gar nicht, weil sie ja auch vorher nicht täglich gekommen war, nicht jeden Tag, ich dachte, heute kommt sie nicht, dann kommt sie eben morgen, und als es morgen war, dachte ich dasselbe, und am nächsten Tage wieder, und am übernächsten Tage auch, und am folgenden erneut und ebenfalls am Tag, der auf den folgenden folgte und so weiter, und erst als ich die Hoffnung, sie am nächsten Tage wiederzusehen, vierzehn Tage oder drei Wochen oder einen Monat lang wieder und wieder von heute auf morgen und von morgen auf übermorgen verschoben hatte, dämmerte es mir allmählich, daß ich sie womöglich niemals wieder sehen würde. Niemals im Leben. Und an dem Tage, an dem mir dieser Gedanke in all seiner Tragweite bewußt wurde, da weinte ich bitterlich."

"Sie haben geweint?" sagte Charlotte. "Das hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut."

"Sie kennen mich eben nicht", sagte Erasmus mit lächelnd gespitztem Munde, "und wer weiß?" - hier spielte sein Lächeln ins Aasige hinüber - "vielleicht habe ich auch nicht geweint. Vielleicht habe ich es nur gesagt, um Sie ein wenig zu rühren?"

"So schnell rühren Sie mich nicht, mein Lieber", sagte Charlotte. "Da müßten Sie schon sehr, sehr zarte Töne auf ihrer Laute anschlagen."

"Und ich habe noch nicht einmal eine Laute", rief Erasmus mit hoher Stimme. "Darf ich Ihnen die Geschichte trotzdem zuende erzählen?"

"Es sei Ihnen gestattet", sagte Charlotte gnädig. "Sie haben Ihre Namenlose - das schließe ich daraus, daß Sie sagten, die Geschichte sei noch nicht zuende - also doch wiedergesehen?"

"Eines Tages", sagte Erasmus, "sah ich sie im Zuschauerraum eines Kinos sitzen, ich weiß schon gar nicht mehr, welchen Film es gab, ich glaube, es war Barfly mit Mickey Rourke, der Film über Charles Bukowski, haben Sie ihn gesehen?"

Charlotte verneinte.

"Nunja, ich bin auch gar nicht sicher, ob es dieser Film war, ich glaube sogar, ich verwechsle ihn mit einem anderen, nun jedenfalls: Sie war im Zuschauerraum. Als die Vorstellung beendet war und das Licht anging, sah ich sie aufstehen, aus der Reihe heraustreten, und -"

"Diesmal sind Sie auf sie zugegangen und haben sie begrüßt", sagte Charlotte.

"Aber wie denn?" rief Erasmus. "Sie war ja in Begleitung!"

"Naja dann", sagte Charlotte in einem alles abschließenden Tonfall, der besagen wollte: Dann lassen Sie doch die Finger von der Dame.

"Aber nein", sagte Erasmus, "nein! Ich habe sofort gesehen: Dieser Mann paßt nicht zu ihr. Er war ein Schönling, ein dummer, hohler, niveauloser Mensch. Groß, schlank, schwarzhaarig und unbedeutend. Nein, der war nichts für sie. Vielleicht hatte sie mit ihm eine nette, kleine Affäre, das halte ich für möglich, aber mehr auf keinen Fall! Nichts Ernstes, nein, niemals - das wäre überhaupt nicht denkbar! Sie braucht einen anderen Mann, das weiß ich, sie braucht jemanden, mit dem sie repräsentieren kann, ich meine, geistig repräsentieren, geistig und kulturell, natürlich auch gesellschaftlich im allgemeinen, das wäre wünschenswert, aber in jedem Falle braucht sie einen Mann wie -"

"Wie Sie!" ergänzte Charlotte.

"Sie sagen es."

"Und wie soll sie diesen Mann bekommen, wenn er nicht bereit ist, um sie zu werben?"

"Ich bin's ja!" rief Erasmus, indem er die linke Hand fast wie zum Schwur in die Höhe hob. "Ich bin es! Aber was soll ich machen, wenn ich ihr begegne, und sie ist in Begleitung eines anderen? Und wenn ich obendrein nicht einmal sicher bin, ob sie es ist?"

"Was?" machte Charlotte.

"Ja, wirklich, ich wußte nicht mehr: Ist sie es, oder ist sie es nicht? Ich hatte sie ja längere Zeit nicht mehr gesehen, und obendrein noch nie in einer anderen Umgebung. Wären wir in der Staatsbibliothek gewesen, dann hätte ich sofort gewußt: Das ist sie. Aber in irgendeinem Kino und dann noch in Begleitung eines solchen Mannes - nein, ich war mir nicht sicher. Ich schaute zur ihr hin, um sie zu grüßen, wenn sie mich grüßen würde, aber als sie zu mir herschaute, ohne mich zu grüßen, wandte ich verlegen meinen Blick ab und richtete ihn auf etwas anderes, und als ich gleich darauf erneut zu ihr hinschaute, diesmal mit dem festen Vorsatz, sie aus eigenem Entschluß zu grüßen, wandte sie ihrerseits den Blick, der, wie es schien, die ganze Zeit auf mich gerichtet gewesen war, von mir ab, während nun ich den meinen auf sie gerichtet hielt und ihn erst wieder abwandte, als sie erneut zu mir herüberschaute..."

"Und so weiter", sagte Charlotte.

"Nein", sagte Erasmus, "damit war Schluß. Immerhin hatte sie zweimal die Möglichkeit gehabt, mich zu grüßen."

"Sie hätten sie grüßen müssen", sagte Charlotte. "Es ist der Herr, der die Dame grüßt, nicht umgekehrt."

"Interessant!" sagte Erasmus. "Das wußte ich gar nicht. Auf so etwas wird heutzutage ja immer weniger geachtet, was ich übrigens bedauerlich finde. Aber der entscheidende Punkt war ja auch, daß ich sie nicht mit Sicherheit wiedererkannt hatte."

"Sie wollen also eine Frau heiraten, von der Sie nicht einmal wissen, wie sie aussieht?"

"Wie sie aussieht, weiß ich", sagte Erasmus. "Sie sieht genauso aus wie die, die ich im Kino gesehen habe, ich war mir nur nicht sicher, ob sie es auch war. Aber lassen Sie uns nicht vom Heiraten reden, ich weiß, ich mache mich damit nur lächerlich. Der Mensch ist ein hoffendes Wesen, das ist sein Glück und seine Tragik, aber das Ausmaß seiner Hoffnungen zeigt doch nur, wie wenig er zu hoffen hat."

"Heißt das, Sie hoffen nicht mehr?"

"Wie sagte - ja, wer war es denn? Ich weiß nicht, der alte Tertullian soll's ja bekanntlich nicht gewesen sein. Naja egal, wer immer es auch war, er sagte: credo, quia absurdum. Und genauso könnte ich sagen: Ich hoffe, weil es hoffnungslos ist. Denn die letzte und vielleicht größte Chance, die Bekanntschaft dieser Frau zu machen, habe ich ungenutzt vorbeiziehen lassen. Ich könnte mich noch heute dafür ohrfeigen!"

"Tun Sie's!" sagte Charlotte.

Und wirklich gab Erasmus sich mit den gestreckten und geschlossenen Fingern seiner rechten Hand einen kleinen strafenden Klaps auf die Wange.

Sie sei nämlich noch einmal zurückgekommen, sagte er beinahe flüsternd. Jawohl, zurück zu ihm. In die Staatsbibliothek. Wie Eurydike, als sie zu Orpheus in den Hades hinabgestiegen sei, um ihn ins Zeitliche, das er bereits gesegnet hatte, zurückzuholen, oder nein, es sei ja anders herum gewesen, nicht Eurydike habe den Orpheus sondern Orpheus habe Eurydike heraufgeholt oder heraufholen wollen, wie man genauer sagen müsse, denn er habe es ja nicht

geschafft -, aber so sei es ihm, Erasmus, vorgekommen, wie die paradoxe Wiederholung eines mythischen Geschehens. Oder vielleicht auch gar nicht paradox, vielleicht gebe es im Mythos auch den umgekehrten Fall, daß nicht der Mann herabsteigt, um die Geliebte wieder heraufzuholen, sondern die Frau, um den Geliebten zu erlösen, ja, freilich gebe es diesen Fall, wir bräuchten nur an Isis und Osiris zu denken oder an Ishtar und Tammuz, aber die griechische Unterweltsvorstellung vom Hades und den Schatten passe wohl am besten auf die Staatsbibliothek und die Menschen, die dort ihre Zeit verbrächten, im Dienste des Geistes, vom Leben suspendiert, und in gewisser Weise, wenn man es so sehen wolle, erlösungsbedürftig. Jedenfalls sei sie zurückgekommen, und diese Rückkehr, auf die er immer gewartet und sich in seinen nächtlichen Gedanken und Phantasien gründlich vorbereitet habe, indem er sich alles, was er in einem solchen Falle zu sagen und zu tun und was sie zu antworten und ihrerseits zu tun hätte, in allen möglichen Variationen ausgemalt und durchgespielt habe -, diese Rückkehr sei ihm schon im Augenblick des damaligen Erlebens als das mythische Ereignis vorgekommen, als das er es noch immer sehe, und darin liege möglicherweise sogar die Wurzel seines Versagens. Denn versagt habe er, fürchterlich versagt. Es falle ihm noch immer schwer, daran zurückzudenken, so sehr schäme er sich seines Mißgeschicks. Sie sei also zurückgekommen, die Namenlose, die Geliebte, diese Frau, die er noch heute heiraten würde, wenn sie nur einwilligte, weil er sie für eine wirklich anmutige Erscheinung halte, von der er sich wünschte, sie säße jetzt hier mit uns am Tisch und äße von der köstlichen Nußcrème - ob noch etwas davon in der Küche sei?

"Nein", sagte Charlotte, "aber es freut mich, daß es Ihnen geschmeckt hat."

"Nun gut", sagte Erasmus. Aber eines könne er mit Bestimmtheit sagen: eine solche Nußcrème bekomme man in der Cafeteria der Staatsbibliothek nicht. Das sage er, um überzuleiten. Die Cafeteria sei nämlich der Ort, an dem die mythische Begegnung stattgefunden habe. Dort habe er die Geliebte wiedergesehen, und niemand werde ihn von seiner festen Überzeugung abbringen, daß sie nur seinetwegen zurückgekommen sei, um ihn heraufzuholen aus dem Hades, aus der Geistes Einsamkeit und Lebensferne, um ihn zu erlösen. Aber leider -

"Leider?" sagte Charlotte.

Man müsse die Cafeteria kennen, um alles weitere zu verstehen, sagte Erasmus. Dort herrsche der sogenannte self-service, die Selbstbedienung. Dafür gebe es auf der einen Seite einen langen Tresen, an dem man vorbeidefilire und sich aus gekühlten Truhen, Kaffeeautomaten oder gläsernen Fächern auf sein Tablett stelle, was man zu verzehren gedenke, und auf der anderen Seite, zur Erleichterung der Schlangenbildung und damit kein unziemliches Gedränge entstehe, gebe es ein verchromtes Geländer, das bis hin zur Kasse parallel zum Tresen verlaufe. Durch diese schmale Passage zwischen Tresen und Geländer, durch dieses Nadelöhr, habe er an jenem Tage hindurchgemußt, um für sich und seine Begleiterin Kaffee und wohl auch etwas Kuchen zu besorgen. Ja, er sei in Begleitung gewesen, in Begleitung jener Frau, von der er bereits erzählt habe, der Frau, die ihn habe heiraten wollen und die inzwischen längst zwei blonde Kinder habe und mit der es so bezaubernd gewesen sei, daß es ihm leicht und schwer zugleich gefallen sei, ihr den Heiratswunsch nicht zu erfüllen -, in der Begleitung dieser Frau sei er gewesen. Wohl gemerkt zu einem Zeitpunkt, da das Verhältnis - er spreche jetzt vom Liebesverhältnis - bereits beendet, das Nein zur Heirat ausgesprochen, die Positionen geklärt und nichts als gutes Einvernehmen übrig geblieben sei. Nur in der Staatsbibliothek, habe er sie gelegentlich noch gesehen, vornehmlich in der Cafeteria. So auch an jenem Tage, von dem er zu erzählen angefangen habe. Also. Er sei in das Nadelöhr gegangen, um Kaffee zu holen, während seine Begleiterin geradewegs auf einen freien Tisch

zugegangen sei und sich dort hingesetzt habe. Und nun, er wolle es nicht allzu spannend machen, - wen habe er wohl in der Schlange, die sich am Tresen entlangschob, zwei Plätze vor ihm, mit nichts als einem Käsebrötchen auf dem Holztablett gesehen? Nun?

Charlotte: "Nun?"

Erasmus: "Sie erraten es nicht?"

Charlotte: "Ich glaube nicht, daß es besonders schwer ist." Erasmus: "Dann brauche ich es ja nicht zu sagen."

Charlotte: "Oh doch, das müssen Sie, das werden wir Ihnen nicht ersparen. Also?"

"Sie!" sagte Erasmus. "Sie, die Namenlose, die Geliebte stand dort vor mir in der Schlange. Sie war zurückgekommen. Sie war da. Es durchfuhr mich, es durchzuckte mich, in meinem Inneren wechselte es zwischen kalten und heißen Empfindungen, zwischen Bangen und Entzücken, Furcht und Jubel, und ich wußte nur allzu genau: Dies ist jetzt der Moment, in dem sich dein Leben entscheidet, und nicht nur das deine - also das meine - sondern auch das ihre. Entweder ich verlasse diese Cafeteria als der glücklichste Mensch der Welt, oder ich bin für immer vernichtet und wandle nur noch als ein Schatten unter den Lebenden."

"Für einen Schatten sehen Sie aber ziemlich bunt aus, mein Lieber", sagte Charlotte, da Erasmus, wie ich jetzt nicht umhin kann zu erwähnen, das grün-blau-rot karierte Jacket trug, das er vor einiger Zeit in einem second-hand shop erworben hatte.

"Als Malerin wissen Sie besser als ich, daß die Schatten - was übrigens schon Delacroix gesehen hatte - keineswegs schwarz sind, sondern farbig", entgegnete Erasmus.

"Farbig ja", sagte Charlotte, "aber nicht buntscheckig. Doch wie auch immer, haben Sie die junge Dame denn nun angesprochen?"

"Bedenken Sie eines", sagte Erasmus, "ich war in Begleitung."

"Aber nicht am Tresen."

"Das nicht", sagte Erasmus. "Aber ich war wegen der Frau, mit der ich in die Cafeteria gekommen war, doch gehemmt. Schließlich hatten wir eine sehr leichte und zauberhafte Zeit hinter uns, und ich wollte nicht, daß es den Anschein hätte, als würde ich so ohne weiteres von der einen zur anderen übergehen -"

"Was Sie freilich gern getan hätten."

"Aber nicht vor den Augen meiner Begleiterin! Deswegen war ich auch so gehemmt. Gleichwohl überlegte ich, wie ich es anstellen könne, mit der Frau, die ich nicht zögern würde als die Frau meines Lebens zu bezeichnen, ins Gespräch zu kommen. Und während ich noch überlegte, führte sie selbst - mit Absicht, wie ich behaupte - die Gelegenheit dazu herbei. Sie verzögerte nämlich."

"Sie - was?"

"Sie verzögerte. Sie befand sich ja noch immer zwei Plätze vor mir in der Schlange. Und nun verzögerte sie. Sie blieb an der Truhe mit den Erfrischungsgetränken stehen und tat, als suche sie etwas oder als könne sie sich nicht entscheiden, was sie trinken solle, Mineralwasser oder Fruchtsaft, Cola oder Fanta, Herva Mosel oder Tomatensaft, jedenfalls verzögerte sie, blieb stehen, ließ die beiden anderen Personen, die zwischen uns waren, an sich vorbeigehen und befand sich nun mit einem Male unmittelbar vor mir. Beide zugleich beugten wir uns über die Truhe mit den erfrischenden Getränken, ich griff nach Orangensaft für meine Begleiterin, sie hatte sich inzwischen für ein Mineralwasser entschieden, unsere Hände näherten sich einander, unsere Blicke trafen sich, ich lächelte sie an, sie lächelte zurück, ich dachte, jetzt, jetzt mußt du etwas sagen, dies ist der Moment, und dann -"

"Und dann?"

"Dann nahm sie ihr Tablett und ging zur Kasse."

"Und Sie?"

"Ich ging hinter ihr her, zahlte und suchte meine Begleiterin. Sie hatte einen freien Tisch für uns gefunden und erwartete mich, aber am Tisch daneben, am Nachbartisch, saß nun inzwischen - wer?"

"Die Namenlose."

"Niemand anders."

"Und Sie, Sie gingen hin und setzten sich zu ihr."

"Zu wem?"

"Der Namenlosen."

"Natürlich nicht. Ich war ja mit der anderen verabredet. Ich setzte mich sogar noch mit dem Rücken zu der Frau, deren Namen ich absurderweise noch immer nicht kenne, ausdrücklich mit dem Rücken, weil ich sonst den Blick nicht von ihr hätte lassen können. Ist das zu glauben? Diese Frau kommt noch ein einziges Mal zurück in die Staatsbibliothek, nur um mir noch eine letzte Chance zu geben, und ich, ich kehre ihr den Rücken zu, weil ich wegen der anderen, mit der mich nur noch die Vergangenheit verbindet, Skrupel habe. Ich setze mich mit dem Rücken zu der, die ich eigentlich anschauen will, um die, die ich in dem Moment zum Teufel wünsche, nicht in irgendwelchen Gefühlen zu verletzen, von denen ich gar nicht wußte, ob sie sie noch hatte. Verrückt? Aber so bin ich. So war ich. So ist es gewesen. Und damit war es aus. Eurydike ging zurück ins Leben, und Orpheus blieb für immer in der Unterwelt. Aber - ich bin noch nicht am Ende, noch nicht ganz. Die Sache hatte ein Nachspiel, ein etwas merkwürdiges und möglicherweise makabres Nachspiel. Haben Sie noch die Geduld, mir zuzuhören?"

Wir hatten. Seltsam genug, dachte ich. Erasmus erzählt eine Liebesgeschichte, in der so gut wie nichts geschieht, und wir hören ihm einen ganzen Abend lang zu. Wir waren auch bereit, ihm noch das Nachspiel abzunehmen. Charlotte wollte nur vorher einen Kaffee zubereiten, ihr war danach, und eine eilig durchgeführte Umfrage ergab, daß auch die übrigen Anwesenden nicht abgeneigt waren, Kaffee zu trinken. Erasmus bekannte sich zu dieser Neigung freilich erst nach langem Hin und Her; er müsse morgen früh raus, sagte er, er wisse nicht, ob er nicht

Schwierigkeiten haben werde, einzuschlafen, wenn er jetzt Kaffee trinke, Charlotte möge ihn doch bitte nicht zu stark machen, dann werde er vielleicht eine Tasse mittrinken, aber nur eine, eine einzige, auf keinen Fall mehr - und als er mit diesen und dergleichen Überlegungen endlich zu einem Entschluß gekommen war, hatte ich das Gefühl, einer großen Gnade teilhaftig zu werden, der Gnade, daß Erasmus sich dazu herabließ, entgegen aller Vernunft und allen guten Vorsätzen, zu dieser späten Stunde, nachts um eins, noch eine Tasse Kaffee mit uns zu genießen.

Die letzte Begegnung habe vor zwei Wochen stattgefunden, fuhr Erasmus fort, und wieder sei es eine unterweltliche Begegnung gewesen, diesmal in einem ganz und gar wörtlich zu nehmenden Sinne. Aus Gründen, die jetzt nichts zur Sache täten, fahre er gelegentlich schon vormittags in die Stadt, zum Bahnhof Zoo, und zwar mit der U-Bahn. Am Kleistpark steige er ein, am Wittenbergplatz steige er um, und dann sei es bis zum Zoo noch eine Station.

"Kennen Sie eigentlich unsere U-Bahnen?"

Was für eine Frage! dachte ich.

"Nunja", sagte Charlotte. "Ich fahre normalerweise mit dem Auto, aber..."

"Jeder Waggon hat doch", sagte Erasmus, "sechs Türen. Zwei vorn, zwei hinten, zwei in der Mitte. Im Bereich dieser Türen gibt es nun jeweils eine Anzahl von Stehplätzen, und zusätzlich noch, vorn und hinten wenigstens, einige Behelfssitze, die an den Wänden befestigt sind und bei Bedarf heruntergeklappt werden. Auf einem solchen Klappsitz saß ich, und zwar direkt neben der Tür an der Seite, an der ich, wie ich wußte, aussteigen würde. Was tue ich wohl, wenn ich U-Bahn fahre?"

Wieder so eine Frage, dachte ich. Was tut er? Die Leute anstarren? Vor sich hin brüten? Nach schönen Frauen Ausschau halten? Sich Geschichten ausdenken?

"Ich lese Zeitung", sagte Erasmus.

Ach so, dachte ich.

"Ich komme ja gewöhnlich nicht dazu, die Zeitungen so gründlich zu studieren, wie ich es möchte und auch müßte und wie ich es mir immer wieder vornehme, leider vergeblich, und daher nutze ich die U-Bahnfahrt und lese Zeitung."

Jetzt kommt ein längerer Exkurs über das Zeitunglesen, dachte ich, aber ich hatte mich geirrt.

"Ich lese also den Tagesspiegel", fuhr Erasmus fort, "und lasse mich durch das Ein- und Aussteigen, das Kommen und Gehen, die ständige Unruhe und Bewegung, die gerade in diesem Bereich der U-Bahnwagen herrscht, nicht stören. Ich sitze ohne aufzuschauen da und lese, und erst als der Zug den Nollendorfplatz bereits verlassen hat und auf den Wittenbergplatz zufährt, lasse ich die Zeitung sinken, falte sie zusammen, schaue auf und sehe -"

er machte eine Pause, und ich dachte, bitte, stell nicht wieder eine dieser Fragen, sag's einfach gerade heraus! Und wirklich, als hätte er mein stummes Flehen gehört, sagte er - "die Frau."

"Die Namenlose?" fragte Charlotte. "Eurydike?"

"Eben die", antwortete Erasmus. "Sie saß mir gegenüber, auf der anderen Seite des Waggons, ein paar Schritte von mir entfernt, ebenfalls auf einem Klappsitz. Ich konnte es nicht fassen. Ich hatte offenbar schon eine Weile mit ihr zusammen in diesem Zug gegessen, ohne sie zu bemerken. War sie schon dagewesen, als ich eingestiegen war, und hatte ich sie nur nicht gesehen? Oder war sie erst nach mir eingestiegen? Und wenn ja, wo? Und was wird sie von mir denken, dachte ich, da ich sie nicht bemerkt habe? Denkt sie vielleicht, ich hätte sie bemerkt und so getan, als hätte ich es nicht? Aber sofort stieg auch der Zweifel wieder in mir hoch. Ist sie es wirklich? fragte ich mich. Oder ist es eine andere, die nur so ähnlich aussieht? Und wenn sie es ist, warum schaut sie mich dann nicht an? Sie muß mich doch genauso wiedererkennen, wie ich sie wiedererkenne? Aber sie erkannte mich ja. Ich sah es ihr an, ich sah es an ihrem Blick, obwohl sie mich nicht anschaute. Sie schaute mich nicht an, sie sah aber auch nicht weg, nicht ganz woandershin, sie hatte diesen Blick, den ich auch von mir selber kenne, diesen Blick, der den anderen wahrnimmt, ohne zu zeigen, daß er ihn wahrnimmt, diesen etwas glasigen, scheinbar abwesenden, scheinbar in eine unbestimmte Ferne gerichteten Blick, der aber in Wahrheit nur ein heuchlerischer Blick ist. Auf diese Weise schaute sie an mir vorbei, während ich, erstaunt, verblüfft, ja fassungslos und wie gelähmt ihr geradewegs ins Antlitz starrte. Hätte sie mich nur einmal angeschaut, nur für einen winzigen Augenblick, dann hätte ich sie begrüßt und, wer weiß, ein kleines Gespräch mit ihr begonnen, aber so, bei all der Unsicherheit, in der ich mich befand, der Unsicherheit, ob sie es wirklich war - aber natürlich war sie es, ich bin ganz sicher, daß sie es war -, aber da ich nicht sicher wußte, ob sie mich sah oder ob sie mich vielleicht sogar nicht sehen wollte, grüßte ich sie nicht.

Der Wittenbergplatz kam. Der Zug lief ein, er hielt, die Türen sprangen auf, ich mußte aussteigen. Ich stieg aber nicht aus. Noch nicht. Ich verzögerte mein Aussteigen, ich wollte sehen: Was macht sie? Steigt sie auch aus? Oder fährt sie weiter? Und wird sie mich, wenn sie aussteigt, nicht doch bemerken müssen, so daß ich ein Gespräch mit ihr beginnen und ihr zu verstehen geben könnte, wie sehr ich sie in all den Jahren -"

"Jaja, schon gut", sagte Charlotte, "aber was machte sie denn nun? Stieg sie aus oder fuhr sie weiter? Und Sie, was taten Sie? Blieben Sie sitzen und fuhren Sie einfach mit ihr weiter?"

"Nein", sagte Erasmus, "ich mußte ja zum Bahnhof Zoo, und von dort in die Hardenbergstraße, wo ich etwas zu tun hatte, ich möchte jetzt nicht sagen, was. Ich hätte es mir nicht erlauben können, weiterzufahren. Es war aber auch nicht nötig. Sie stieg aus, und zwar auf eine reichlich merkwürdige Weise. Sie saß ja, wie ich bereits gesagt habe, auf der anderen Seite des Waggons, auf der Seite, an der die Türen geschlossen blieben. Um auszusteigen mußte sie auf meine Seite herüberkommen und, da ich ja unmittelbar neben der Tür saß, direkt an mir vorbei. Das wäre wenigstens der kürzeste Weg gewesen, der, wie ich sagen möchte, normale Weg. Sie aber, was machte sie? Zunächst einmal verzögerte sie ebenfalls. Ich verzögerte, um zu sehen, ob sie aussteigen und an mir vorbeigehen würde, sie verzögerte, um zu sehen, ob ich nicht aussteigen und sie somit nicht mehr an mir vorbeigehen müsse. Ja, so war es. Sie wollte nicht an mir vorbei. Erst als sie sicher annehmen mußte, daß ich weiterfahren würde, stand sie auf, machte - ohne mich anzuschauen - einen Schritt in meine Richtung, bog dann plötzlich mit einer eleganten Drehung ihres Oberkörpers nach links ab, eilte durch den halben Waggon und stieg durch die Mitteltür aus, durch die bereits die neuen Fahrgäste hereindrängten. - Ja", sagte Erasmus, "und damit bin ich am Ende." - Er machte eine kleine Pause und fügte dann hinzu: "Mit der Geschichte, meine ich, mit der Erzählung. Sonst hoffentlich noch nicht."

Das hoffen wir natürlich alle. Ich möchte aber, bevor ich schließe, noch erwähnen, daß Erasmus inzwischen mit Erfolg sein Habilitationsverfahren abgeschlossen hat und sich nunmehr im Status eines Privatdozenten befindet. Man lächele nicht, das ist nicht wenig. Er kam übrigens im Laufe seines Vortrags und der anschließenden Befragung durch die Prüfungskommission auch auf das Thema Liebe zu sprechen. Er könne hier nur nach Erkenntnissen urteilen, von denen er gehört oder gelesen habe, sagte er, aus eigener Erfahrung kenne er die Sache leider - oder solle er sagen: glücklicherweise? - noch nicht...